



Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur



In diesem Heft:

Klaus Losert

Geschichte und Geschichten von
der Mainfähre in Heidingsfeld II

Lothar Braun

Der Hofheimer Bildhauer

Karl Albert (1743–1819)

Alexander Biernoth

Fränkische Ballonfahrt vor über
230 Jahren



Frankenland

Postvertriebsstück • Gebühr bezahlt • Frankenbund e.V. • Stephanstraße 1 • 97070 Würzburg

ISSN 0015–9905

B 29 38



Anmeldung zur Mainschifffahrt am 8. Juni 2018

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich zur Schifffahrt auf dem Main am 8. Juni 2018 an:

..... Name Vorname

..... Name Vorname

..... Straße Ort

..... Telefon E-Mail

Anzahl Erwachsene **mit** Mitgliedschaft im Frankenbund: (30 € p.P.)

Anzahl Erwachsene **ohne** Mitgliedschaft im Frankenbund: (35 € p.P.)

Die Teilnahmegebühr in Höhe von € zahle ich / zahlen wir bis zum 4. Juni 2018 auf das Konto des FRANKENBUNDES ein: **IBAN:** DE67 7905 0000 0042 0014 87 // **BIC:** BYLADEM1SWU

..... Datum Unterschrift

Mittagessen auf dem Schiff (auf dem Schiff zu zahlen)

- Schnitzel „Wiener Art“ mit Bratkartoffeln 9,50 €
- Tagliatelle mit Pesto und Tomaten 8,50 €
- Bunter Salatteller mit Putenbruststreifen 8,00 €

In Eibelstadt

Bitte 1 Angebot p. P. auswählen (Veranstaltungen laufen parallel):

- Besichtigung der historischen Flurkarte von Eibelstadt im Rathaus (max. 30 Personen)
- Besichtigung des Archiv(turm)s (max. 20 Personen; viele Stufen)
- Besichtigung der Kreuzkapelle
- Stadtführung

Zum Abschluss für alle:

- Führung durch die Stadtpfarrkirche St. Nikolaus mit Orgelbegleitung

In Ochsenfurt

- Teilnahme an der Stadtführung mit Personen und individuelle Rückfahrt (Bus, Bahn)
- Rückfahrt mit dem Schiff; Ausstieg: Würzburg, Schiffsanlegestelle Alter Kranen

Anmeldung bitte senden an: FRANKENBUND e. V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg;

Fax Nr.: 0931–45253106; E-Mail: info@frankenbund.de; Tel. Nr.: 0931–56712

Anmeldeschluss: 4. Juni 2018; wegen begrenzter Teilnehmerzahl rechtzeitig anmelden!

Änderungen vorbehalten!

Der *FRANKENBUND* e.V. ist eine Vereinigung mit dem Ziel, die kulturellen Werte in Franken bewußt zu machen und die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde, der Kunst und Geschichte zu verbreiten. Er will die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch pflegen und das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern. Der *FRANKENBUND* unterstützt alle Bestrebungen einer aktiven Kultur- und Heimatpflege.

Zur Zeit gehören dem *FRANKENBUND* 33 Gruppen mit insgesamt über 7.100 Mitgliedern an (Stand Frühjahr 2018).

1. Bundesvorsitzender: Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken, Würzburg.

2. Bundesvorsitzender: Professor Dr. Werner K. Blessing,
Professor i.R. für Neuere Geschichte und Landesgeschichte,
Universität Erlangen-Nürnberg.

Zur Bundesleitung gehören ferner:

Stellvertretender Bundesvorsitzender: Siegfried Stengel, Stegaurach; Stellvertretende Bundesvorsitzende: Dr. Andrea Thurnwald, Rothenburg o.d. Tauber; Bundesschatzmeister: Peter Feuerbach, Volkach; Stellvertretender Bundesschatzmeister: Peter Wesselowsky, Ochsenfurt; Bundesgeschäftsführerin: Dr. Christina Bergerhausen, Kleinrinderfeld; Schriftleiter: Dr. Peter A. Süß M.A., Würzburg; Stellvertretende Schriftleiterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Fürth.

Bezirksvorsitzender für Oberfranken: Bernd Nägel, Effeltrich; Stellvertreter: Christian Porsch, Bayreuth; Bezirksvorsitzende für Mittelfranken: Evelyn Gillmeister-Geisenhof, Weißenburg i.Bay.; Stellvertreter: Hartmut Schötz, Ansbach; Bezirksvorsitzender für Unterfranken: Universitätsprofessor Dr. Helmut Flachenecker, Würzburg, Stellvertreterin: Dr. Birgit Speckle M.A., Würzburg; Bezirksvorsitzender für Südthüringen: Alfred Hochstrate, Haina; weiteres Mitglied: Klaus-Peter Gäbelein, Herzogenaurach.

Aktivitäten der Gruppen vor Ort
sind unter folgender Anschrift im Internet zu erfahren:
www.frankenbund.de

Bundesgeschäftsstelle:
Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06.
E-Mail: info@frankenbund.de,
Bankverbindung: Sparkasse Mainfranken,
IBAN: DE67790500000042001487, BIC: BYLADEM1SWU.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur

Neue Folge der Zeitschrift *FRANKENLAND* 1914–1922

Heft 1 / 2018 / 70. Jahrgang

Die Zeitschrift *FRANKENLAND* erscheint fünfmal im Jahr mit einer Auflage von 3.500 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Frühjahr 2017) in ganz Franken, Südhüringen und Tauberfranken. Herausgegeben und verlegt wird sie vom *FRANKENBUND* e.V. Für *FRANKENBUND*-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Weitere Exemplare der Zeitschrift können jederzeit über die Bundesgeschäftsstelle des *FRANKENBUND*s (Adresse siehe dritte Umschlagseite) käuflich erworben werden. Das *FRANKENLAND*-Heft wird zum Stückpreis von 5,00 € zzgl. Versandkosten per Post geliefert (bei ein bis zwei Heften beträgt die Versandgebühr 2,50 €). Autoren erhalten das Heft zum Sonderpreis von 2,50 € zzgl. Versandkosten.

Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg, Tel. Nr.: 0931/61 17 30,
E-Mail: schriftleitung@frankenbund.de.

Stellvertreterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth,
Tel. Nr. 0911/ 97 32 776.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das *FRANKENLAND* sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge können nur angenommen werden, wenn sie in digitalisierter Form abgegeben werden. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels. Beiträge sind nach den veröffentlichten Autorenrichtlinien der Zeitschrift abzufassen (<http://www.frankenbund-wuerzburg.de/Autorenrichtlinien/Autorenrichtlinien.pdf>).

Redaktionsschluß ist immer der 15. Tag des Monats vor dem Erscheinungsmonat (d.h., am 15. Februar, 15. Mai, 15. August bzw. 15. November). Für das Sonderheft wird der Termin den Autoren gesondert mitgeteilt.

Fachberater der Schriftleitung

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität München), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Prof. Dr. Günther Dippold (Universität Bamberg), Dr. Matthias Wagner (Universität Würzburg).

Satz und Layout:

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Roesch M.A.,
Gertrud-von-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg,
Tel. Nr.: 0931/8041010, E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de.

Druck und Herstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,
Tel. Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

Geschichte

Klaus Losert

Das Fahr gehört allein dem Kloster – Geschichte und Geschichten von der Mainfähre in Heidingsfeld (2. Teil: Von der frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert) 3

Manfred Welker

Seit 1964 verbindet eine Europastraße Franken – die A 3 35

Kunst

Lothar Braun

Der Hofheimer Bildhauer Karl Albert (1743–1819). Leben und Werk 44

Kultur

Alexander Biernoth

Fränkische Ballonfahrt vor über 230 Jahren 49

Winfried Wölfel / Peter Braun

Die ehemalige Einöde Entenlohe bei Gottfriedsreuth 51

Aktuelles

Eduard Stenger

Sonderausstellung des Lohrer Schulumseums: Die Kartoffel in der Schule 56

Bücher zu fränkischen Themen 60

Frankenbund intern

Mainschiffahrt am Freitag, 8. Juni 2018, von Würzburg nach Ochsenfurt mit Zwischenhalt in Eibelstadt 69

Orgelwanderung – eine neue Veranstaltungsreihe des FRANKENBUNDES 71

Neuer Termin: 22. September 2018 für den 7. Fränkischen Thementag rund um Fränkische Dialekte 72

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach biernoth@ansbach.org
Dr. h.c. Lothar Braun	Richter am Oberlandesgericht a.D. Mattenheimerstraße 16, 96050 Bamberg lothar-braun@gmx.de
Peter Braun	Diplom-Sozialpädagoge Konradsreuther Straße 19, 95145 Oberkotzau peterbraun74@web.de
Helmut Klingelhöfer	Dipl.-Archivar Bahnhofstraße 49, 35282 Rauschenberg helmut-klingelhoefer@t-online.de
Klaus Losert	Archivbeamter i.R. Gartenstraße 8, 97072 Würzburg losert.klaus@web.de
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Regierungsdirektor Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg DL2NAI@t-online.de
Eduard Stenger	Rektor i.R., Leiter des Lohrer Schulmuseums Zum Sommerhof 20, 97816 Lohr a.Main eduward.stenger@gmx.net
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de
Dr. Manfred Welker	Kreisheimatpfleger Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach ManfredWelker@web.de
Winfried Wölfel	Controller / Kaufmännischer Leiter i.R. Fletschenreuth 6, 95126 Schwarzenbach/Saale winfried.woelfel@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Klaus Losert

Das Fahr gehört allein dem Kloster –

Geschichte und Geschichten von der Mainfähre in Heidingsfeld (2. Teil: Von der frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert)

Weitgehend unbekannt und unbearbeitet ist die Geschichte der Mainfähren in Unterfranken. Dieser Beitrag möchte die elfhundertjährige Geschichte der Mainfähre in Heidingsfeld einem breiten Publikum näherbringen und gleichzeitig einen Einblick in das Alltagsleben der damaligen Bevölkerung geben.

Von der frühen Neuzeit bis zum Ende des Alten Reiches

Auf Grund einer Verordnung des Würzburger Fürstbischofs wurde im Jahre 1700 die Fähre zu Heidingsfeld dem Kloster Kitzingen genommen und an das Amt Heidingsfeld transferiert und verwiesen. Laut dieser Verordnung war der Beständer der Mainfahrt schuldig, sich mit genügenden, nötigen Fahrzeugen zu versehen, damit sich niemand beklagen könne. Das Bestandsgeld war nun beim Amt Heidingsfeld zu zahlen.³⁰

Von 1674 bis zum Jahr 1705 ist Mathes Schwertfeger als Fährbeständer in Heidingsfeld nachweisbar. Innerhalb dieser Zeit erhöhte sich das Bestandsgeld von 30 fl. auf 160 fl. jährlich. In den nächsten drei Jahren werden Kilian Wieser und Michael Stoll als seine Nachfolger genannt. 1709 wurde die Mainquerfahrt in Heidingsfeld nachweislich an den alten Beständer Kilian Wieser versteigert, der sie für 150 fl. auf drei Jahre zu zugesprochen bekam, weil

niemand „ein mehres dafür bieten wollte“. Die nächsten 29 Jahre, von 1709 bis 1738, waren die Brüder Caspar und Martin Wieser die Mainfährer in Heidingsfeld, wobei sich das Bestandsgeld kontinuierlich bis auf 180 fl. pro Jahr erhöhte.³¹

Im Jahre 1738 bewarb sich der Fischer Johann Conrad Eysel aus Würzburg bei der Hofkammer als Bestandsfährer für die Mainquerfahrt in Heidingsfeld. Zu jedermanns Wissen und zum besseren Fortkommen als auch zur Zierde des Mainstroms offerierte er, eine fliehende Brücke auf seine Kosten anzufertigen zu lassen, wodurch er Menschen und Vieh ohne Gefahr hin und her bringen könne. Die fliehende Brücke könnte bei minimalem Kostenaufwand, besonders aber auch wegen des weiten Überweges (Fahrstrecke) günstig betrieben werden, wobei auch noch das Pflaster der Anlegestellen geschont werde. Er bat untertänigst, dass ihm die gedachte Querfahrt zu Heidingsfeld zugesprochen werden möge, ohne dass eine Fahrgeld- oder Lohnerhöhung erfolge. Da der alte Bestand auf nächsten Martini ende, könne alles Nötige ohne Unterbrechung des Fährbetriebs eingerichtet werden.

Die Hofkammer war mit diesem Vorschlag einverstanden, gab jedoch zu bedenken, dass zwar erst vor wenigen Tagen dem alten Beständer für 180 fl. die Fähre auf drei Jahre zugesagt worden, ein Bestandsbrief jedoch noch nicht ausgefertigt worden sei. Die Hofkammer legte das Gesuch zur Entscheidung beim Fürstbischof vor. Bei

einer weiteren Hofkammersitzung kamen Bedenken auf, da der Heidingsfelder Fährer Caspar Wieser, der die Fähre 30 Jahre in Bestand gehabt hatte, den Leuten stets eine gute Beförderung geboten habe und auch mit der Zahlung des Bestandsgeldes nicht in Rückstand sei. Da ihm von der Hofkammer der Bestand per Signatur (Bestätigung) zugesagt worden war, habe er bereits den Auftrag zur Anschaffung von neuem Fahrgeschirr erteilt, weshalb die Abtretung des Bestandes ihm sehr schwer fallen und er sich beklagen würde. Gleichwohl wollte der Fürstbischof auf die Einrichtung einer fliehenden Brücke beharren, weswegen er verlangte, Conrad Eysel zu befragen, ob er sich getraue, solches Werk ohne jemands Beistand in „gewehrten“ (funktionsfähigen) Stand zu bringen. Dies behauptete Eysel und erbot sich auch, auf Verlangen dafür eine Kautions zu stellen.

Bei einer „*fliehenden Brücke*“ ist die Fähre mit einem Seil (dem sog. Gierseil) verbunden, welches im Fluss verankert ist. In Heidingsfeld waren die natürlichen Gegebenheiten günstig, denn das Gierseil ließ sich auf einer kleinen Insel unterhalb der Mainmühle verankern. Die Fähre konnte nun nicht mehr abtreiben, wodurch das mühselige Stemmen/Staken gegen die Strömung mittels der Fahräume entfiel. Damit das Gierseil geschont wurde und nicht auf der Flussohle schleifen konnte, wurde es auf kleine Kähne oder Schwimmer (sog. Bogtnachen) befestigt. Die Fähre pendelte so zwischen den Ufern hin und her und war leichter zu bedienen.³² Fliehende Brücken waren im 18. Jahrhundert eine neue Technik, die allerdings noch nicht ausgereift war, erst im 19. und 20. Jahrhundert fand dieser Fährtyp größere Verbreitung und konnte sich durchsetzen.

Nun wurde der Amtskeller von Heidingsfeld beauftragt, Fachleute zu befra-

gen, welche Chancen eine fliehende Fähre im Alltagsbetrieb habe. Es wurden der Marktmeister in Kitzingen, das Fischerhandwerk der Stadt Ochsenfurt und der Wehrmeister Schreier vom Wehr an der Mainbrücke in Würzburg befragt. Alle lehnten die Errichtung einer fliehenden Brücke als impraktikabel ab. Auch der Bürgermeister und der Rat der Stadt Heidingsfeld waren für die Beibehaltung der bisherigen Stak-Fähre. In Zukunft solle das Fährrecht entweder durch Verleihung oder durch Lication (Versteigerung) vergeben werden. Über die Approbation (Zulassung, Genehmigung) solle letztendlich der Fürstbischof entscheiden. Dieser Bericht über das Bestandsfährrecht und die Genehmigung zur Errichtung einer fliehenden Brücke wurde dem Fürstbischof in einer Denkschrift vorgelegt. Nach Meinung der Hofkammer war es aber eine impraktikable Sache.

Conrad Eysel machte nun auf die Konzession (Erlaubnis, Bewilligung) zur gemachten Errichtung der fliehenden Brücke aufmerksam und war gewillt, das Vorhaben weiter zu verfolgen. Auf Grund der ihm erteilten fürstlichen Bestandsresolution (Entschluss, Entscheidung) habe er schon 600 fl. im Glauben auf Gewährung seines Vorhabens angelegt. Am 9. September 1738 wurde für Conrad Eysel dann ein Bescheid des Fürstbischofs ausgefertigt, dass nach den bereits geschehenen Vorarbeiten, aber auf des Eysels eigene Gefahr hin, weiter fortgefahren werden sollte.³³ Conrad Eysel bekam einen Bestandsbrief über sechs Jahre, das Bestandsgeld betrug 180 fl. Die nun nicht mehr benötigte Stak-Fähre mit Zubehör sollte auf Anweisung des Amtskellers nach Rothenfels verkauft werden.³⁴

Nach nur zwei Jahren musste Conrad Eysel die Hofkammer um einen Nachlass

seines Bestandsgeldes bitten. Er habe zur Errichtung der fliehenden Brücke große Kosten aufgewendet und müsse nun jährlich noch 180 fl. Bestandsgeld entrichten. In seinem zweiten Bestandsjahr war der Main, wie wir wissen, meistens zugefroren und ein Fährbetrieb nicht möglich. Die Einnahmen reichten nicht für die Bezahlung des Bestandsgeldes und für die Unterhaltskosten von Schiff und (Fahr-)Geschirr aus. Auch die Personalkosten konnten nicht erwirtschaftet werden. Er müsse aber heuer wieder nach dem Bestandsbrief abrechnen.

Dazu käme noch, dass durch eine schlechte Ernte die Fuhren mit Wein und Getreide ausgeblieben seien, welche sonst den meisten Verdienst gebracht hätten. Überdies seien die Einwohner von Heidingsfeld, die weder Geduld noch Lust hätten, das paktierte (festgelegte) Fahrgeld zu entrichten, im Rückstand. Von den armen Bauleuten (Taglöhner) sei auch nichts zu holen. Daher seien die Einnahmen so schlecht. Dazu komme noch, dass der Randersackerer Fährer sich anmaße, seinen Fährbetrieb auszuweiten, und ihm damit größten Abbruch tue.

Deswegen habe er an eine Minderung des Bestandsgeldes gedacht. Er habe als Beständer schon viel zugeschossen. Um ein ausreichendes Einkommen zu erlangen, müsse der Fahrpreis angehoben werden. Die Heidingsfelder Bürger sollten, jeder so oft er fahre, pro Fahrt einen Pfennig entrichten, für die Rückfahrt gleichfalls einen Pfennig. Wenn bei Hochwasser die Fähre allerdings ganz stillgelegt ist, sah er sich nicht in der Lage, die Fähre beibehalten zu können. Er bat deshalb, ihm $\frac{1}{4}$ am Bestandsgeld, also 45 fl., nachzulassen und das Übrige zur Hälfte mit Häckerarbeiten abarbeiten zu können. Die Hofkammer beschloss, an Martini diesen Nachlass-

antrag Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn (1729–1744) zur Entscheidung vorzulegen.³⁵

Die Hofkammer war der Meinung, der neue Beständer habe nicht mehr als der alte zu geben, nämlich 180 fl. Bestandsgeld; dieser habe jedoch zu keiner Zeit einen Nachlass erhalten. Anderseits habe der jetzige Beständer zur Errichtung der fliehenden Brücke viel Geld aufgewendet. Da der Main im Winter meistens zugefroren war, dann im letzten Jahr noch lange hohen Wasserstand gehabt hatte, sei der Verdienst eben winterlich gewesen. Was das Fahrgeld anbetrifft, so sei gewöhnlich von einer Person, so oft selbe hinüberfährt, nur ein Pfennig zu zahlen.

Die Einwohner von Heidingsfeld, ob Christen oder Juden und je nach dem, ob sie oft hin und her fuhren, handelten in der Sommerzeit teilweise Sonderpreise mit dem Fährer aus. Ebenso die Häcker, die auf Würzburger Gemarkung Weinbau betrieben, aber auch der Bürgermeister, der Rat, auch die Viertelmeister hätten Sonderkonditionen. Die Hofkammer verlangte nun vom Keller in Heidingsfeld per Dekret Aufklärung der Zustände bei der Mainfahrt. Sie wollte wissen, ob es ratsam sei, die von der Gemeinde oder anderen privaten Personen abgeschlossenen Verträge aufzuheben und dagegen von jeder Person einen Pfennig zu erheben. Der Amtskeller berichtete, dass er Bürgermeister, Rat und Viertelmeister vernommen habe, die einhellig aussagten, dass viele Einwohner ihren Lebensunterhalt mit Weinbau auf Würzburger Markung suchen müssten. Sie hätten auf Würzburger Gemarkung für jeden Morgen Weinberg, einschließlich der Grasmaiden, jährlich vier Batzen mit dem Beständer paktiert, was schon seit mehr als hundert Jahren so gewesen sei. Es würden viel Verdrießlichkeit-



Abb. 6: Überfahrt mit einem Fährschelch in Heidingsfeld, 1775–1778.
Staatsarchiv Würzburg, Würzburger Risse und Pläne I/106.

ten entstehen, sollte dies geändert werden. Die Weinberge würden nicht so gut bebaut werden, und im Übrigen müssen die Heidingsfelder ohnehin dazu beitragen, dass das Fahr erhalten werde. Es sei immer schwerer geworden, seit das Fahr an die Hofkammer gekommen sei, weswegen es bei der bisherigen Zahlung bleiben müsse. Die Bürgerschaft könne nicht höher belastet werden, da sonst kein Heidingsfelder einen Weinberg über dem Main bebauen könne, wenn sie jedesmal zwei Pfennige zahlen müssten. Die vorigen Beständer, auch deren Eltern, hätten es schon vor 60, 70 und mehr Jahren so gehalten. Sie hätten ohne Änderung des Fahrgeldes um die jährlichen 180 fl. ohne Klage und Mangel zusätzlich auch das Fahrgeschirr von sich aus angeschafft.

Der Keller war nach obigem Bericht der „*onvorgerichtlichen*“ Meinung, es sei

nicht tunlich, den Weinbergsleuten diesen kleinen Vorteil zu nehmen. Da jedoch die Erlassung des Bestandsgeldes gegen Pfingsten, die übrige Hälfte auf Martini erfolge, würde der Führer seine Beliebtheit auch nicht beim Publikum vergrößern können. Daran werde auch das geforderte Diarium (Tagebuch), welches gehorsamst geführt werden solle, nichts ändern.³⁶

Als Conrad Eysel Anfang August die fällige Rate von 45 fl. noch immer nicht bezahlt hatte, drohte die Hofkammer ihm mit der Exekution (Zwangsvollstreckung).³⁷ Dieser wollte daraufhin seinen Bruder Johann Eysel als Mitfährbeständer in den Fährbestand aufnehmen. Die Brüder waren sich allerdings in der Finanzierung nicht einig. Für die Hofkammer war jedoch nur wichtig, dass das Bestandsgeld einginge, Forderungen und Bürgschaften hätten beide untereinander auszumachen.

Vor dem Hofschultheißen kam es am 22. Dezember 1744 zu einem Prozess zwischen der Hofkammer und Conrad Eysel, Schiffsmann und Bürger zu Würzburg. Es wurde festgestellt, dass Eysel 233 fl. Rückstand an Mainfahrtbestandszinsen und 458 fl. an Brennholz angehäuft hatte. Dem Beklagten wurde auferlegt, innerhalb von sechs Wochen und drei Tagen diese Zinsen zu zahlen, es sei denn, er erhebe innerhalb dieser Zeit Einspruch oder beweise, dass die Zahlung bereits erfolgt sei. Oder er müsse der Hofkammer seinen Bruder Wolfgang Eysel als Beständer der Mainüberfahrt präsentieren. Als Beständer ist der offenbar vermögende Wolf Eysel der Hauptschuldner und bei ausbleibender Zahlung leichter zur Execution heranzuziehen. Dem Heidingsfelder Amtskeller wurde mitgeteilt, dass Wolf Eysel in Heidingsfeld etliche Morgen Weinberge besitze und somit mit Most zu rechnen sei. Dem Keller wurde aufgetragen, den Most nicht nur in Verwahrung zu bringen, sondern nach verstrichenem Termin gegen den Schuldner vorzugehen.³⁸

Aber auch Wolf Eysel kam nicht ohne Anhäufung von Schulden aus. Da er wegen der ehemals in Bestand gehabten Überfahrt in Heidingsfeld der dortigen Kellerei noch einen namhaften Betrag, nämlich 540 Rtlr. schuldete, wies die Hofkammer das Zollamt an, die Diäten (Gelder), die von Eysel noch einzunehmen waren, zur Kellerei Heidingsfeld einzuliefern und sofort den Betrag von der Hauptschuld abzuziehen. Im April 1747 berichtete das Zollamt der Hofkammer, dass Wolf Eysel neben dem bereits abverdienten Dienst von 83 fl. auch noch drei Malter Korn beim Zollamt eingezahlt habe. Der Betrag wurde von seiner Schuld abgeschrieben. Conrad Eysel scheint jedoch völlig mittellos gewesen zu sein, denn in der Amts-

rechnung des Amtes Heidingsfeld von 1764 findet sich der Vermerk, dass Conrad Eysel bzw. dessen Ehenachfolger der Hofkammer noch 540 fl. schulde.³⁹

Nachfolger von Conrad Eysel wurden für die nächsten neun Jahre, von 1745 bis 1753, Martin Wieser und Adam Barth. Die Hofkammer empfahl dem Fürstbischof, die bei der Amtslicetion mit 275 fl. als Meistbietende hervorgegangenen Martin Wieser und Adam Barth zu bestätigen, vor allem weil diese Bürger von Heidingsfeld und dort mit Gütern angesessen seien, weswegen die Zahlungen der beiden jederzeit sicher zu haben wären. Der Fürstbischof stimmte diesem Vorschlag zu und befahl den Bestandsbrief darüber anzufertigen, damit beide die für den Bestand nötigen Schiffe und andere Erfordernisse anschaffen könnten.⁴⁰ Die neuen Beständer bauten die Fähre zurück zu einer Stak-Fähre.

Nach vier Jahren stellten die beiden Beständer Martin Wieser und Adam Barth in einer Bittschrift vor, dass bei der letzten Versteigerung dieser Fahr sie Andreas Schwertfeger zu Lengfurt aus Passion (Liebhaberei) so hoch hinaufgetrieben habe. Sie müssten nun statt vormaliger 180 fl. Bestandsgeld jährlich 275 fl., mit hin 95 fl. mehr geben. Obwohl ihnen 40 fl. für vorkommende Soldaten- und Herrschaftsfuhren vom Bestandsgeld abgezogen würden, könnten sie, ohne in den Ruin zu gelangen, dieses allzu hoch getriebene Geldquantum nicht bezahlen. Daher baten sie, solches wieder auf die ehemaligen 180 fl. zurückzusetzen. Sie würden dann auch alle Soldaten- und Herrschaftsfuhren gratis transportieren.

Auf Anfrage der Hofkammer berichtete der Amtskeller zu Heidingsfeld, dass von 1712 bis 1717 pro Jahr 150 fl. und von 1717 bis 1723 nur 160 fl. bezahlt wur-

den. Von 1724 bis 1745 war die Fähre für 180 fl. verliehen. Die Supplikanten (Ge-suchsteller) hätten das bisher höchste Be-standsquantum zuzahlen, weswegen deren Nachlassgesuch berechtigt sei, zumal we-gen des Angebots, Herrschafts- Zivil- und Militärfuhren gratis zu befördern.

Am 17. Mai 1749 baten Martin Wieser und Adam Barth die Hofkammer erneut, für die hiesige Zwerchfahrt über den Main das frühere Bestandsgeld von 180 fl. zu gestatten. Der Bestand sei von einem ehemaligen Führer namens Schwertfeger auf 275 fl. hoch gesteigert worden. Frühere Führer hätten jedoch nur 180 fl. gegeben und außerdem noch alljährlich zusätzlich 100 fl. für Hofrat- und Soldatenfuhren von ihrem Bestandsquantum abziehen dürfen, was ihnen aber vom verstorbenen Fürstbischof weggenommen und auf 40 fl. beschränkt wurde. Sie baten deshalb um einen Nachlass, da es sonst ihr Verderben bedeuten würde. Bei Beginn ihres Bestandes hätten sie Ausgaben von mehr als 300 fl. gehabt, die für das viele (Fahr-) Geschirr und für Schiffe aufgewendet werden mussten. Sie wären einen solchen Kontrakt (Vertrag) niemals eingegangen, wäre ihnen zuvor bekannt gewesen, dass die erwähnten Hof- und Soldatenfuhren gestrichen würden.

Die Hofkammer beschloss, nachdem sich die Supplikanten erbogen hatten, die Herrschafts-, Zivil- sowie auch militärische Fuhren unentgeltlich auszuführen, ihnen 35 fl. am Bestand nachzulassen. Andererseits sei dieser Kontrakt durch einen öffentlichen Strich auf neun Jahre vollkommen korrekt zustande gekommen, weswegen das Votum (Meinungäußerung) der Supplikanten durch beständige Schreierei und Lauferei, eine neue Versteigerung der Überfahrt zu fordern, aufzuhören habe. Daher solle von dem Kontrakt nicht abge-

gangen werden. Vielmehr müsse er völlig eingehalten und das bedogene Bestands-quantum völlig bezahlt werden.⁴¹

Neuer Mainfährbeständer in Heidingsfeld wurde durch Fürstbischof Johann Philipp von Greiffenklau eigenen Entscheid der bisherige Brauhausbeständer in Würzburg Franz Christoph Gütling, der zu-gleich auch Wirt der Gaststätte „Schwane“ in Heidingsfeld war. Der Fürstbischof be-absichtigte 1751, das hochfürstliche Brau-haus in Würzburg umzubauen und zu ver-größern. Da durch diese Baumaßnah-me vorübergehend nicht gebraut werden konnte, musste der Beständer Gütling auch seine Wohnung räumen. So wurde ihm auf höchste Weisung die Mainfahrt in Heidingsfeld verpachtet.

Er bekam die Main-Zwerchfahrt-Brücke zu Heidingsfeld auf zehn Jahre (von Martini 1753 bis dahin 1763) für ein Be-standsgeld von 400 fl. überlassen, somit um 120 fl. mehr als der vormalige Bestän-der. Gütling wurde für die Bauzeit des Brauhouses quasi mit dem Mainfahrbe-stand in Heidingsfeld entschädigt. Es wur-de ihm in Aussicht gestellt, dass er nach Abschluss der Bauarbeiten wieder als Brau-hausbeständer angenommen werden wür-de, was jedoch nicht zustande kam. Im Be-standsbrief wurde er verpflichtet, das Pu-blizum gut zu befördern und das verein-barte Bestandsgeld von 400 fl. jedes Jahr bei der Kellerei in Heidingsfeld an Martini ohne Anstand und Einwendungen bar zu entrichten. Der Beständer müsse die nötigen Schiffe und das Fahrgeschirr an-schaffen und unterhalten. Außerdem habe er das Fahr zur Förderung des Publikums zur Tag- und Nachtzeit wohl zu besorgen sowie zu keinen Klagen wegen Behinde-rung der Überfahrt oder wegen einer Er-höhung des gewöhnlichen Fahrgeldes An-lass zu geben. Keinesfalls aber dürfe er mit

der jährlichen Entrichtung der 400 fl. Bestandsgeld säumig werden. Widrigfalls sollte es der Hofkammer unbenommen sein, den abgeschlossenen Fahrbestand zu unterbrechen oder gänzlich aufzuheben und sofort an einen anderen Beständer zu überlassen. Das Exemplar dieses Vertrags für die Hofkammer wurde wie gewöhnlich mit Unterschrift und großem Hofkammersiegel versehen, das andere vom Beständer am 8. Oktober 1751 unterzeichnet.⁴²

1754 mahnte die Hofkammer bei Christoph Gühling die bessere Besorgung des Mainfahrtrechts an. Dazu sandte man folgendes Dekret an den Amtskeller: Nach den Beschwerden und Anzeigen, dass das Mainfahrtrecht zu Heidingsfeld vom jetzigen Beständer dermaßen übel besorgt und bestellt sei, dass Menschen und Fuhrten nicht befördert würden, sondern auch viel Zeit verginge, bis sie übergeführt würden, sie überdies auch noch ungestüme Reden zu ertragen hätten, sei dieses Unwesen sofort abzustellen. Die Fähre läge an einer öffentlichen Landstraße und müsse entsprechend versorgt werden. Durch derlei schlechte Besorgung sei sie aber in einen üblichen Ruf gekommen, so dass auch schon Umfahrungen vorgekommen seien. Dem Amtskeller ist zu befehlen, dass der derzeitige Fahrbeständer Gühling für eine bessere Bestellung Vorkehrungen trifft, damit die Reisenden bei Überfahrt eine bessere Beförderung erfahren. Bei weiteren Klagen solle der Keller dem Gühling mit Nachdruck bedeuten und von Amtswegen darauf sehen, dass derlei Beschwerden behoben werden müssten.⁴³

Nachdem Christoph Gühling seine zehnjährige Bestandszeit 1763 beendet hatte, kam die Fähre, wieder durch Versteigerung, für zwölf Jahre erneut an Adam Barth sowie an Valentin Ruck als Neben-

beständer. Das Bestandsgeld wurde auf die zuvor nie erreichte Höhe von 459 fl. hoch getrieben. Im Bestandsbrief wurde, wie im vorangegangenen, die pünktliche Bezahlung des Bestandsgeldes, die ordentliche Beförderung bei Tag und Nacht und die Übernahme der Unterhaltskosten von Schiff und Fahrgeschirr verlangt. Auch habe die Hofkammer das Recht, diesen zwölfjährigen Bestand bei einem Rückstand des Bestandsgeldes aufzuheben, die Fahr anderen Beständern zu überlassen sowie die derzeitigen Beständer aber zum Ersatz dessen, was bei einer neuerlichen Verleihung die Herrschaft jährlich weniger bekäme, von ihnen ersetzen zu lassen.⁴⁴

Nach nur drei jähriger Bestandszeit musste Adam Barth, Ratsverwandter (Stadtrat) von Heidingsfeld, als Supplikant (Bittsteller) bei der Hofkammer allerdings um einen Nachlass des Bestandsgeldes bitten. Er hätte zwar nach Abzug des Bierbrauers Gühling den Bestand für 459 fl. ersteigert, damit sei der Bestand aber 59 fl. höher als der vormalige und der höchste aller bisherigen Bestände. Da die Bestandszeit von Gühling in eine Kriegszeit gefallen sei, wäre es für ihn ein einträgliches Geschäft gewesen. Überdies hätte Gühling durch Feste, wie gewöhnlich Kirchweihen, Sonntagsmärkte und die Musikantenhaltung, einen beträchtlichen Vorteil gehabt. Er hingegen habe durch die veränderte Kirchweih, die abgeschafften Sonntagsmärkte und Musikanten großen Schaden erlitten.⁴⁵ Außerdem habe er durch das große Hochwasser 1763 sein Bett im Fahrhaus eingebüßt. Ebenfalls habe das Oberjagdamt die Straße nach (Tauber-) Bischofsheim, Irtenberg, Kist und Heidingsfeld abgestellt, wodurch Bauern, auch reitende und fahrende Passagiere von der Heidingsfelder Fahr abgehalten würden. Dazu käme noch, dass die

Bauern wegen der großen Trockenheit auf dem Sommerweg durch das Burkarder Tor in die Stadt passierten. Auch sei ihm durch das frühe Eis auf dem Main und den andauernden Winter solcher Schaden zugewachsen, dass er kaum die (Fähr-) Knechte bezahlen könne und nicht wisse, wie er Schiffe und (Fahr-) Geschirr erhalten solle. Er bat untertänigst, ihm einen Nachlass zu erteilen, zumal alle hochfürstlichen Bestands-Mainfährer wegen des 1763er Hochwassers eine solche Wohltat erhalten hätten. Auch sei bei der Übernahme der Fähre die Abschaffung von Sonntagsmärkten, Musik und die veränderte Kirchweih nicht bekannt gewesen, weshalb er bei der Versteigerung nicht darauf habe reagieren können.

Die Hofkammer stellte fest, dass der Supplikant die Pachtsumme selbst so hoch gesteigert habe, dennoch sei glaubhaft, dass er durch die vorgebrachten Argumente einen ziemlichen Abbruch am Fahrgeld erlitten habe. Aus diesem Grunde ließ man ihm einen Erlass von 100 fl. angedeihen, wünschte aber vorher die Genehmigung des Fürstbischofs darüber.⁴⁶

Als Adam Barth und Valentin Ruck 1771 mit der Bestandsgeldzahlung über die beträchtliche Summe von 1.457 fl. in Rückstand gerieten, handelte die Hofkammer entsprechend der Klausel im Bestandsbrief, hob den geschlossenen Bestand auf und vergab die Mainfähre an neuen Pächter.

Mit einem Kameral-Dekret wurden Barth und Ruck zur Zahlung ihres aus verschiedenen Jahren rückständigen Bestandsgeldes angehalten. Adam Barth brachte vor, dass der Grund für den Rückstand in den während der sieben von vereinbarten zwölf Bestandsjahren erlittenen Unglücksfällen zu suchen sei. Auch hätten die Herrschaftsfuhren in den letzten

Jahren, die ihre Fahr mit Wagen und Personen passierten, stark zugenommen, wobei sie aber nur 24 fl. jährlich statt der verlangten 40 fl. vom Bestandsgeld abziehen dürften, was den Verlust erhöhe. So hätte der Überfahrtslohn bei der letzten Reise des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim nach Röttingen über 100 Rtlr. ausgemacht, wenn sie ihrem Verdienst gemäß bezahlt worden wären. Dazu kämen die vielen Herrschaftsfuhren mit Wagen, Pferden und Personen und die zum Nachteil der Fährer mitreisenden „Unterschleifer“. Auch die erst vor einigen Jahren, also nach dem von ihnen abgeschlossenem Bestandskontrakt, abgeschafften Kirchweihen und das verbotene Musikantenhalten an Sonntagen hätten der Fahr Schaden gebracht, genauso wie schließlich die Nutzung der Fahr von verschiedenen Heidingsfelder Bürgern, die Wiesen an der Fahr hätten und deswegen eine Überfahrtsgeldbefreiung besäßen, was sich durch die vorgenommenen Teilungen der Wiesengrundstücke erheblich ausdehnt hätte und noch weiter ausdehnen würde, wenn dieser Missbrauch nicht abgestellt werde. Dazu käme noch, dass Heidingsfelder Einwohner, die Weinberge auf Würzburger und Randersackerer Markung über den Main um Lohn bebauen, ihm als Beständer das Überfahren nicht nach der Anzahl der überfahrenden Personen bezahlten, sondern nach den Weinbergen, die sie zu bebauen hätten, nämlich vier Batzen pro Jahr und Morgen. Dadurch könnte allerlei Beträgerei zum Schaden der Fahr verübt werden. Kurzum, eine vollständige Bezahlung ihres beträchtlichen Rückstandes würde für sie und ihre Angehörigen den gänzlichen Ruin bedeuten. Daher baten sie, ihnen den erlittenen, nicht vorhersehbaren Schaden zu erstatten und die angezeigten Miss-

bräuche durch geeignete Maßnahmen zu beseitigen.

Darauf überprüfte die Hofkammer nun den mit den Supplikanten abgeschlossenen Bestandskontrakt und kam zu dem Ergebnis, dass sie das Fahr zu den selben Bedingungen wie ihre Vorfahren genossen hätten und den Bestand um den genannten Preis von 459 fl. jährlich verliehen bekommen hätten, ohne dass ihnen die verleihende Hofkammer eine Schadloshaltung, weder auf die angeführten noch sonstigen Fälle, zugesichert habe. Eine Überprüfung der Protokolle des Amtes Heidingsfeld bewies, dass die Supplikanten mit derlei Klagen erst bei der befohlenen Beitreibung des rückständigen Bestandsgeldes angefangen hätten. Sie hätten zwar gleich bei der Übernahme des Bestandes die herrschaftlichen Wagen- und Personenfuhrten, die mit 24 fl. jährlich vergütet wurden, als zu niedrig moniert, jedoch sei ihnen auf ihre Einwendung wegen Unglücksfällen und des großen Hochwassers anno 1763 100 fl. Bestandsgeld erlassen worden. Bei solcher Sachlage sei man de jure keinerlei Nachlass schuldig.

Es werde allerdings anerkannt, dass die von den Supplikanten angegebenen Ursachen ihres verringerten Fährverdienstes in großen Teilen begründet seien. Man erkenne an, dass die abgeschafften Kirchweihen und das verbotene Musikantenhalten an Sonntagen sowie die nicht vorhersehbare Vermehrung der übersetzenden Herrschaftsfuhren und Personen eine Sache sei, die bei der Übernahme des Fährbestandes nicht existierte und dem derzeitigen Beständer überaus beschwerlich und schädlich sein könnten, zumal bei der Versteigerung das Bestandsgeld auf den höchsten Stand getrieben worden wäre. Es zeige sich nun, dass es nicht möglich sei, das Fahr für diesen Preis zu betreiben. Es werde des-

halb für die verflossenen Bestandsjahre ein Nachlass von 57 fl. jährlich bis Martini 1771 gewährt; davon seien aber die jährlichen 24 fl. und die 1764 gewährten 100 fl. abzuziehen. Die Beschwerde gegen die Heidingsfelder Bürger solle der Amtskeller untersuchen, da auch herrschaftliche Interessen für nachfolgende Beständer berührt würden. Endlich den Unterschleif betreffend, der unter den Namen herrschaftlicher Jäger und Personen geschähe, auf den die Supplikanten bei der Mainfahrt hinwiesen, so müsse man den Fürstbischof in Kenntnis setzen, dass diese Unterschleife auch bei anderen Mainfahren im Lande dem herrschaftlichen Ärar großen Schaden bringe und täglich zunehme. Deshalb werde dem Oberstallmeister-Amt befohlen, dass künftig von allen herrschaftlichen Pferden bei allen Mainfähr-Überfahrten das Fährgeld bezahlt werden müsse. Der Betrag solle vom Hofkammer-Zahlamt vergütet werden.

Der Fürstbischof regte an, dass das Fährgeld von den Hofbediensteten gleich auf der Stelle bezahlt und danach wieder in Aufrechnung gebracht werden solle, wörrüber der Oberstall-Meister zu unterrichten sei. Außerdem seien die (Fähr-) Preise für die Überfahrten öffentlich anzuschlagen.⁴⁷

Die Hofkammer pfändete in den folgenden Jahren bei Adam Barth und Valentin Ruck immer wieder Ernteerträge. So wurden im Jahr 1777 ein Fuder Wein und drei Eimer 1777er Most, der Eimer zu 2 fl. 10, laut Beschluss im Wert von 40 fl., 2 Pfd., 24 Pfg. gepfändet. Der Restschuldenbestand betrug noch 734 fl.⁴⁸

Peter Benkert unternahm 1779 im Namen seines Schwiegervaters Valentin Ruck und Adam Barths Witwe erneut einen Versuch, bei der Hofkammer den Schuldenstand zu verringern. Er trug vor, dass Valentin Ruck und Adam Barth bei An-

tritt ihres Main-Zwerchfahrtbestandes für die Überfahrt der gewöhnlichen Hoffuhren jährlich 20 Rtlr. bekommen hätten. Unter diesen Hoffuhren seien aber nicht die außerordentlichen Reisen des Fürstbischofs zu verstehen gewesen. Nun sei der Fürstbischof während ihres Bestandes im Jahre 1764 in Röttingen, im Jahre 1767 in Mergentheim und im Jahre 1770 wieder in Röttingen und Aub gewesen. Bei diesen Reisen hätten sie insgesamt 4.110 Pferde übersetzen müssen, wobei ein Fährlohn von 398 fl. angefallen wäre. Ferner hätten die Führer auch die hochfürstliche Land-Miliz-Companie von Heidingsfeld acht Jahre lang zum Exerzieren über den Main fahren müssen, welches 21 fl. und 4 Batzen gekostet habe. Auch sei der Oberstallmeister Welden 272 fl. Überfahrtslohn wegen seiner Reisen nach Schwaben schuldig geblieben. Sie seien nach ihrem Abzug der Hofkammer überwiesen worden. Nun seien die Weinberge in ihrem Eigentum in Beschlag genommen und ihnen der Most im Herbst weggenommen worden. Sie baten deshalb, diese Einzelzahlungen auf ihren Schuldenstand anzurechnen und ihren Rückstand entsprechend zu mindern.

Dazu verlangte der Fürstbischof von der Hofkammer ein Gutachten, in welchem folgende Argumente aufgeführt wurden: Aus ganz besonderer Gnade wurden neben den 20 Rtlr. auch noch 59 fl. erlassen. Die beiden hätten selbst den Vorschlag gemacht und gebeten, dass ihren Rückstand jedes Jahr mit dem halben Herbstertrag bezahlen zu dürfen. Sie hätten auch in dem ein oder anderen Herbst wirklich Teilzahlungen geleistet. Vor einigen Jahren seien sie aber damit in Verzug geraten und schuldeten laut der 1778er Heidingsfelder Amtsrechnung noch 734 fl., 2 Pfds. und 25 Pfg. Nun möchten sie mit der Ab-

gabe des Mostes warten, in der Annahme später einen höheren Preis zu erzielen. Die Überprüfung des Bestandsbriefes von 1771 zeige aber, dass ihnen schon mehrere Gnaden widerfahren sind. Man könnte nach dieser Vorlage dem Fürstbischof korrekterweise kein anderes Gutachten erstellen, als die Zahlung der Schuld der Supplikanten wegen ihrer geringen Mittel in der angefangenen Weise, nämlich mit Most, weiter durchzuführen.

Der Fürstbischof beschloss, es zwar bei diesem Verfahren bewenden zu lassen, jedoch aus höchstem Mitleid und Gnade den Supplikanten dennoch 100 fl. an ihrem rückständigen Bestandsquantum als eine Schenkung nachzulassen. Die Hofkammer werde angewiesen, den Betrag zu verrechnen.⁴⁹

Im Jahre 1784 stellten die Witwen des Adam Barth und Valentin Ruck bei der Hofkammer den Antrag auf Nachlass der rückständigen Fährbestandsgelder. Ihre verstorbenen Ehemänner hätten ohne Wissen einen Rückstand an Bestandsgeldern verursacht. Obwohl schon Lieferungen an Wein gemacht worden wären, seien trotzdem noch 536 fl. Schulden übrig. Die Hofkammer lehnte jedoch kurzer Hand einen Schuldenerlass ab.⁵⁰

Im Jahre 1798 ist die rückständige Fahrgeldschuld des Adam Barth und Valentin Ruck in Höhe von 528 fl. noch immer nicht vollständig bezahlt. Am 27. August 1797 baten Peter Benkert, Schwiegersohn des Valentin Ruck, und Adams Barths Witwe abermals um einen Nachlass ihrer Fahrgeldschulden. Diesmal gewährte die Hofkammer einen Schuldennachlass unter der Bedingung, dass sie beide den Rückstand bis Michaeli vollständig tilgten, widrigenfalls ginge der genehmigte Nachlass wieder verlustig. Der Heidingsfelder Amtskeller habe von Adam Barths

Witwe aus dem Verkauf von Gütern so viel Geld, wie zur Bezahlung der Hälfte des Rückstands benötigt würde, in Hinterlegung genommen. Peter Benkert erklärte, er sei bereit, die andere Hälfte des Rückstands zu zahlen. Nur falle es ihm schwer, die Summe bis Michaeli beizubringen. Er könne dies sicher mit seinem diesjährigen Herbstertrag bezahlen, weshalb er darum bate, ihm die Zahlungsfrist für den bewilligten Nachlass bis Ende November zu verlängern. Die Hofkammer entschied, da der Nachlass unter der Bedingung bis Michaeli zu bezahlen gemacht worden sei und dem Bittsteller ohnedies lange genug nachgesehen worden sei, dieses Gesuch abzuweisen. Es sei auf der völligen Berichtigung des fraglichen Rückstands zu bestehen. Am 23. November 1798 wurde dem Amtskeller zu Heidingsfeld befohlen, die Zwangsvollstreckung zu vollziehen.⁵¹

Doch noch einmal zurück in das Jahr 1771: Der „*Aufstrich*“ (Versteigerung) der Main-Zwerchfahrt zu Heidingsfeld fand am 19. Oktober 1771 statt. Am 31. Oktober wandte sich der Heidingsfelder Ratsbürger Ignatz Vornberger mit der Bitte an die Hofkammer: Das Mainfahrtrecht sei zum neuen Bestand öffentlich aufgestrichen und Michael Pfeuffer, Besitzer der Gaststätte „Zum Hirschen“ in Heidingsfeld, als Meistbietender für 391 fl. eingesetzt worden. Den Bestand des genannten Mainfahrtrechts würde er, falls dieses erneut zum Strich aufgelegt würde, für 400 fl. übernehmen. Er erklärte sich bereit, alle halbe Jahre die Hälfte des Bestandsgeldes zu bezahlen. Sein Schwager, der (Streich-) Wehrmeister Öhninger aus Würzburg, würde in dem Fall, dass er, Vornberger, mit der Zahlung zu den ange setzten Terminen säumig würde, die Zah lung für ihn leisten. Er bat jedoch, falls er den Bestand der Mainquerfahrt zu

Heidingsfeld zugesprochen bekäme, ihm diesen um 400 fl. auf 15 Jahre zu über lassen. Denn er müsse das derzeit vorhandene Fahrgeschirr der alten, abtretenden Beständer käuflich übernehmen. Jedoch seien das Fahrgeschirr und die Fahrzeuge derart abgenützt, dass sie keine drei Jahre mehr zu gebrauchen wären. Bei einer Bestandszeit von nur zwölf Jahren wären das neue Geschirr und die Fahrzeuge noch in einem guten Zustand, und er müsse es dann zu einem geringen Preis dem nach kommenden Beständer überlassen. Die Fährbrücken und Schelche hatten offen bar eine Lebensdauer von zwölf Jahren.

Das Gesuch des Ignatz Vornberger fand bei der Hofkammer aber keine Berücksichtigung; vielmehr bekam Michael Pfeuffer, bürgerlicher Untertan und Hirschenwirt zu Heidingsfeld, als Meistbietender das herrschaftliche Zwerch-Mainfahrtrecht für zwölf Jahre lang, nämlich von Martini 1771 bis dahin 1783, für 391 fl. unter nachfolgenden Bedingungen überlassen.

Der Beständer war schuldig, die vertraglich vereinbarte Summe von 391 fl. alle Vierteljahre, jedesmal 97 ¾ fl., ohne Gewährung eines Nachlasses, was auch immer die Ursache sein möge, bei der Kellerei in Heidingsfeld ohne Anstand bar zu entrichten. Zur Sicherheit der Herrschaft musste er eine Kautions von 600 fl. mittels einer Hypothek auf seine eigenen Grundstücke beim Amt hinterlegen. Er musste auf seine Kosten alle nötigen Fahrzeuge und das Geschirr anschaffen wie auch Leute anstellen, die die Beförderung des Publikums bei Tag- und Nachtzeit besorgen würden. Das zu erhebende Fahrgeld richtete sich nach dem am Ende genannten Tarif. Die Hofkammer hatte das Recht, auch vor der Beendigung der zwölfjährigen Bestandszeit die Fähre einem anderen Beständer zu überlassen. Der genannte Über-

fahrtarif ist in der Abschrift des Bestandsbriefes im Hofkammerprotokoll nicht aufgezeichnet, doch spielte genau dieser Tarif in den nächsten elf $\frac{3}{4}$ Jahren der Mainfähre eine große Rolle.⁵²

Der Güterbesitzer Andreas Schwind und vier Genossen, alle Bürger von Heidingsfeld, erhoben 1774 bei der Hofkammer Klage gegen den Mainfährer Michael Pfeuffer, weil dieser statt wie bisher von den Güterbesitzern einen Pfennig nun zwei Pfennig für die Hin- und Rückfahrt fordere. Die vorhergehenden Fährbeständer hätten nur einen $\frac{1}{2}$ Pfennig pro Fahrt verlangt. Außerdem hätten sich Bürgermeister und Rat der Stadt Heidingsfeld bereits mehrmals beschwert, dass den Bürgern von Heidingsfeld bei der Hin- und Widerfahrt über den Main anstatt des vormals üblichen einen Pfennigs von dem dermaligen Beständer Pfeuffer nun zwei Pfennige abgefordert würden.

Die Bürger der Stadt Heidingsfeld reivanchierten sich für die Fahrpreiserhöhung, indem sie die Reparatur des Zufahrtwegs zur Fähre und des Wildgrabens vernachlässigten. Pfeuffer behauptete, dass die Stadt den wilden Fluss (Zwischenge-mäuerbach) auf ihre Kosten und zum großem Schaden der anliegenden Bürgerwiesen jedoch zum Vorteil des Zufahrtsweges zu Fähre unterhalten und reparieren müsse. Da der sehr schadhbare Wildgraben noch vor der nahenden Winterwitterung in Stand gesetzt werden müsste, da sonst bei Hochwasser ein sehr kostspieliger Schaden entstünde, befahl der Amtskeller, den Wildgraben ohne längeren Verzug noch vor dem Winter von der Stadt Heidingsfeld herstellen zu lassen. Ob die Bürgerschaft als Entschädigung für die Wildgrabenreparatur eine Verminderung des Fahr Geldes von zwei Pfennigen auf einen Pfennig erhielte, müsse zwischen Bürgerschaft

und Hofkammer geklärt werden. Ansonsten müsse die Stadtgemeinde überlegen, ob sie die Sache juristisch klären lassen wolle.

Bürgermeister und Rat entschieden sich für den Rechtsweg und begannen mit der Befragung von Zeugen. Als Zeuge, dass das Fahrgeld für Bürger der Stadt Heidingsfeld gegenüber Fremden schon immer ermäßigt war, wurde der 78jährige Martin Wieser von Oberbürgermeister Christian Lauck vernommen. Dieser sagte aus, dass er zusammen mit Adam Barth von 1745 bis 1754 Beständer der Fahr gewesen sei. Während seiner Bestandszeit hätten die Bürger von Heidingsfeld für eine Hin- und Rückfahrt niemals mehr als einen Pfennig zu bezahlen gehabt. Dies habe ihm auch sein Vater gesagt, der 78 Jahre alt geworden und 25 Jahre lang Fahrbeständer gewesen sei. Überdies seien jene Bürger, durch deren Güter der Fahrweg gehe, wegen des ihnen hieraus entstehenden Schadens vom Fahrgeld befreit gewesen. Der Zeuge Heinrich Dünninger, 69 Jahre alt, sagte aus, von 1727 bis 1754 sei er, je nachdem, ob es viel zu fahren gab oder nicht, Fahrknecht bei dem jeweiligen Fahrbeständer gewesen. Die Bürger von Heidingsfeld hätten in dieser Zeit niemals mehr als einen Pfennig für eine Hin- und Herfahrt bezahlen müssen, Fremde jedoch jedesmal zwei Pfennige.

Bürgermeister und Rat der Stadt schrieben an die Hofkammer, dass anhand der Zeugenaussagen die Fahrt für Bürger aus Heidingsfeld immer nur einen Pfennig betragen habe. Der bei der Fahr befindliche Weg ziehe durch Güter verschiedener Bürger, die durch den Weg ruiniert würden. Auch müsse der Wildgraben, der sich in der Nähe der Fahr befindet, von den Bürgern baulich in Stand gehalten werden, wodurch erst kürzlich Kosten

von 100 fl. entstanden seien. Diese Arbeiten seien von den Bürgern unentgeltlich als Frohn geleistet worden. Diese geringen Vorteile seien der Bürgerschaft wohl gegönnt, ohne dieselben in einen Prozess zu stürzen. Nach einer Aussage des Waldmeisters der Stadt Heidingsfeld, Michael Vornberger, wurden für diese Reparatur 14 Eichen- und Tannenstämme aus dem Stadtwald benötigt, die Kosten für den Zimmermann und andere Taglöhner nicht eingerechnet. Also bitte die Bürgerschaft die Hofkammer, dem Fahr-Beständer durch Erlass zu bestellen, dass er nach alter Observanz (Herkommen) einen jeden Bürger gegen die Entrichtung des allezeit gewöhnlich gewesenen einen Pfennigs über den Main hinüber und wieder herüber zu fahren habe, die an den Fahrweg anstoßenden Güterbesitzer wegen des durch den Fahrweg entstandenen Schadens ebenso nach alter Obsevanz gänzlich frei lassen zu wollen.⁵³

Oberbürgermeister und Rat blieben nicht untätig und luden beim Ratstag am 18. September 1777 den Hirschenwirt und Fährbeständer vor den Rat. Michael Pfeuffer erklärte auf die gegen ihn erhobenen Vorwürfe, dass er nur der Fährbeständer sei und sich in dieser Sache an seinen Bestandsbrief vom 9. September 1771 zu halten habe. In der beigefügten Tax (Preisbestimmung) sei festgelegt, wieviel er von Menschen und Vieh bei jeder Überfahrt abnehmen dürfe. Da dort ausdrücklich bemerkt sei, dass überfahrende Personen einen Pfennig bezahlen müssten, habe er sich nur an diese gehalten. Er müsse das vereinbarte Bestandsgeld bezahlen, und es könne ihm nicht zugemutet werden, von der Bürgerschaft jedes mal nur $\frac{1}{2}$ Pfennig (Heller) anzunehmen, denn wäre ein großer Schaden für ihn. Sollte sich die Bürgerschaft mit ihrer Forderung bei der Hof-

kammer durchsetzen, müsste er bei der Hofkammer um eine Änderung des Bestandsgeldes nachsuchen. Bürgermeister und Rat antworteten, dass vordem jeweils immer nur ein Pfennig für die Hin- und Rückfahrt bezahlt worden sei, was Zeugenaussagen belegten. Es wäre auch ungerecht, die hiesigen Bürger den Fremden gleichzustellen. Sollte es bei der alten Regelung bleiben, so sei man bereit, die Reparatur des Wildwassergrabens vorzunehmen. Da diese kostspielige Reparatur auch zum Besten der Fahr gemacht würde, sei es nur verständlich, dass bei einem so großen Projekt auch für die Bürgerschaft ein Vorteil entstehen müsste.⁵⁴

Die Hofkammer entschied, dass die durch Zeugenaussagen belegte Bitte der Stadt Heidingsfeld berechtigt sei, und wies den Fahrbeständer mit Dekret vom 9. Februar 1778 an, das Fahrgeld vorerst nach dem alten Fuß zu erheben. Gleichzeitig beauftragte die Hofkammer den Notar Johann Sebastian Bauer in Würzburg mit einem Gegengutachten. Als Zeuge wurde Johann Adam Barth, 74 Jahre alt, aus Heidingsfeld vernommen. Barth gab an, von 1745 bis 1753 Beständer der Mainzwerchfahrt gewesen zu sein. Anfangs seiner neunjährigen Bestandszeit sei die fliehende Brücke abgeschafft und der Betrieb mit den „ordinarien“ (gewöhnlichen) Fahrzeugen fortgeführt worden. Damals sei von jedem Einwohner und auch von fremden Personen ein Pfennig hinüber und wieder ein Pfennig herüber, bei großem Wasser aber von denselben ein Dreier Überfahrts-geld verlangt worden, wie die Beständer der fliehenden Brücke es auch eingenommen hätten. Damals habe es noch keine Heller (ein Heller wurde als halber Pfennig gerechnet) gegeben.

Damit wäre Behauptung der Heidingsfelder Bürger, sie hätten nur einen Heller



Abb. 7: Würzburger Heller oder ½ Pfennig aus dem Jahre 1751, auf der Vorderseite das Monogramm des Fürstbischofs Carl Philipp von Greiffenklau, darüber der Fürstenhut.
Staatsarchiv Würzburg Gebrechenamt VII H 114.

für die Überfahrt gegeben, widerlegt. Von 1765 bis 1772 habe er das Zwerchfahrtrecht erneut für acht Jahre in Bestand gehabt, wobei jeder, der hinüber und herüber gefahren sei, stets einen Pfennig Überfahrtsgeld bezahlt hätte. Zwar hätten einige Heidingsfelder Einwohner versucht, weil der Heller damals erst eingeführt worden sei, nur einen Heller zu reichen, was aber niemals angenommen worden sei.

Bezüglich des Wildflusses sagte er aus, dass dieser ein „gemeiner“ (im Besitz der Öffentlichkeit) Fluss sei und von der Gemeinde im eigenen Interesse jederzeit unterhalten worden sei, da sonst das Städtlein Heidingsfeld bei einfallendem Wasser völlig unter Wasser gesetzt würde. Er müsse dazu noch bemerken, dass dieser Wildfluss einen Einzugsbereich von über zehn Stunden (ca. 40 km) habe und dieser Fluss zum Nutzen und nicht zum Schaden der Stadt fließe. Die Besitzer der anstoßenden Wiesen, Joseph Haber, auf dessen Wiese sogar das Fährhaus stehe, Johann Halbig und Adam Molitor, von deren Wiesen alle

Jahre 22 Fuder Heu als Bede (eine Steuer) und Zinsen an die Herrschaft zwei Tage lang auf- und eingeladen würden, erlitten einen Schaden. Bei Hochwasser würden die Fähren in der angrenzenden Bachmündung zum besseren Schutz verwahrt.

Mit Wildbach oder „*wildes Wasser*“ wird in den Akten der durch Heidingsfeld fließende Heigelsbach bezeichnet, der innerorts „Zwischen den Mauern“ heißt. Dieser Bach machte nach Verlassen der Stadtmauer einen Bogen nach links und floss oberhalb der Mainmühle Richtung Norden, wo er unterhalb der Mainfähre in den Main mündete. Der Fahrweg zur Fähre führte durch eine Furt, und bei großen Unwettern bedeckten erhebliche Schlamm- und Kiesmassen den Weg zur Fähre und machten ihn unpassierbar.

So auch im Juni 1779, als Heidingsfeld durch ein schweres Unwetter heimgesucht wurde, wobei auch der Weg mit Geröll und Steinen aus dem Wildbach „*zerrissen und verderbt*“ wurde und ein Fährbetrieb nicht mehr möglich war. Michael Pfeuffer

bat die Hofkammer, ihm die Auslagen zu ersetzen, die ihm durch die Wiederherstellung des Wegs entstanden waren. Eigentlich sei die Stadt Heidingsfeld für die Beseitigung der Schäden, die der Bach anrichte, zuständig, aber um baldmöglichst die ungehinderte Zufahrt zur Fahr wiederherzustellen, habe er auf eigene Kosten die Schäden beseitigt und bitte um Rückerstattung. Die benachbarte Mainmühle war bei diesem Unwetter so mit Unrat überschwemmt worden, dass sie fast ein $\frac{3}{4}$ Jahr außer Betrieb war.⁵⁵

Der Fährbeständer Michel Pfeuffer wandte sich erneut wegen einer Verminderung seines Bestandsgeldes an die Regierung. In seinem Bestandsbrief von 1771 sei enthalten, dass jede Person ohne Ausnahme allezeit einen Pfennig Fahrlohn bezahlen müsse. Bei diesem Lohn habe er auch bis 1778 sein Auskommen gehabt. Dann seien die Heidingsfelder Bürger bei der Regierung eingekommen, nicht mehr als einen Heller zu zahlen schuldig zu sein. Deshalb habe er ab dem 16. Februar 1777 bis heute, 30. März 1778, nicht mehr als einen Heller erheben können. Er hätte sich bei Abschluss des Vertrages auf 391 fl. jährliches Bestandsgeld eingestellt, weswegen es nur recht und billig sei, wenn bei einer Verminderung des Tarifs auch das Bestandsgeld heruntergesetzt werde. Die Hofkammer hätte ihm zwar einen Nachlass von 60 fl. gewähren wollen, aber damit könne er, ohne wirklichen Schaden zu leiden, nicht zufrieden sein. Die Heidingsfelder Einwohner, deren Fahrtrif so um die Hälfte geschmälert worden sei, würden etwa die Hälfte des Fahrpublikums ausmachen. Er habe in dieser Sache bei der Regierung sowohl als auch bei der Hofkammer bisher keinen Erfolg gehabt. Dacher sei er mit der vom Amt angedrohten Zwangsvollstreckung nur dann einverstan-

den, sollte es bei einem Heller Überfahrts-geld bleiben, wenn auch sein Bestandsgeld ebenso um die Hälfte gekürzt würde.

Die Regierung forderte über diese Sache einen gutachtlichen Bericht von der Hofkammer an. Diese beschloss gegen alle „*Remonstrationen*“ (Einwendungen) der Heidingsfelder Einwohner bei der Regierung ein Dekret auf die Zahlung eines Hellers zu beantragen, bis die Sache in einem Rechtsstreit entschieden werde, in der Hoffnung zu obsiegen. Aber da der Fahr-beständer vom Februar 1777 bis dato nur einen Heller Fahrlohn bezogen habe, die Einbuße etwa den vierten Teil ausmachen würde, so sei ihm statt der genehmigten 60 fl. doch ein Nachlass von 91 fl. zu gewähren und zwar bis zum Ausgang des anstehenden Prozesses. Die übrigen 300 fl. seien einzuziehen.

In einer Randbemerkung des Fürstbischofs Franz Ludwig heißt es, dass nach dem erstellten Hofkamergutachten, wenn das Objekt den vierten Teil des „*quasdonierten*“ (in Frage stehenden) Be-trag ausmache, dem Supplikanten auch den vierten Teil des Bestandslohns von 391 fl. bis zum Ausgang des hierüber an-hängigen Prozesses zu erlassen wäre.⁵⁶

Am 3. März 1779 wurden Oberbürgermeister Christian Lauck und der Fahr-beständer Pfeuffer vor die Hofkammer geladen. Anwesend waren die Hofräte Heß, Fischer und der Kammer-Consulent (Rechtsberater) Berninger. Dass die Heidingsfelder Bürger nur einen $\frac{1}{2}$ Pfennig je Überfahrt bezahlt hätten, sei durch die Zeugenaussagen nicht bewiesen. Betrachte man nun, dass alle herrschaftlichen Mainfähren, aber auch fremdherrische, von Haßfurt bis Homburg a.M., den ge-ringsten Fahrtrif für die Ortseinwohner, nämlich einen Pfennig hinüber und einen Pfennig herüber nähmen, so sei leicht zu

ermessen, dass die Heidingsfelder Bürger-schaft gegen diese allgemeine Observanz (Rechtsgebrauch) verstoßen habe, zumal das Gegenteil durch ihre Zeugen eben nicht belegt werden können.

Der Rechtskonsulent empfahl der Hof-kammer, das zu Gunsten der Heidingsfel-der Bürger erlassene Dekret wieder auf-zuheben, da dieses von den Bürgern, er-schlichen worden sei. Sie seien aufzufor-dern, den alten herkömmlichen Fahrta-rif (für jede Überfahrt einen Pfennig) zu ent-rich-ten. Ein Pfennig für die Hin- und ein Pfennig für die Rückfahrt sei der wahre, altherkömmliche Tarif, der auch bei der Verkündigung des letzten Bestandsbriefes 1771 auf dem Rathaus zu Heidingsfeld genannt worden sei und von jeder über-fahrenden Person bezahlt werden müsse. Dagegen hätte die versammelte Bürger-schaft nicht den geringsten Einwand ge-habt. Sie habe auch die ganze Zeit über den schuldigen Pfennig für jede Überfahrt bezahlt, bis sie die Gelegenheit der Repar-a-tur des durchgebrochenen Wildgrabens als Anlass zur gegenwärtigen Klage ge-nommen hätte.⁵⁷

Am 15. Oktober 1779 schrieb Michael Pfeuffer an die Regierung, dass der Streit um das Überfahrtsgeld mit den Heidings-feldern Bürgern schon 20 Jahre anhängig sei und die Bürger, verordnet durch Dekret, nur einen ½ Pfennig geben sollen. Er müsse jedoch den ganzen Bestand bezah-ten und habe zudem nur Verdrießlichkei-ten mit den Bürgern. Er sei von der Regie-rung um Geduld gebeten worden, was er auch in „*untertänigstem Vertrauen*“ getan habe, nun hoffe er aber auf eine baldige Lösung zu seinen Gunsten.

Dennoch kam es auch in den nächst-en Jahren zu keiner Einigung. Die Hofkam-mer trieb den Prozess weiter voran. Um zu einem abschließenden Urteil zu kommen,

musste die Zustimmung des Fürstbischofs eingeholt werden. Franz Ludwig allerdings war mit den ihm zugesandten Prozessunterlagen nicht zufrieden und schrieb zu-rück, dass dieses Protokoll in einer sehr verwickelten Constitution (Verfassung) ausgeführt sei. Er habe verschiedene Stel-len mehrmals lesen müssen, bis er verstan-den hätte, was eigentlich gesagt werden solle. Viel klarer würde es sein, wenn der Hergang chronologisch aufgeführt wor-den wäre. Das letzte Conclusum (Be-schluss) geht vollends über seine Begriffe. Die Hofkammer solle im Prozess geschützt werden und doch ihren Beständer nur um diejenige Bestandssumme anhalten, wel-che ihm angesetzt worden wäre, wenn die Heidingsfelder nur einen Heller zu zahlen schuldig sein würden. Soviel ihm bekannt sei, lässt die Kammer ihrem Fahrbeständer ohnehin etwas nach. Nachdem die Regie-rung in dieser Sache das Richteramt bei-der strittigen Teile verwaltet, so begreife er nicht, wie sie zur gleicher Zeit strafen und einen Antrag machen könne, der die-sem Strafantrag widerspräche. Kurzum, er könne seine Ratifikation (Genehmigung) nur erteilen, wenn er zuvor näher aufge-klärt würde.⁵⁸

Das eigenmächtige Handeln des Pfeu-ffer beim Unwetter im Juni 1779 löste einen Konflikt mit der Hofkammer aus. Pfeuffer verlangte den Betrag von 134 fl., 13 Pfd. und 4 Pfg., den er bar ausgelegt habe, und behauptete, in dieser Sache vor das Konsilium (Ratsversammlung) vorge-lassen worden zu sein und den Bescheid erhal-ten zu haben, er solle die Herstellung der ruinierten Anfahrt gleich besorgen. Zwar wollten sich einige Räte erinnern, dass Pfeuffer die Anzeige wegen der rui-nierten Fahr im Konsilium getan habe. Ob ihm aber ein mündlicher Bescheid er-teilt worden sei, die Reparatur eigenmäch-

tig vorzunehmen, konnte sich keiner entsinnen. Da dieser die Reparatur ohne Signatur (Bestätigung) unternommen habe, so hätte die Hofkammer den von ihm spezifizierten (im einzelnen angegebenen) Kostenbetrag nicht kontrollieren können. Da nun aber die Reparatur des Fährweges unumgänglich und notwendig gewesen ist und von Pfeuffer aus eigenen Mitteln bestritten worden sei, so habe man in dieser Sache nach eigenen Ermessen beschlossen, ihm für seine gehabten Auslagen 100 fl. abrechnen zu lassen, was dieser aber nicht akzeptiert habe.

Michael Pfeuffer schreibt im März 1780 erneut an die Regierung, bekanntermaßen bestehe zwischen ihm und der Hofkammer ein Streit wegen der Reparaturkosten des Fährweges. Um den Weg so schnell wie möglich wieder benutzen zu können, habe er aus eigener Tasche den Betrag von 134 fl. und 11 Batzen aufgewendet. Nun habe das Amt Heidingsfeld ihn wegen rückständigen Fahrbestandsgeldes von 200 fl. zur Exekution angemeldet. Er bitte per Dekret dem Amt Heidingsfeld zu befehlen, dass es sich bis zur gänzlichen Klärung seiner Klagesache mit allen Exekutionen gegen ihn zurückzuhalten habe.

Am 18. April 1780 sprach die Hofkammer das Urteil in der Sache der Heidingsfelder Bürgerschaft als Klägerin und dem Mainzwerchfahrtsbeständer Michael Pfeuffer respektive der Hofkammer, Beklagte, wegen Erhöhung des Überfahrtsgeldes bei der Mainfähre folgendes Urteil: Es wurde als Recht erkannt, dass der Fahrbeständer von der Heidingsfelder Bürgerschaft für jede Fahrt über den Main zu Heidingsfeld einen Pfennig zu fordern berechtigt sei. Jenen Heidingsfelder Bürgern, die eine vollkommene Freiheit von der Entrichtung eines Fahrgeldes für sich behaupteten, solle es unbenommen sein,

die Sache in einem eigenen Prozess auszutragen.

Am 15. Februar 1783 zeigte der Fahrbeständer bei der Hofkammer an, dass ungeachtet des ergangenen Urteils, das ja besagte, dass die Heidingsfelder Bürger das Fahrgeld mit einem Pfennig zu entrichten schuldig seien, diese sich dennoch weigerten, das Fahrgeld mit einem Pfennig pro Fahrt zu bezahlen. Die Hofkammer beschloss bei der Regierung zu beantragen, dass das am 23. Januar 1783 ergangene Urteil zum Vollzug zu bringen sei, um es dem Fahrbeständer von Amtswegen zu ermöglichen, von jedem Überfahrenden einen Pfennig zu erheben.

Durch die Hofkammer wurde der Heidingsfelder Amtskeller Philipp Sauer angewiesen, das Regierungsurteil zu verkünden und die Heidingsfelder Bürger über die Folgen einer Nichtbeachtung zu belehren. Diesem Befehl nun folgend, hat Oberbürgermeister Lauck die Bürgerschaft durch das gewöhnliche Mahl-Läuten auf das Rathaus gerufen und ihnen vorgenanntes Urteil gehörig publiziert. Dies wurde dann als Protokoll eingesandt. Auch der Anwalt Franz Joseph Müller schrieb einige Tage später an die Regierung, das Dekret des Inhalts, dass fürderhin die Heidingsfelder Bürger für jede Überfahrt einen Pfennig bezahlen müssten, sei am verflossenen Sonntag publiziert worden. Da nun dieses Dekret besonders die armen, sich mit Weinbergbau und Taglohn ernährenden Bürger betreffe und beschwere, diese aber in dem darüber geführten Prozess überhaupt nicht berücksichtigt worden seien, so solle er namens der Betroffenen und der ganzen Bürgerschaft das Remedium (Rechtsmittel) der Appellation am höchsten Reichsgericht einlegen. Er zeige deshalb dem Fürstbischof an, dass er, ausgestattet mit einer Vollmacht, die Stadt Hei-

dingsfeld und die Bürger vor allen Gerichten, auch vor dem Reichskammergericht, vertreten werde.

Am 4. Mai 1783 wurde dem Hofrat und Amtskeller Philipp Sauer vom Fürstbischof befohlen zu überprüfen, ob die Bürgerschaft durch die Vollmacht für Rechtsanwalt Joseph Müller an der Fortsetzung des mit der Hofkammer wegen des erhöhten Fahrgelds angefangenen Rechtsstreit teilnehmen wolle. Dieser Sauer berichtete, dass inklusive der Ratsmitglieder und Viertelmeister 232 Bürger ihre Einwilligung zu einem neuen Prozess gegeben hätten. Da nun in dieser Sache keine 2/3-Mehrheit der Gemeinde erreicht worden sei, wäre es fraglich, ob diese Sache als eine Gemeindesache angesehen werden könne. Eine Entscheidung bleibe dem höchsten Ermessen anheimgegeben, er verharre in tiefster Erniedrigung.

Fürstbischof Franz Ludwig wollte unbedingt einen Prozess vor dem Reichskammergericht vermeiden, denn auch die Streitsache zwischen dem Fahrbeständer und der Hofkammer wegen der Rückerstattung von Auslagen und rückständigen Fahrbestandsgelds war noch nicht erledigt.

Ende des Jahres 1782 war Michael Pfeuffers Schuldenstand auf die stattliche Summe von 1.225 fl. angewachsen. Den größten Teil machten rückständige Fahrbestandsgelder aus den Jahren 1778 bis 1782 aus. Pfeuffer konnte oder wollte die Fähre nicht weiter betreiben und zog sich als Beständer zurück. Daraufhin wurde für Pfeuffers Vermögen die Zwangsvollstreckung eingeleitet.

Um den Fährbetrieb aufrechtzuerhalten, übernahm Oberbürgermeister Christian Lauck für die ersten drei Quartale des Jahres 1783 die Bezahlung des Bestandsgeldes für die Fähre. Nach der Verkündung ihres Exekutionsurteils versuchte die

Hofkammer nun, das rückständige Geld bei Michael Pfeuffer einzutreiben. Außer einem geringen Betrag an Bargeld verglich sich die Hofkammer mit ihm auch mit Mobilien und Naturalien folgendermaßen: Für das zurückgelassene Fahrgeschirr wurden 400 fl. berechnet, für zwei Pferde 200 fl., für an Zahlungs statt angenommenen Wein, nämlich vier Fuder, sog. 1782er Neuberger 160 Rtl., für ein Fuder Heidingsfelder Most 20 Rtl. und für neun Eimer Mischnlingswein 83 fl. (ein Eimer sind ca. 75 Liter, ein Fuder sind 12 Eimer, ca. 900 Liter).⁵⁹

Am 15. Mai 1783 wurde der neue amtliche Bestandsbrief ausgestellt für Christian Lauck, dermaliger Oberbürgermeister, Andreas Schwind, Schwanenwirt, Michael Lindner und Adolph Kemmether. Als Meistbietende bekamen sie den Fahrbe stand für zwölf Jahre bis 1795 für 350 fl. jährlich zugesprochen. Dafür sollten sie Teilbeträge der Bestandssumme vierteljährlich, jedes mal 87 ½ fl., zur Kellerei Heidingsfeld entrichten, und zwar ohne Anspruch auf Gewährung eines Nachlasses oder Schadloshaltung, aus welchem Grund auch immer, insbesondere wegen des immer noch strittigen einen Pfennigs Überfahrtsgelds. Sie sollten wissen, dass wie ihrem Vorgänger, der trotz des nicht richtig erhobenen Überfahrtsgeldes das paktierte Pachtquantum habe zahlen müssen, auch ihnen kein Nachlass gewährt werden würde.

Das ihnen überlassene Fahrgeschirr bestand aus einer großen und einer kleinen Fahrbrücke und einem Fährschelch. Die große Brücke sei noch zwei Jahre, die kleine Brücke wie auch der Schelch noch vier Jahre zu gebrauchen. Beide Fährbrücken wurden vom Schiffsbauer Ignaz Kaufmann pflichtgemäß auf einen Zeitwert von 200 fl. taxiert. Nach Ende der zwölf-

jährigen Bestandszeit, aber auch wenn durch eigenes Verschulden eine vorzeitige Aufhebung des Pachtvertrags einträte, sei das Fahrgeschirr wiederum der Herrschaft zurückzulassen. Sollte das Fahrgeschirr dann in einem besseren Zustand als 200 fl. sein, werde die Herrschaft die Differenz bar vergüten. Das Fährhäuslein, das derzeit in Dach und Fach, Ofen, Fenster, Tür, Läden, Bänder und Schlosserwerk auf Kosten der Hofkammer dauerhaft hergestellt werde, sei beim künftigen Abzug zurückzugeben, dann allenfalls anfallende Reparaturen wären auf ihre Kosten durchzuführen. Ferner solle zur Sicherheit sich eine wenigstens auf 600 fl. belaufende gerichtliche hypothekarische Obligation (Schuldbrief) eingelegt werden. Die Beständer hafteten und bürgten gegenseitig für diesen Pakt durch Ablesen und Unterzeichnen. Die Hofkammer behielt sich vor, dass sie, wenn das vereinbarte Bestandsgeld nicht alle Vierteljahre abgeführt werde und ein Rückstand von etwa zwei Quartalen einträte, den Bestand sogleich wieder aufzukündigen, den Bestand für null und nichtig zu erklären und sie ohne allen Schadenersatz von dem Bestand zu vertreiben, befugt sein sollte.⁶⁰

Der unerledigte Prozess zwischen der Stadt Heidingsfeld und der Hofkammer wurde ungeachtet der Vergabe des Fahrbestandes an den Oberbürgermeister Lauck und Genossen weitergeführt. Rechtsanwalt Müller hinterlegte eine auf ihn ausgestellte, von den Bürgern unterschriebene Vollmacht bei der Regierung, die der Hofkammer befahl, die Vollmacht und die Unterschriften zu überprüfen.

Zu diesem Zweck wurde die Bürgerschaft durch die Viertelmeister auf das Rathaus bestellt und befragt, ob sie an diesen Prozess mit der Hofkammer teilnehmen wollten und ob die 2/3-Mehrheit erreicht

würde. Nachdem sämtliche benannten Bürger erklärten, dass sie nicht nur am Prozess teilnehmen wollen, sondern auch den Regierungsadvokaten Franz Joseph Müller als Anwalt auf- und angestellt hätten, und dass alles, was er in ihrem Namen verhandeln werde, durch diese Vollmacht genehmigt sein solle. Oberbürgermeister Lauck und der Rat erklärten, dass ausschließlich der Witwen die hiesige Bürgerschaft 400 Mann stark sei, womit sich durch die anwesenden Bürger ergebe, dass diese Sache als eine Gemeindesache angesehen werden könnte.

Rechtsanwalt Müller schlug nun Zeugen vor, welche gehört werden sollten, und bat, bald bei einer Tagfahrt mit der Vernehmung zu beginnen. Die Hofkammer und Müller einigten sich auf vier Zeugen, die alle über 50 Jahre alt waren, in Heidingsfeld keine Güter besaßen und alle bei verschiedenen Fährbeständern als Fährknecht im Dienst gestanden haben. Somit waren sie als vollkommen unbeteiligt und neutral anzusehen. Außerdem wurde ein Fragenkatalog für die Zeugenvernehmung ausgearbeitet, wodurch eine gleichartige Vernehmung erreicht werden sollte. Die Zeugen mussten nach einem Handgelöbnis den Eid ablegen und wurden aufgeklärt, dass sie bei einem Meineid mit einer Bestrafung zu rechnen hätten.

Die gesamte Vernehmung hier zu dokumentieren, würde zu weit führen. Interessant ist jedoch die Antwort eines Zeugen auf die Frage, ob die Fährbeständer den Heidingsfelder Bürgern ein Entgegenkommen gewährt hätten. Ihm sei vom Fahrherrn gesagt worden, dass es aus Freundschaft sein könne und weil man mit den Heidingsfeldern leben müsse, dass man freiwillig und aus keiner Schuldigkeit, sondern aus bloßer Nachsicht gegen die Heidingsfelder Bürgerschaft für

die Hin- und Rückfahrt nur einen Pfennig genommen hätte.

Im Schlussatz der Beweisführung schrieb Rechtsanwalt Müller an Fürstbischof Franz Ludwig: „*Hochwürdigster Reichsfürst und Herr, publicirter Rotulo (Zusammenstellung) über genannte Sache wird festgestellt, dass gegen die vorgeführten Zeugen nicht der geringste Einwand gemacht werden konnte, weil dieselben einmütig behaupten, weder Güter noch Gründe in Heidingsfeld zu haben. Es sei denselben ganz gleichgültig, wer in dieser Sache obsiegen werde. Sie sagten einmütig unter Eid aus, dass sie in Heidingsfeld als Fahrknecht gestanden hätten und das Überfahrtsgeld meistens selbst eingenommen und dies bezeugen könnten. Die einstimmige Zeugenschaft beweist, dass die Heidingsfelder Bürger und christliche Einwohner jederzeit, sowohl im Sommer als auch im Winter, bei kleinen oder großem Wasser für eine Fahrt nur einen Heller bezahlt hätten. Durch diese Aussage ist bewiesen, dass seit 40 und 50 Jahren so gehandelt wurde. Alle Zeugen behaupten, dass es zu dieser Zeit schon Heller gegeben hätte. Dadurch ist die von der Hofkammer gemachte Einwendung, dass es damals noch keine Heller gegeben habe, gänzlich dahin geräumt. Die Zeugen haben ausdrücklich behauptet, dass sie von ihrem Herrn angewiesen wurden, nicht mehr als einen Pfennig zu nehmen, und dass die Heidingsfelder solches als ein altes Recht ansehen. Weiter behaupten diese Zeugen, dass sie von den Weinbergsbauleuten, für jeden Morgen eine Tax (Festbetrag) erhalten hätten, die Erdenträger im Winter für die ganze Woche nur zwei Pfennig und die Grasmädchen im Sommer ganz frei gewesen seien. Dieses beweist nun offenbar einen untrüglichen Besitzstand und wird vom zweiten Zeugen, wie auch von den Heidingsfeldern, als ein uraltes Recht angesehen und ist von den Hei-*

dingsfeldern auch so gehalten worden. Und da die Zeugen gleichfalls behaupten, dass die Wiesenbesitzer unter- und oberhalb des Fährhäusleins von allem Fahrgeld frei waren, so ist auch dieses erwiesen und dargetan. Da diese Zeugenaussagen die Fährbeständer Wieser und Gühling betreffen, ist die Aussage des Barth bedeutsungslos.

Unterzeichneter Anwalt bittet namens der Gemeinde Heidingsfeld untertänigst, die Heidingsfelder Bürger und christlichen Einwohner in ihrem klar erwiesenen Recht, pro Überfahrt einen Heller zu zahlen, gnädigst zu schützen. Auch bittet er den am 23. Januar 1783 öffentlich publicierten Befehl, dass die Heidingsfelder für jede Überfahrt einen Heller zu zahlen hätten, abzuändern. Die Hofkammer soll nicht berechtigt sein, von den Heidingsfelder Bürgern mehr zu fordern. Der alte Akkord (Abkommen) mit den Weinbergsleuten solle wieder aufgenommen werden und Fahrwiesenbesitzer von allem Fährgeld freigelassen und die Erdenträger nach altem Herkommen behandelt werden.“⁶¹

Obwohl im Bestandsbrief von 1783 auf einen Fahrtarif hingewiesen wurde, verzichtete die Hofkammer auf dessen Einhaltung. Nachdem die Fähre quasi in den Besitz der Stadt Heidingsfeld gekommen war, konnte die Gemeinde die Fährgebühren für die Überfahrt der Heidingsfelder Bürger selbst bestimmen. Der Hofkammer war es nur wichtig, dass das Bestandsgeld regelmäßig und pünktlich entrichtet wurde.

Doch bereits nach 2 ¾ Jahren wurden die Hofkammer und Fürstbischof Franz Ludwig erneut mit Problemen der Heidingsfelder Fahr konfrontiert. Der Heidingsfelder Bestandsfährer Christoph Kemmester (et Consorten) wandten sich im März 1786 mit einem Bittgesuch an die Landesregierung. Ein Naturereignis, das große

Hochwasser von 1784, hatte die Bestandsfahrer in große Bedrängnis gebracht. Das Zusammentreffen der Schneeschmelze in den Mittelgebirgen, verbunden mit starken Regenfällen und Tauwetter, hatten den Main damals mit der gigantischen Pegelhöhe von 9,26 Meter (nach heutiger Berechnung) auf die größte Höhe der letzten 500 Jahre ansteigen lassen. Nach einem strengen Winter hatte der Main außerdem starken Eisgang, und an der Brücke in Würzburg staute sich das Wasser und Eis auf beiden Ufern bis nach Eibelstadt auf das Land hinaus zurück. Das Eis lag auf Würzburger wie auch auf Heidingsfelder Seite 10 bis 15 Gerten (35 bis 52 Meter) weit und 4, 6 bis 8 Schuh (1,20, 1,80 bis 2,40 Meter) hoch aufgetürmt. Das Fährgeschirr konnte unter Lebensgefahr gerade noch gerettet und zu der Stelle gebracht werden, die von der Hofkammer für solche Unglücksfälle vorgesehen war. An den Geh- und Fahrwegen entstand auf Würzburger und auf Heidingsfelder Seite nur ein geringer Schaden.

Die Fahrbeständer hatten natürlich großes Interesse, die Fähre baldmöglichst wieder in Gang zu bringen, um die Reisenden zu befördern und etwas zu verdienen. Von der Hofkammer wurde ihnen der Bescheid erteilt, dass sie in solchen Unglücksfällen den Weg zur Fahr auf ihre Kosten wiederherstellen sollten und müssten. Unter diesen Umständen sei ihnen nichts anderes übrig geblieben, als sich an ihren wohltätigen Landesvater zu wenden und seine Hilfe zu erflehen; er solle an die Hofkammer den gnädigsten Befehl erlassen, ihnen eine Schadloshaltung zu gewähren. Für die Beseitigung des Eises hätten sie 2 ½ Tage lang 19 Taglöhner anstellen müssen, wovon jeder pro Tag drei Batzen gekostet habe. Sie baten daher, die ihnen entstandenen Kosten von 9 ½ fl. zu vergüten,

insbesondere da sie während ihrer 2 ½jährigen Bestandszeit so große Unglücksfälle zu erleiden gehabt hätten wie seit Menschengedenken nicht.

Auch sei bei der Überschwemmung das Fährhäuslein eingestürzt, weswegen sie ihre darin verwahrten großen Fährbäume, mit all den übrigen, eingebüßt hätten. Zu allem Unglück habe sich noch ihre große Fährbrücke losgerissen und unweit von Heidingsfeld auf einer Mauer niedergesunken. Sie musste durch den Schiffsbauer mit drei Paar Pferden nebst vielen Taglöhnnern wieder zu Wasser gebracht werden, was ihnen hohe Kosten verursacht habe. Da der Fahrweg zur Fähre und die Ufer längere Zeit unpassierbar gewesen seien, wäre ihnen ein Schaden von ungefähr 100 Rtlr. entstanden. Sie baten deshalb um einen Eichenstamm aus dem Guttenberger Wald zur Wiedererbauung der großen und kleinen Fährbrücke, die ja bei ihrem Abzug der Hofkammer zurückbleiben müssten. Sie hätten sich noch über keinen Kreuzer Nachlass zu erfreuen gehabt, obwohl sie in den letzten 2 ½ Jahren ihr ohnehin großes Bestandsgeld von 87 ½ fl. alle Vierteljahre regelmäßig bei der Kellerei Heidingsfeld abgeführt hätten. Sie hätten zwar auf bessere Zeiten gehofft, aber leider bemerkt, dass ihre schwere Arbeit, Mühe und Sorgen keine Anerkennung finden und sie mehr Schaden als Nutzen erleiden müssen, besonders bei solchen außerordentlichen Unglücksfällen, von welchen Gott sie fernerhin gnädigst verschonen wolle.

Sie wüssten nicht, wie sie die noch 9 ½jährige Bestandszeit aushalten können, ohne ihren Weibern und Kindern zu schaden. Sie baten deshalb, dies alles „fürstmildest“ zu berücksichtigen und ihnen in Anbetracht ihres großen Schadens zur unumgänglichen Erbauung von zwei

Fährbrücken als Entschädigung nur einige Eichenstämme aus der nächst gelegenen Guttenberger Waldung gnädigst zu überlassen. Weiter baten sie die Hofkammer, diesen „*untertänigsten*“ Bericht zusammen mit einem Gutachten der Regierung mittzuteilen.

Das Gutachten der Hofkammer war ernüchternd. Die Bittsteller hätten das Mainfahr für zwölf Jahre von der Hofkammer übernommen. Bei solch langjährigen Pachtverträgen könne es schon vorkommen, dass in dem einen oder anderen Jahr solcher Schaden entstünde, der in den folgenden Jahren wieder ersetzt werden könne. Solche außergewöhnlichen Überschwemmungen als auch Eisgang würden sich nicht alle Jahre wiederholen. Deshalb seien die Bittsteller mit ihrem Entschädigungsgesuch von der Hofkammer (pacht-) vertragsmäßig abgewiesen worden. Die Hofkammer könne von Rechts wegen eine Entschädigung, wegen übler Folgen, nicht anraten. Dies müsse dem Fürstbischof berichtet werden und seiner „weiteren tiefsten Einsicht und Entschließung gehorsamst“ überlassen werden.

Die Antwort, die Fürstbischof Franz Ludwig, der zur Zeit in Bamberg weilte, der Hofkammer übermittelte, lautete: Nicht in der Art einer Entschädigung, sondern bloß als eine Gnade und ohne alle Folgen sollen dem Supplikanten 9 ½ fl. geschenkt werden.⁶²

Bei diesem großen Hochwasser war ja das Fährhäuslein beschädigt und unbrauchbar geworden. Deswegen war der Amtskeller von Heidingsfeld nun bemüht, seinen Teil an der Wiederherstellung des Fährbetriebs möglichst schnell beizutragen. Auch dürfte eine eventuelle Minderung des Bestandsgeldes durch die Beständer, die das beschädigte Fährhaus nicht nutzen konnten, eine Rolle gespielt haben. Daher wurde

als Ersatz ein „*bretternes Fährhäuslein*“ errichtet, wozu das benötigte Holz der Guttenberger Vogtei in Rechnung gestellt wurde. Verschiedene Heidingsfelder Handwerker wurden mit der Erbauung und Einrichtung von Fenstern, Türen, Schlössern und einem Ofen beauftragt. Ebenso wurden 1.000 geschmiedete Nägel für den Bau gekauft. Außerdem wurde der Fahrbeständer Schwind für Reparaturarbeiten an den beiden Auffahrtsbrücken mit 30 fl. entschädigt.⁶³

Der Maurermeister Sebastian Roßbach bekam 1788 den Auftrag, das durch Eisbruch beschädigte steinerne Fährhäuslein wieder herzustellen; es wurden also wiederum nur Reparaturen durchgeführt. Der Amtskeller beauftragte Handwerker, die Fenster und Fensterläden einzusetzen, den Fußboden erneuerten sowie Tüncherarbeiten und Schlosserarbeiten durchführten. Auch wurden 15 Taglöhner eingestellt – jeder erhielt pro Tag 3 ½ Batzen – um den Fahrweg zu Fähre und Fährhäuslein mit Sand und Kies neu herzurichten. Die dadurch entstandenen Kosten für den Taglohn, inklusive der Kosten für den Aufseher in Höhe von 404 fl., wurden vom Hofkammerbauamt der Amtskellerei Heidingsfeld vergütet. Auch Andreas Schwind wurde für die Aushebung des Fahrweges und Wegschaffung des Abraums vom Hofkammerbauamt mit 55 fl. entschädigt.⁶⁴

Dass die Vergabe solcher Reparaturarbeiten nicht immer mit rechten Dingen zwingt, also oft mit Bestechung verbunden war, ist aus folgendem Vermerk ersichtlich: „*Es ist verboten, Präsente an die Revision (-stelle) und an die Calculation (-stelle) abzugeben. Im ersten Falle hat der Gebende sowohl als auch der Annehmende für jeden Kreuzer einen Reichstaler Strafe zu erlegen. Beim zweiten Fall soll jedoch unnachsichtig*

*kassiert werden, es mag als Präsent begehrt oder freiwillig angeboten werden sein.*⁶⁵

Nach Ablauf der zwölfjährigen Bestandszeit wurde im April 1795 die Mainzwerchfahrt erneut zur Versteigerung ausgeschrieben. Die Strichlustigen wurden auf Montag, den 27. April, in die Amtskellerei Heidingsfeld eingeladen, wo sie ihr Gebot zu Protokoll geben konnten und ihnen die Bestandsbedingnisse bekannt gegeben wurden. Der Zuschlag erfolgte jedoch erst nach der Ratifikation durch die Hofkammer.⁶⁶ Für das Einrücken des Aufstrichs in das Intelligenzblatt wurde der Amtskellerei Heidingsfeld der Betrag von fünf Pfund in Rechnung gestellt. Die Hofkammer ließ den Ofen und den Boden im Fährhäuslein noch vor der Übergabe an den neuen Beständer renovieren und ausbessern.⁶⁷

Leider ist der Bestandsbrief von 1795 in den Hofkammerprotokollen nicht überliefert. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass er ähnlich wie der vorhergehende verfasst war. Aus den Rechnungen des Amtes Heidingsfeld vom Jahre 1795 ist ersichtlich, dass den Brüdern Franz und Joseph Ohlhaut die Fähre für ein Bestandsgeld von 401 Gulden jährlich auf zwölf Jahre zugesprochen worden war.⁶⁸

Nach nur dreimonatiger Bestandszeit stellte es sich heraus, dass die Halbbrücke (kleine Fährbrücke) nach einem Gutachten des Schiffbauers Ignaz Kaufmann aus Würzburg ganz ruinös und unbrauchbar sei und mit ihr in Zukunft nicht mehr gefahren werden könne. Die Brüder Ohlhaut baten nun die Hofkammer, ihnen zur Herstellung der Halbbrücke drei Stämme samt dem Unterholz aus dem Gutenberger Forst gegen preiswerte Zahlung abzugeben. Die Hofkammer antwortete, dass derlei Holzbedürfnisse bei den hiesigen Schiffsbauern zu haben wären, wenn

sie aber das Holz nicht von den Unternehmern haben wollten, so können sie sich beim nächsten Holzstrich wieder melden.⁶⁹

1798 eröffnete sich für die Beständer die Möglichkeit, das Bestandsgeld zu verringern. Für die Reparaturen der Auffahrer auf beiden Mainseiten konnten die Beständer 100 fl. von ihrem Bestandsgeld in Abzug bringen. Für die übrigen acht Bestandsjahre werden nun jährlich 50 fl. für die Erhaltung der Ufer erlassen.⁷⁰

Um den wiederholten Reparaturen am Fährhaus ein Ende zu machen, entschied sich die Hofkammer, das Fährhaus 1799 von Grund auf neu zu erbauen. Dem Maurermeister Anton Fuchs aus Heidingsfeld wurde für einen Akkordpreis von 360 fl. der Auftrag für den Neubau erteilt.⁷¹ In den folgenden Jahren sind in den Rechnungen immer wieder Ausgaben für die Einrichtung des Fährhäusleins, wie für Ofen, Schränke, Tisch und Stühle vermerkt.

Die Mainfähre im 19. und 20. Jahrhundert

Bei der Säkularisation gelangte das Hochstift und damit die Fähre samt Fährrecht im Jahre 1803 zunächst an das Kurfürstentum Bayern und im Jahre 1806 an das Großherzogtum Toskana. An der Situation der Fährbeständer änderte sich zunächst nichts. Nach Ablauf der 12jährigen Bestandszeit wurde 1807 von der Großherzoglichen Landesdirektion ein neuer Bestandsbrief über das Fahr in Heidingsfeld ausgestellt: „*Kund und zu wissen sei hiermit, dass Joseph Ohlhaut, Bürger von Heidingsfeld, die Mainquerfahrt von der Großherzoglichen Landesdirektion in einen zwölfjährigen Bestand um das ‚gelegte‘ Meistengebot zu jährlich 512 fl. unter nachstehenden Bedingnissen übernommen hat.*“ Es folgt eine umfangreiche Aufzählung, ähn-

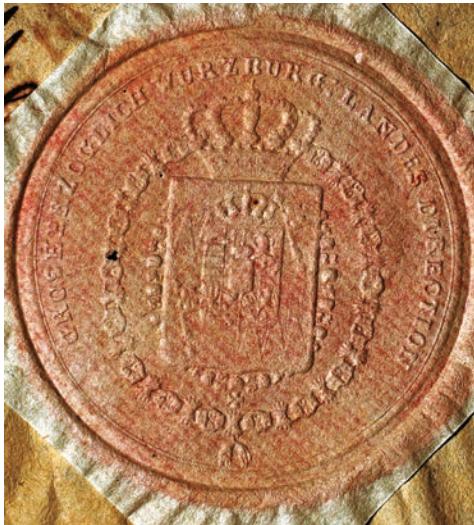


Abb. 8: Papiersiegel der Großherzoglichen Landesdirektion 1806. Staatsarchiv Würzburg, Würzburger Urkunde 103/196.

lich der in vorangegangenen Bestandsbriefen; einige Neuerungen sollen jedoch hier aufgeführt werden.

Das Fährgeschirr wird dem Beständer kostenlos zur Benützung überlassen. Es besteht aus einer großen Fährbrücke mit drei Ketten an drei Ecken und einer Stange mit zwei Fährbäumen, einer Fährbrücke mit zwei Ketten an zwei Ecken und zwei Fährbäumen sowie einem Schelch mit zwei Fährbäumen und zwei kurzen Zwerchbrettern zum Sitzen. Außerdem werden noch drei schlechte Landungsbrücken, drei Streicher, ein großer Stein mit einer starken Kette zu 18 Gliedern, zwei Furcheisen und ein untaugliches Eisbeil benannt. Dieses Fährgeschirr wurde auf 400 fl. taxiert und war beim Abzug des Beständers zurückzugeben. Sollte es dann weniger als 400 fl. wert sein, muss der Beständer bis zum Betrag von 400 fl. aufzahlen, bei einer besseren Brauchbarkeit als 400 fl. sollte eine Vergütung erfolgen.

Das Fahrhäuslein hat der Beständer mit der Einrichtung, Ofen, Fenster, Tür und Schlüsselwerk, wie er dahin eingewiesen wurde, bei seinem Abzug zurückzugeben. Das Abgängige aber muss er auf seine Kosten herstellen lassen.

Die Landesdirektion erlaubt dem Beständer, den zur Offenhaltung des Fahrweges nötigen Sand auf eigene Kosten an beiden Ufern auszuheben; er kann jedoch deshalb von der Herrschaft keinen Beitrag verlangen. Das Rentamt entledigte sich so aller Reparatur- und Unterhaltskosten für die Fähre und belastete damit allein den Fährbeständer.

Als Fahrtarif durfte der Führer für eine überfahrende Person einen ½ Kreuzer, für Reit- oder sonstige Pferde 4 Kreuzer, für ein Paar Pferde oder Ochsen mit Wagen 8 Kreuzer verlangen, für einen Ochsen oder Stier 3 Kreuzer, und für ein Kalb oder Hammelvieh war ½ Kreuzer zu entrichten. Bei außerordentlichem Wasser und Eisgang wird das Doppelte gestattet.

Eine Sonderstellung nahmen die Heidingsfelder Bürger ein; sie mussten jeweils nur einen Würzburger Heller bezahlen, jedoch nur als Fußgänger und nur für die Dauer des immer noch anhängigen Prozesses. Ausgeschlossen von dieser Sonderregelung waren die hiesigen Beisassen und Juden, welche wie Fremde zu behandeln waren. Die Wiesenbesitzer, auf deren Wiesen die Dienstbarkeit des Fahrwegs und des Durchgangs hergebracht war, waren als Fußgänger vom Fahrgeld befreit, beim Übersetzen mit Vieh oder Wagen wurden sie jedoch nach Tarif behandelt. Sodann folgte eine namentliche Aufzählung von 18 Heidingsfelder Bürgern, welche Fahrgeldfreiheit genossen.

Dem Beständer wurde der Bestandsbrief vorgelesen; er versprach, dies alles zu erfüllen, und, nachdem er auch die geforderte

Kaution von 1.000 fl. geleistet hatte, wurde ihm die Fahr, mit den sich daraus ergebenden Vorteilen, auf zwölf aufeinander folgende Jahre im Bestand überlassen.⁷²

Auch für das Großherzogtum war der gesicherte Betrieb der Fähre, besonders in Kriegszeiten, von großer Bedeutung, was durch eine Baumaßnahme der Großherzoglichen Hofkommission in den Jahren 1811 bis 1815 deutlich wird. Um den Weg zur Fähre vor Beschädigungen durch den parallel verlaufenden Zwischengemäuerbach zu schützen, errichtete die Hofkommission einen Damm zwischen dem Bachbett und dem Fährweg. Die dazu einschlägigen Akten wurden leider beim Luftangriff auf Würzburg am 16. März 1945 vernichtet; die Reste dieses Damms waren allerdings noch in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts sichtbar.⁷³

Auf Grund der sehr mangelhaften Schriftgutüberlieferung seit Anfang des 19. Jahrhunderts muss sich die weitere Forschung fast nur auf die Ratsprotokolle der Stadt Heidingsfeld und die Rechnungen des Rentamts Würzburg links des Maines [künftig: l.d.M.] beschränken. Überdies sind die Einträge zur Mainfähre in den einschlägigen Archivalien oft weit verstreut und wenig ergiebig.

Das Landgericht Würzburg l.d.M. übertrug offenbar die Zuständigkeiten für den reibungslosen Fährbetrieb der Stadt Heidingsfeld. Diese schrieb, man solle den Fährern „bedeuten“, in den Sommermonaten, um die Kommunikation mit dem rechten Mainufer, besonders mit der Stadt Würzburg und dem kgl. Landgericht, nicht zu unterbrechen, sei die Fähre sowohl des Nachts als wie bisher auch des Tages gehörig mit Fährern zu besetzen. Außerdem sollte der Fährer für jede Nacht, wo das Fahr unbesetzt gefunden werde, mit fünf Talern bestraft werden. Sollten sich die

Fährer beim Überfahren nachlässig zeigen und die Leute zu lange stehen lassen, war bei Beschwerden mit Polizeiarrest zu rechnen. Je nach Umständen konnte auch mit Geld bestraft werden. Gleichwohl sei den „Stackfährern“ zu bedeuten, dass sie ihre Schelche zu Nachtzeiten, bei zwei Talern Strafe, anzuschließen hätten.⁷⁴

Nach Ablauf seiner 12jährigen Pachtzeit ersteigerte Joseph Ohlhaut die Mainquerfahrt erneut, diesmal jedoch nur für drei Jahre bis zum 31. Mai 1823 für den Pacht Preis von 566 fl. Dem Beständer wurde jedoch ein Abzug von 100 fl. gewährt, welche als Entgeld der Reparaturen der Anlandebrücken und des Fährhauses gerechnet wurden. Joseph Ohlhaut verlängerte die Pachtzeit dann zunächst um ein Jahr und schließlich 1824 auf weitere drei Jahre bis 1827. Bei dieser erneuten Verpachtung für die Jahre bis 1827 konnte wegen der beabsichtigten Errichtung einer Vizinalstraße (öffentliche Landstraße) auf dem linken Mainufer von Würzburg nach Heidingsfeld für die Zwerchfahrt nur ein geringerer Pachtschilling in Höhe von 424 fl. erlost werden. Trotz des verringerten Pachtschillings hatte Ohlhaut am Ende der Pachtzeit einen Pachtgeldrückstand von 318 fl.

Neuer Pächter von 1827 bis 1830 wurde Michael Müller für einen Pacht Preis von nur 158 fl.⁷⁵ Mit der Fertigstellung der neuen Straße war es erstmals möglich, linksmainisch auf dem Landweg, unter Umgehung der Fähre, mit Fahrzeugen von Heidingsfeld nach Würzburg und zurück zu gelangen. Die Straße diente dem Handels- und Postverkehr mit Württemberg und führte über Mergentheim an den unteren Neckar und zum Oberrhein, eine Abzweigung über Röttingen und Weikersheim nach Stuttgart und in die Schweiz. Durch den Bau dieser Straße wurde die

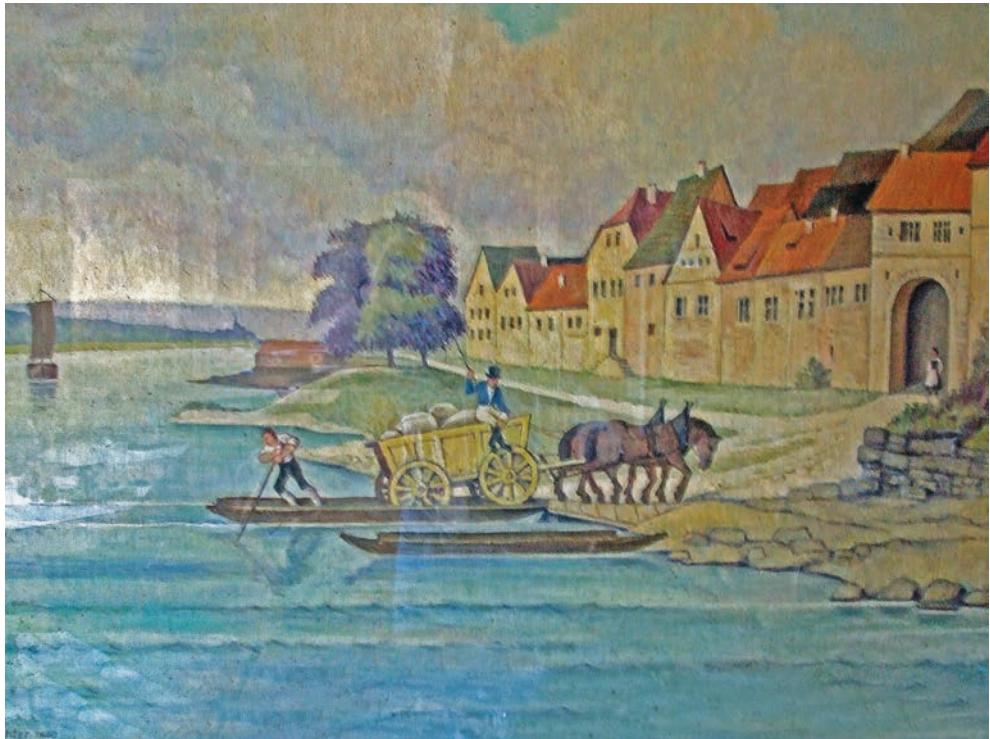


Abb. 9: Übersetzen eines Pferdefuhrwerks mit einer großen Fährbrücke, Bild von A. Helm, nach einem Kupferstich von Ludwig Richter 1840.

Das Gemälde befindet sich im Hotel „Zum Schiff“ in Obereisenheim.

Fähre in Heidingsfeld für den Fahrzeugverkehr weitgehend überflüssig.⁷⁶

Nach Ablauf der Pachtzeit des Michel Müller sind für den Zeitraum von 1830 bis 1833 Adam Alzmann und Michael Müller, beide von Heidingsfeld, als Pächter der Fähre genannt, allerdings zu einem Pachtschilling von 396 fl. jährlich. Beide Pächter und ein „Consorte“ (Mitbeteteiliger) verlängerten die Pachtzeit um weitere zwölf Jahre bis 1845 zum gleichen Pachtpreis.⁷⁷

Da das Übersetzen bei Hochwasser für die Fährleute nicht ohne Risiko war, gewährte die Stadt Heidingsfeld diesen eine ‚Gefahrenzulage‘, wie man heute sagen würde. Herkömmlicherweise wurde von

der Gemeinde für den verwendeten Schelch der Betrag von zwei Gulden pro Tag entrichtet. Beim Hochwasser von 1845 wurden jedoch statt der vorgesehnen Summe von 20 fl. nur 10 fl. genehmigt. Auch der Ansatz für die Einwohner wurde gestrichen, weil die Leute sowieso das Doppelte für das Übersetzen bezahlen müssten. Da in diesem Jahr nur zwei Tage und zwei Nächte Hochwasserstand herrschte, so wurden den Fährern nur sechs Gulden bewilligt, umso mehr da sich die Führer nach allgemeiner Klage sehr nachlässig bei der damaligen Überschwemmung benommen hatten.⁷⁸

Anschließend war Adam Alzmann für

die nächsten zwölf Jahre, von 1845 bis 1857, alleiniger Pächter der Fähre; in der nächsten Pachtperiode von 1857 bis 1869 ist Joseph Schmitt als Mitpächter aufgeführt. Der Pachtschilling von 600 fl. war zu der Zeit vierteljährlich zu entrichten.⁷⁹

Bei der Ausfertigung des Pachtvertrags im Jahr 1857 erkundigte sich das kgl. Rentamt beim Stadtmagistrat Heidingsfeld nach den Sonderrechten der Heidingsfelder Bürger bei den Überfahrts-Tarifen. Der Magistrat antwortete, dass durch den Prozess von 1784 über das Fahrgeld zwischen dem Ärar und der Gemeinde Heidingsfeld nur bekannt sei, dass die Heidingsfelder Bürger, wie im Pachtvertrag unter Paragraph 5 angegeben wäre, seit Menschengedenken für die Überfahrt nur einen Würzburger Heller gezahlt hätten und dieses im Lagerbuch Nr. 184 vermerkt sei. Die Begünstigung der Heidingsfelder Bürger hatte also noch 73 Jahre nach dem Prozess ihre volle Gültigkeit.⁸⁰

1861 ging beim Stadtmagistrat Heidingsfeld eine Anfrage der kgl. Postexpedition (Postamt) Würzburg ein, in der diese wissen wollte, ob eine Entschädigung von zwei Kreuzern für dreimaliges Überfahren über den Main bei Hochwasser als eine angemessene Gebühr erachtet werden könne, was der Stadtmagistrat bejahte. Die Entschädigung der Fahrer Joseph und Anton Schmitt wurde für diese Dienstleistung auf zwei Gulden pro Tag festgesetzt, die aus der Stadtkasse zu zahlen waren.⁸¹

1861 wurde die Erbauung der Bahnlinie von Ansbach nach Würzburg beschlossen, wobei die dazu erforderliche Brücke über den Main ca. 300 Meter unterhalb der Fähre geplant wurde. Auf Grund des Anraths der Stadtverwaltung Würzburg beschloss der Stadtrat von Heidingsfeld am 4. Dezember 1861, ein Bittgesuch an das kgl. Staatsministerium des Handels

und der öffentlichen Arbeit einzureichen, um die Erlaubnis der Benutzung der Brücke auch für Fußgänger zu erreichen.

Bürgermeister Karl Grimm schrieb an den König und bat, bei der Erbauung der Brücke die Anlegung von Trottoiren zu berücksichtigen. Er begründete seine Bitte damit, dass der Weg über die Brücke nach Würzburg 20 bis 30 Minuten kürzer würde und die Fähre wegen Hochwassers und Eisgangs oft nicht benutzbar wäre.⁸²

Die Generaldirektion der Verkehrsanstalten unterstützte dieses Ansuchen und schrieb an das Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeit, die Mainfähre sei durch auftretendes Hochwasser des Mainflusses öfter unterbrochen. Für die Bevölkerung wäre es folglich eine große Erleichterung, wenn die bei Heidingsfeld zu erbauende Brücke zu beiden Seiten der Fahrbögen mit einem vier Fuß breiten Trottoir versehen würde. Der Mehraufwand dafür würde ca. 9.000 bis 10.000 fl. betragen. Allein der zahlreichen „Arbeiterklasse“ von Heidingsfeld, die beinahe ausschließlich ihren Verdienst in Würzburg findet, würde durch die Einsparung des Überfahrgeldes eine große Wohltat gewährt.

Auf die Rückfrage, ob sich die Fähre dadurch erübrigen würde, wurde mitgeteilt, dass die Fähre im Besitz des Staates sei und einen jährlichen Ertrag von 600 Gulden habe. Die Anlegung von Trottoiren werde aber trotzdem als wünschenswert angesehen. Dieser Beschluss bedeutete letztlich das definitive Aus für die Mainfähre im Staatsbesitz.⁸³

Das Rentamt suchte nun einen Käufer für das Fährrecht und bot dieses zunächst der Stadt Heidingsfeld zum Kauf an. Der Stadtrat war zunächst nicht abgeneigt und beschloss am 27. Oktober 1864, das Fährrecht zusammen mit dem Fährhaus und

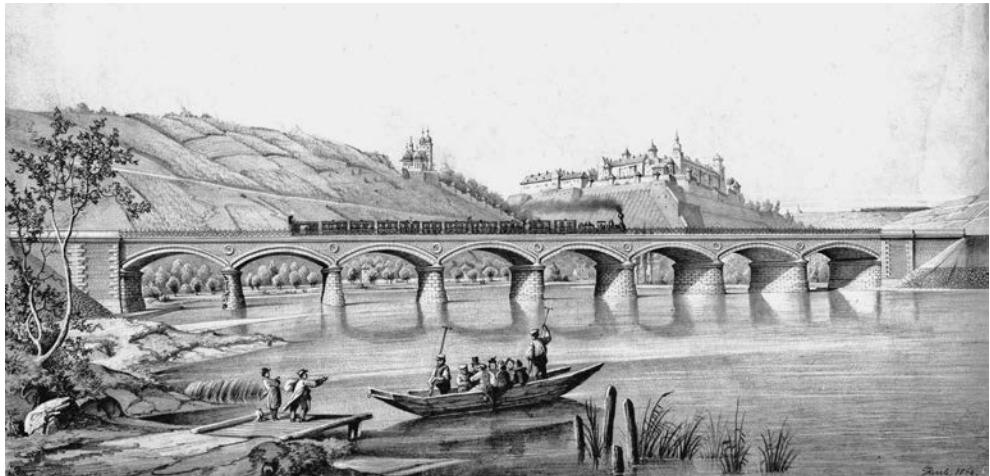


Abb. 10: Überfahrt mit einer kleinen Fährbrücke in Heidingsfeld, im Hintergrund die neuerrichtete Eisenbahnbrücke, deutlich zusehen der sog. Fährhafen. Bleistiftzeichnung von Carl Herrle 1864.

Deutsche Bahnstiftung, DB Museum Nürnberg.

den dazu gehörigen Requisiten zu erwerben und zwar für den angemessenen Preis von 1.000 Gulden. Offenbar kamen dem Stadtrat dann Bedenken, ob die Fähre überhaupt noch eine Zukunft habe, denn nach nur acht Tagen revidierte man diesen Beschluss. Man schrieb, vom Kauf des Mainüberfahrtrechtes absehen zu wollen und empfahl die Gebrüder Anton und Johann Schmitt deswegen zu begutachten.⁸⁴ Die Familie Schmitt war nicht abgeneigt, und so kam es am 25. Januar 1865 zum Abschluss eines Kaufvertrages vor dem Notar Grimm in Würzburg.

Das kgl. Staatsrentamt verkaufte schließlich an Anton Schmitt sowie dessen Söhne Johann und Michael um den Gesamtpreis von 1.500 Gulden das Recht der Mainüberfahrt samt den dazu gehörigen Realitäten, das Fährhaus, FlNr. 7297 und eine Ödung, FlNr. 7296 am Main. Mitverkauft wurde folgendes Fahrgeschirr: Eine kleine Fährbrücke mit zwei Ketten und zwei Fährbäumen, eine große Fährbrücke

mit drei Ketten, eine Stange und zwei Fährbäumen, ein Schelch mit zwei Fährbäumen und zwei Sitzbrettern, drei Streichen (Ruder), ein großer und zwei kleine, ein großer Stein, der beim Fährhaus eingemauert und an dem eine Kette mit 17 Gliedern befestigt war, zwei Fuhereisen und ein altes Eisbeil.

Das im Kaufbrief aufgeführte Recht wurde mit allen Berechtigungen, wie es das Staatsärar besessen hatte, verkauft. Die Käufer sollten den Kaufschilling längstens nach acht Tagen beim kgl. Rentamt Würzburg erlegen und solidarisch für die Erfüllung aller Vertragsbedingungen haften.

Das Fahrgeschirr besaß nach rentamtlicher Schätzung von 1845 einen Wert von 575 Gulden und wurde den Pächtern der Überfahrt stets zum unentgeltlichen Gebrauch in der Art überlassen, dass die dieselben die in der Pachtzeit anfallenden Reparaturen sowie die notwendigen neuen Herstellungen aus eigenen Mitteln zu bestreiten hatten. Die bisherigen Päch-

ter waren verpflichtet, diese Gegenstände nach Ablauf der Pachtzeit in gutem Zustand und ohne Kostenaufrechnung zurückzulassen, weshalb der Schätzwert gerechtfertigt sei. Die neuen Käufer müssen den Fahrweg an beiden Seiten des Mainufers bis an die allgemeinen Wege sowie das Pflaster am Fährhaus auf eigene Kosten in gutem Zustand erhalten. An beiden Mainufern dürfen die Käufer ohne Genehmigung der Baubehörde keinerlei Veränderungen vornehmen.

Auch behielt sich das kgl. Staatsärar vor, bei einer Mainkorrektion für notwendig gehaltenen Bauten ober-, aber auch unterhalb der Mainüberfahrt ausführen zu lassen, ohne dass die Käufer oder deren Rechtsnachfolger Einspruch dagegen erheben oder Entschädigung verlangen könnten. Sollte oberhalb Heidingsfelds, z.B. in Randersacker, ebenfalls eine Überfahrt mit großem Fahrgeschirr gestattet werden, so dürften die Käufer weder Einspruch erheben noch eine Entschädigung verlangen. Alles Militär und die kgl. Gendarmerie sollte im Dienst unentgeltlich übergesetzt werden. Endlich wurde bemerkt, dass die Überfahrtsgebühr auf dem Beschluss des Stadtmagistrates Heidingsfeld vom 12. dieses Monats basiere und die übergebene Abschrift dieses Beschlusses als unzertrennlicher Bestandteil dieser Notariatsurkunde anzusehen sei. Die Beteiligten genehmigten und bestätigten den Kauf und sämtliche Bedingungen durch ihre Unterschriften.

Der Urkunde ist folgender Auszug aus dem Sitzungsprotokoll des Stadtmagistrats Heidingsfeld vom 20. Januar 1865 beigefügt: „*Wird beschlossen, es sei Anton, Joseph und Johann Schmitt, nachdem dieselben gut beleumundet sind, das erforderliche Vermögen und Geschick zum Überfahren besitzen, die polizeiliche Bewilligung zur Ausübung*

des erworbenen Überfahrtsrechts zu erteilen, wenn dieselben sich verpflichten, folgende Fahrtarife einzuhalten: Für Auswärtige: Von der Person 1 Kreuzer, ein Pferd 6 Kreuzer, von ein Paar Ochsen oder Pferde, mit oder ohne Wagen, gleich ob beladen oder leer, 12 Kreuzer, 1 Ochse oder Stier 6 Kreuzer, 1 Kalb oder Schaf 1 Kreuzer, bei hohem Wasser oder Eisgang darf das Doppelte erhoben werden.“

Die Bürger von Heidingsfeld bekamen als Fußgänger eine Vergünstigung und mussten nur $\frac{1}{4}$ Kreuzer bezahlen, ansonsten waren die allgemeinen Tarife gültig. Auch die Fahrgeldbefreiung für die Wiesenbesitzer, auf deren Wiesen die Last des Fahrweges und des Durchgangs hergebracht war, blieb erhalten. Auch hätten sich die Führer zu verpflichten, dass sich einer der die Überfahrt ausübenden Besitzer oder Stellvertreter auch zur Nachtzeit im Fährhaus aufhalte.⁸⁵

Die Brüder Schmitt wurden noch im Jahre 1880 in einer Veröffentlichung über die Mainschiffahrt als Fährleute in Heidingsfeld genannt. Die mittels Fährbäumen betriebene Fähre wird damals als für Personen und Fuhrwerke geeignet bezeichnet.⁸⁶

Die Erbauung von zwei neuen Brücken über den Main in Würzburg (1888 die Luitpoldbrücke, heute Friedensbrücke, und 1895 die Ludwigsbrücke, im Volksmund Löwenbrücke genannt) schadeten dem Fährbetrieb in Heidingsfeld erheblich. Nach nur 40 Jahren im Besitz der Familie Schmitt wurde das endgültige ‚Aus‘ für die Fähre im Zuge der Mainkorrektion im Jahre 1906 besiegt.

Die Stromteilung bei Heidingsfeld war ein Hindernis für die (Ketten-) Schiffahrt und musste beseitigt werden. Das Straßen- und Flussbauamt führte daher im Einvernehmen mit der Stadt Heidingsfeld um-



Abb. 11: Die 1906 erbaute Floßausschleife heute.
Photo: K. Losert.

fangreiche Baumaßnahmen durch. Die Mainufer wurden neu festgelegt, der sogenannte „Fährhafen“ aufgefüllt und die Anlandestellen an beiden Ufern beseitigt. Ein Fährbetrieb mit großen Brückefähren war nun nicht mehr möglich. Der Abstand des Fährhauses zum Mainufer verdoppelte sich durch die Baumaßnahmen von bisher ca. 25 Metern auf ca. 50 Meter. Dadurch vergrößerte sich der bereits bestehende Ländeplatz der Stadtgemeinde Heidingsfeld erheblich.

Die Baubehörde kam der Stadtgemeinde entgegen, indem sie eine „Ausschleife“ für Floßholz oberhalb der Mündung des Baches „Zwischen den Mauern“ und dem Ländeplatz errichtete. Diese Floßausschleife diente zur bequemen Bergung von Holzstämmen aus dem Main und durfte auch für kleinere Schiffsreparaturen verwendet werden.⁸⁷

Das Fährhäuslein mit Umgriff blieb jedoch weiter im Besitz der Familie Schmitt. Der letzte Fährmann Karl Schmitt firmierte im Adressbuch der Stadt Würzburg vom Jahre 1906 allerdings bereits als Sand schöpfer mit Motorbetrieb.

Über die weitere Nutzung des Fährhauses sind keinerlei schriftlichen Unterlagen vorhanden. Nach mündlicher Überliefe-

rung wurde das Fährhaus in den 1920er Jahren von einer armen und mittellosen Frau namens Buchert (Bucherts Lies) als Notwohnung bewohnt. Auch eine Nutzung bis 1935 durch das Corps Moenania als Paukboden lässt sich schriftlich nicht belegen. Bei älteren Heidingsfeldern jedoch ist das Fährhaus unter dem Namen „Mainländerheim“ bekannt.

Auf dem Areal neben dem Fährhaus wurde 1936 von den Unternehmern Stühler & Hupp eine kleine Schiffswerft errichtet, welche ihren Betrieb Mitte der 1960er Jahre wieder einstellte.⁸⁸ Am 14. Juli 1970 verkaufte schließlich die Witwe des Michael Schmitt, Maria Schmitt, geb. Hartmann, wohnhaft in Wiesbaden, das Fährhaus zusammen mit vier weiteren Grundstücken an den Kaufmann Hermann Neubert aus Heidingsfeld, angeblich um den Betrag von 12.000 DM.⁸⁹

Zwar wurden Stimmen laut, das Fährhaus vor dem Verfall zu retten und einer sinnvollen Nutzung zuzuführen; diese Bemühungen waren jedoch vergebens. Für die Erweiterung des Möbelhauses Neubert wurde das Areal eingeebnet, und das Fährhaus musste einem Parkplatz weichen.⁹⁰ Die Heidingsfelder Malerin und Heimat-



Abb. 12: Bild des Mainufers bei Heidingsfeld mit Fährhaus, ca. 1930.
Stadtarchiv
Würzburg, Nachlass Walter Obst 228.

dichterin Regina Junkenitz (1900–1984) schreibt in einem Nachruf auf das Fährhaus:⁹¹

*„Gebäude sind nicht nur Ausdruck ihrer Zeit, sie sind fortwährende Erinnerungsmale.
Hol über – lange verklungen
Studentenlieder – lange gesungen
Notbewohner – lange versunken
Vom hohen Wasser – oft ertrunken
Altes Fährhaus.“*

Klaus Losert (geb. in Dauba, Sudenten) war nach dem Besuch der Bayerischen Archivschule in München als Sachbearbeiter im Staatsarchiv Würzburg beschäftigt. Nach seiner Pensionierung widmete er sich der Vergangenheit seiner neuen Heimat mit mehreren Aufsätzen über noch unbearbeitete Themen zur Geschichte Heidingsfelds. Seine Anschrift lautet: Gartenstraße 8, 97072 Würzburg, E-Mail: losert.klaus@web.de.

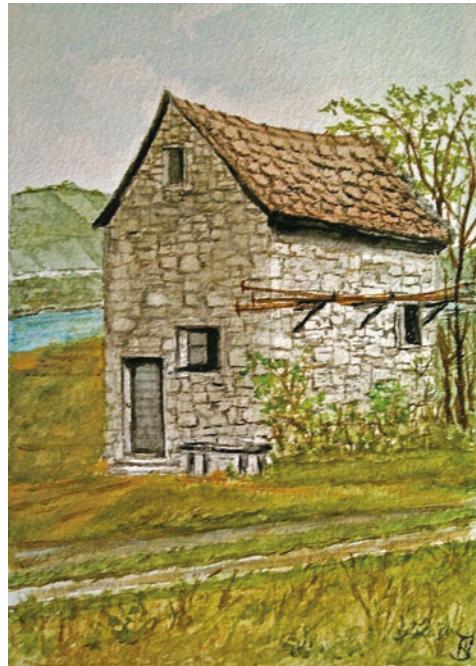


Abb. 13: Das Heidingsfelder Fährhaus. Aquarell von Regina Junkenitz, ca. 1960/1970.

Privatbesitz F. Sch.

Anmerkungen:

- 30 StAWü, Salbuch 83, fol. 15f.
- 31 StAWü, Rechnungen Nr. 7491–7517.
- 32 Trost, Werner: Wörth am Main. Chronik einer fränkischen Kleinstadt. Wörth 1991.
- 33 StAWü, Hofkammerprotokoll [künftig: HKP] 1738, fol. 241, 269, 278, 289, 297, 367 u. 375.
- 34 StAWü, HKP 1739, fol. 261.
- 35 StAWü, HKP 1741, fol. 22, 90, 109, 261.
- 36 StAWü, HKP 1742, 26. November.
- 37 StAWü, HKP 1744, fol. 630, 678, 693.
- 38 StAWü, HKP 1747, fol. 119, 297.
- 39 StAWü, Rechnung Nr. 7538, fol 242.
- 40 StAWü, HKP 1744, fol. 624, 636.
- 41 StAWü, HKP 1749, fol. 224, 280.
- 42 StAWü, HKP 1751, fol. 863.
- 43 StAWü, HKP 1754, fol. 562.
- 44 StAWü, HKP 1763, fol. 262, 284.
- 45 StAWü, Würzburger Verordnungen, Friedrich Karl, Teil II, fol. 31, 796, 919.
- 46 StAWü, HKP 1767, fol. 96.
- 47 StAWü, HKP 1771, fol. 668.
- 48 StAWü, Rechnungen, Nr. 7550, fol. 181, 265.
- 49 StAWü, HKP 1779, fol. 1423, Würzburg, 08.02.1780, Franz Ludwig (von Erthal).
- 50 StAWü, HKP 1784, fol. 581.
- 51 StAWü, Gebrechenamt VII H 376.
- 52 StAWü, HKP 1771, fol. 759, 774.
- 53 StAWü, Gebrechenamt VII H 114, Sammelakt (1774 bis 1840) mit verschiedenen Provenienzen, das erhöhte Fährgeld betreffend.
- 54 StadtAWü, Abt. Heidingsfeld, Ratsprotokoll Nr. 9, fol. 188.
- 55 StAWü, HKP 1779, fol. 132, 1423, 1438.
- 56 Wie Anm. 53; Würzburg, 06.01.1780, Franz Ludwig, Bischof und Herzog zu Bamberg und Würzburg.
- 57 Ebd.
- 58 Ebd., Bamberg, 02.03.1780, Franz Ludwig, Bischof zu Bamberg und Würzburg in Franken.

- 59 StAWü, Rechnungen 7554 (1783).
 60 StAWü, HKP 1783, fol. 726.
 61 Wie Anm. 53, Franz Josef Müller, Anwalt der Gemeinde Heidingsfeld. 05. 01. 1784.
 62 StAWü, HKP 1786, fol. 327.
 63 StAWü, Rechnungen 7555 (1785).
 64 StAWü, Rechnungen 7558 (1788).
 65 Ebd., fol. 193.
 66 Universitätsbibliothek Würzburg, Rep. II, Nr. 53, Würzburger Intelligenzblatt 1795.
 67 StAWü, Rechnungen 7565 (1795), fol. 182.
 68 Ebd., fol. 106.
 69 StAWü, HKP 1795 III, f. 75 v, Nr. 10030.
 70 StAWü, Rechnung 7568en (1798), fol. 170.
 71 StAWü, Rechnungen 7769 (1799), fol. 100.
 72 StAWü, Rentamt Würzburg l.d.M.ä.O., Bände, Bd. Nr. 182, fol. 191; Unterschrieben und mit Insiegel bestätigt, Würzburg, 10.06.1807.
 73 StAWü, Würzburger Kartons, Regalien, Wasserregal.
 74 StadtAWü, Abt. Heidingsfeld, Ratsprotokoll 12, fol. 139.
 75 StAWü, Rechnungen 36952, fol. 466, Nr. 36960, fol. 288.
 76 StAWü, Regierung von Unterfranken Nr. 11688.
 77 StAWü, Rechnungen 36966, fol. 316, 36968.
 78 StadtAWü, Abt. Heidingsfeld, Ratsprotokoll 18, fol. 315; gez. von Oberbürgermeister Roßbach.
- 79 StAWü, Rechnungen 36981, fol. 23, Nr. 36992, fol. 21.
 80 StadtAWü, Abt. Heidingsfeld, Ratsprotokoll 23, fol. 376.
 81 StadtAWü, Abt. Heidingsfeld, Ratsprotokoll 25, fol. 613.
 82 StadtAWü, Abt. Heidingsfeld, Ratsprotokoll Nr. 25, fol. 541.
 83 Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Verkehrsarchiv 33791.
 84 StadtAWü, Abt. Heidingsfeld, Ratsprotokoll Nr. 26, fol. 113.
 85 StAWü, Notariatsarchiv, Notariat Würzburg, Not. Grimm, GRNr. 152/1865; unterschrieben von Oberbürgermeister Franz Otto und dem Stadtrat von Heidingsfeld.
 86 E. Bellingrath: Die Reform der Mainschifffahrt. Dresden 1880.
 87 StAWü, Straßen und Flussbauamt Würzburg, 89.
 88 StadtAWü, Mainfränkische Zeitung v. 18.02. 1938.
 89 StAWü, Amtsgericht Würzburg, Grundbuch Heidingsfeld, Bd. 101, Blatt 4614.
 90 StadtAWü, Main-Post v. 24.07.1971, Volksblatt v. 20.10.1971.
 91 StadtAWü, Nachlass Walter Obst, Nr. 222, undatiert.



halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Telefon 09 31/2 76 24 info@halbigdruck.de
Telefax 09 31/2 76 25 www.halbigdruck.de

Seit 1964 verbindet eine Europastraße Franken – die A 3

Unterfranken, Oberfranken und Mittelfranken verdanken einen großen Teil ihrer wirtschaftlichen Erschließung der Autobahn 3. Vor über 50 Jahren eröffnet, muss sie weiter ausgebaut werden, um ihrer Aufgabe gerecht werden zu können. Die Nutzer müssen seit längeren Jahren mit Baustellen leben.

Der Autobahnabschnitt der A 3 von der Anschlußstelle Tennenlohe bis Höchstadt-Ost wurde am 17. Juli 1962 dem Verkehr übergeben. Die Eröffnung der beiden Fahrbahnen von der Anschlußstelle Höchstadt-Ost bis zur Anschlußstelle Schlüsselfeld war schließlich am 19. Dezember 1963. Rund ein Jahr später, am 26. November 1964, konnte der Autobahnabschnitt zwischen der Anschlußstelle Schlüsselfeld und der Anschlußstelle Würzburg-Ost sowie der Zubringer Höchstadt-Bamberg mit 20,5 km Länge – die B 505 – seiner Bestimmung übergeben werden. Der Autobahnschluß zwischen Frankfurt und Nürnberg entstand innerhalb von neun Jahren, bei angesetzten 8 1/2 Monaten Bauzeit pro Jahr.¹ Die A 73, der Frankenschnellweg, kam erst später dazu.

Autobahnen in Deutschland

Bereits 1932 hatte Konrad Adenauer als Oberbürgermeister von Köln die erste deutsche Autobahn Köln-Bonn eröffnet.² Während des „Dritten Reiches“ waren dann weitere Strecken gebaut worden. Von der

heutigen Bundesautobahn 3, Frankfurt–Würzburg–Nürnberg–Passau, wurde ein Teilstück vom Autobahnkreuz Nürnberg bis zur Anschlußstelle Tennenlohe bereits am 1. Oktober 1941 für den Verkehr freigegeben.³ Diese Strecke mit einer Länge von 18,4 km war nur einbahnig angelegt. Nach dem zweibahnigen Ausbau erfolgte die Freigabe der Strecke für den Verkehr am 10. Dezember 1959.⁴

Aber erst in der Zeit des Wiederaufbaus nach dem Kriegsende im Jahr 1945 konnte das Autobahnnetz in der damaligen Bundesrepublik Deutschland flächendeckend geschlossen werden. Der Weiterbau und damit der Lückenschluß zwischen Frankfurt und Nürnberg war schon geplant. Er sollte die B 8 entlasten und damit zur Verkehrslenkung sowie zur verkehrsmäßigen Erschließung Frankens beitragen. Dazu waren auch die Zubringer aus Bamberg, Bayreuth und Schweinfurt von erheblicher Bedeutung. Besser erschlossen werden sollten dadurch auch die Erholungsgebiete in Steigerwald, Spessart und Frankenwald.

Mit einem Teilstück von Frankfurt bis Offenbach wurde im Mai 1955 von Norden der Bau vorangetrieben.⁵ In Bayern fiel am 18. Juli 1957 die Entscheidung für die Trasse Dettelbach–Schlüsselfeld–Höchstadt/Aisch–Tennenlohe (Nordlinie). Die Strecke von Frankfurt bis zum Nürnberger Kreuz betrug daher 232 km.⁶

Die neue Trasse sollte zwischen den Dörfern Steudach und Haundorf hindurchführen. Das Landratsamt Höchstadt sandte am 30. Dezember 1958 eine Planmappe für das Planfeststellungsverfahren

der Autobahn Würzburg–Nürnberg, Abschnitt Kosbach–Haundorf zwischen Kilometer 203+250 und 206+300, an die Gemeindeverwaltung Haundorf. Die Gemeinde wurde aufgefordert, die Planmappe öffentlich auszulegen und dies an der Gemeindetafel bekannt zu geben. Bis zum 10. Februar 1959 sollte die Mappe wieder an das Landratsamt Höchstadt zurückgehen, damit sie an die Regierung von Oberfranken versendet werden konnte.⁷

Wegen zweier Einwände vom 4. und 7. Februar 1959 wurde zu einer Erörterung am 20. Mai in die Gastwirtschaft Polster in Kosbach eingeladen. Der Bau der Autobahn konnte aber trotz der Einwände nicht verhindert werden.⁸

Baron Karl Theodor Freiherr von und zu Guttenberg, der damals als Direktkandidat des oberfränkischen Wahlkreises 222 (Forchheim–Ebermannstadt–Höchstadt/

Aisch) Mitglied des Deutschen Bundestages war, sandte im Februar ein Schreiben an die Regierung von Oberfranken in Bayreuth. Baron zu Guttenberg gab zu bedenken, dass die landwirtschaftliche Struktur von Haundorf bereits in den 1930er Jahren durch die Abgabe von Ackerland für den Flugplatz (die spätere „Herzo-Base“) stark geschädigt worden war. Durch die nun geplante Trassierung der Autobahn hätte Haundorf nochmals Einbußen zu erleiden. In Steudach würden dagegen 20 Tagwerk Ackerland sowie 40 bis 50 Tagwerk Gemeindeland brach liegen. Ein Teil davon käme nach einer Trassierung der Autobahn auf Haundorfer Flur zu liegen und sollte den Haundorfer Bauern als Entschädigung vorgeschlagen werden. Wie Baron zu Guttenberg außerdem ausführte, könnte damit auch die geplante Autobahnunterführung zwischen der Ortschaft



Abb. 1: Der Erdbau an der Trasse in Richtung Medbach (?).

Steudach und den Steudacher Grundstücken unnötig werden. Sein Vorschlag, auf den Bau der Autobahnunterführung zu verzichten, fand glücklicherweise kein Gehör, denn sie stellt für viele Pendler eine wichtige Verbindung von und nach Erlangen dar.⁹

Um den Bau der Autobahn vor Ort zu koordinieren, wurde die Außenstelle Höchstadt/Aisch eingerichtet. Die Bauleitung für die Planungsstelle nahm dort am 15. Juli 1959 in einem eigenen Gebäude in der Kerschensteiner Straße ihren Betrieb auf.¹⁰

Die Strecke zwischen Stockstadt und Erlangen–Frauenaurach war in 15 Lose, d.h. Abschnitte, eingeteilt, die dann von unterschiedlichen Firmen ausgeführt wurden. Für den Autobahnbau wurden zuerst die Brückenbauwerke erstellt. Dann folgte der Erdbau, die Trasse wurde planiert sowie die Entwässerung in der Mitte der Fahrbahn und am Rand verlegt.

Erdbau als Grundlage

Den Erdbau hatten z.B. die Firmen Glass aus Heilbronn oder Plötner aus Bremen zu bewerkstelligen. Am Abschnitt von Frauenaurach bis Höchstadt-Ost (Gremsdorf) war für die Erdarbeiten die Firma Friedrich Glass aus Heilbronn und Karlsruhe tätig, wo Herbert Warter aus Hesselberg mit der Arbeit begann.¹¹ Diese größeren Abschnitte waren wiederum auf verschiedene Arbeitstrupps aufgeteilt. Ein Bauabschnitt reichte vom Autobahnparkplatz bei Kosbach bis kurz hinter Klebheim, der nächste ging dann bis Gremsdorf auf Höhe der B 470, wie sich Warter erinnert. Für den Abschnitt vom Zubringer nach Bamberg (B 505) bis kurz vor Schlüsseldorf hatte die Firma Carl Plötner aus Bremen die drei Baulose 43 bis 45 zugeteilt

erhalten. Sie führte dort die Rodungs-, Erdbau-, Entwässerungs-, und Begrünungsarbeiten aus.¹²

Deckenbaubahnhöfe in Frauenaurach, Gremsdorf und Schlüsseldorf

Für die weiteren Arbeiten wurden Deckenbaubahnhöfe in Frauenaurach (jetzt der Standort von Caterpillar) in Gremsdorf an der Autobahnausfahrt (jetzt Gewerbegebiet) und in Schlüsseldorf (vis à vis der Firma Veit Dennert, ehemals Schwarz & Meißner) eingerichtet. Am Deckenbaubahnhof gab es einen Privatgleisanschluss, unterschiedliche Umschlagsanlagen und Vorratslager, einen Mischplatz, Labore zur Bestimmung des Materials, Förderbänder, sonstigen Baustellenbedarf und die Unterkünfte für die Arbeiter.¹³ In Gremsdorf wurde die erste eigene Mischanlage der am Bau beteiligten Firmen für diesen Abschnitt des Autobahnbaus in Betrieb genommen, wie sich Erwin Jeßberger erinnern konnte.¹⁴

Ab dem 2. Juni 1961 erreichten täglich vier Kies- und Sandvollzüge der Deutschen Bundesbahn von Staffelstein aus mit elektrischen Lokomotiven den Forchheimer Bahnhof. Die 4.000 Tonnen schweren Ganzzüge wurden in drei Teile aufgesplittet und die Wagen mit Dampf- oder Diesellokomotiven nach Gremsdorf weiterbefördert. Insgesamt erreichten 1.333.000 Tonnen Material auf diese Weise Gremsdorf. Nach Schlüsseldorf wurden die Züge über Strullendorf, nach Wiesentheid über Haßfurt und Schweinfurt geleitet.¹⁵

Der Lieferungsbereich der Kiesentnahmestelle Staffelstein reichte von Kilometer 147,0 bis Kilometer 215,0 der Autobahn. Von den Deckenbaubahnhöfen wurde das Material von kleineren Schmalspurbahndampfzügen zu den Baustellen befördert.



Abb. 2: Beim Erdbau wird die Trasse durch Bagger planiert.

Diesen Part hatte vor allem die Firma Schöttle & Schuster AG aus Köln übernommen, die Erfahrungen im Kohletagebau hatte.

Der Streckenabschnitt der Autobahn von Tennenlohe bis Geiselwind mit 66 Kilometern Länge wurde von der Arbeitsgemeinschaft Autobahndeckenlose erstellt, an der folgende Firmen beteiligt waren: Polensky & Zöllner (Niederlassung Nürnberg), Gebr. v.d. Wettern GmbH (Köln), F. Kirchhoff (Stuttgart), Schöttle & Schuster AG (Köln), Thorman & Stiefel AG „Thosti“ (Nürnberg). Bei dieser Arbeitsgemeinschaft (ARGE) war die Firma Polensky & Zöllner federführend.

Der Streckenabschnitt war in drei Abschnitte (Lose) F 15, F 14 und F 13 eingeteilt: Tennenlohe bis Höchstadt Ost

(F 15), Höchstadt Ost bis Schlüsselfeld (F 14), Schlüsselfeld bis Geiselwind (F 13). Der Abschnitt Schlüsselfeld hatte das Los F 13, der Abschnitt Gremsdorf und Frauenaurach hatte das Los F 14 und F 15. Die Bezeichnung „F“ steht für Fahrbahn. Der Bauleiter war Diplom-Ingenieur Fritz Töpper.¹⁶

Die an der ARGE beteiligten Firmen legten zunächst die Autobahn von Gremsdorf bis Höchstadt an und erhielten dann auch den Auftrag für den Abschnitt bis Geiselwind. Außerdem wurde durch die ARGE die Rastanlage Steigerwald erbaut.

Auf die vorbereitete Trasse wurde eine rund 60 cm dicke Schicht Frostschutz aus Kies aufgebracht. Auf dieser Grundlage konnten die Randstreifen mit 75 cm Breite angelegt werden, darauf lief dann der

„Fertiger“, mit dem die Teerschichten für die 7,50 Meter breite Fahrbahn aufgebracht wurden. Wie viele andere Speditionen auch, brachte die Firma von Nikolaus Darscht, dessen Spedition ihren Sitz in der Niederndorfer Hauptstraße 4 in Herzogenaurach hatte, mit seinen Lastwagen den heißen Bitumen aus Nürnberg zu den Baustellen im ersten Abschnitt.

Auf großen Teilen der Autobahnbaustellen waren Schmalspureisenbahnen im Einsatz. Sie beförderten die Materialien von den Deckenbaubahnhöfen zu den Stellen, wo sie eingebaut wurden. In Schlüsselfeld war die letzte Baustelle mit dem Einsatz von Lokomotiven.



Abb. 3: Die Materialanlieferung erfolgte mit Hilfe einer von einer Dampflokomotive gezogenen Schmalspureisenbahn.

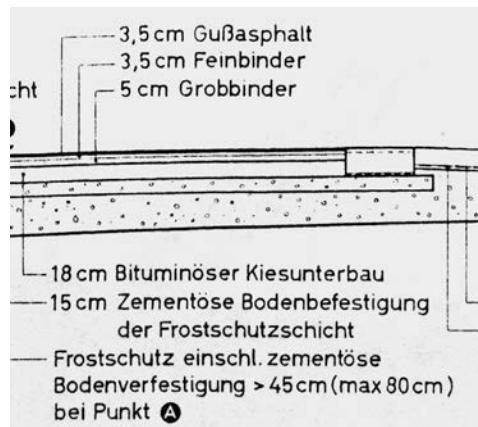


Abb. 4: Der Fahrbahnaufbau, Ausschnitt. (aus: Autobahnbauamt Nürnberg [Hrsg.]: Bundesautobahn Frankfurt–Nürnberg. Nürnberg 1964, S. 49).

Der Schichtaufbau der Fahrbahn sah folgendermaßen aus:

- Gußasphalt (3,5 cm), mit Split bestreut und eingewalzt,
- Feinbinder (3,5 cm), aus Bitumen,
- Grobbinder (5 cm), aus Bitumen,
- Bituminöser Kiesunterbau (ca. 18 cm),
- Zementöse Bodenbefestigung der Frostschutzschicht (15 cm),
- Frostschutz, einschließlich der zementösen Bodenverfestigung (> 45 cm, max. 80 cm),
- Erdbau.

Erst nach der Fertigstellung wurde eine Standspur aus Beton mit 2,50 Metern Breite an die eigentliche Fahrbahn angefügt. Das Granitpflaster für die Autobahnaus- und -einfahrten stammte aus dem Bayerischen Wald. Das Pflaster wurde von der Firma Keil aus Montabaur verlegt.

Für die einzelnen Bauabschnitte waren auch Arbeitskräfte aus der Region gesucht. Aus dem Steigerwald kamen jeden Tag Arbeiter mit dem Bus zur Baustelle. Rund



Abb. 5: Der Bau der Brücke über die Seebach.

50 Einheimische aus dem Seebachgrund kamen zum Einsatz, Arbeiter aus anderen Teilen der Republik blieben hier hängen und heirateten. Auch italienische Gastarbeiter, die in Baracken am Rande der Baustelle wohnten, waren bei der Autobahnbaustelle beschäftigt.

Freizeitbeschäftigung

Neben der schweren Arbeit war den Arbeitern auch Erholung und Zerstreuung geboten. So gab es unter den Arbeitern ein Sportfest der ARGE, etwa in Schlüsselfeld. Beim Fußballturnier hießen die Mannschaften „Beton 04“, „BSC Stahl und Eisen“, „Benfica Steigerwald“ oder „FC Schaltung“. In den Pausen spielte die Blaskapelle aus Reichmannsdorf.

Gut besucht waren auch die Faschingsbälle. Zum 21. Februar 1963 hieß der

Aufruf: „*Die Argen von Gremsdorf laden ein zum Faschingsball*“. Kostüme waren erwünscht. Die Veranstaltung fand in den Räumen der Schlossschenke von Schloss Pommersfelden statt. Öffnung war um 19 Uhr, Beginn 20 Uhr, Ende 4 Uhr. Die Arbeiter wurden mit Bussen in Adelsdorf bei Gulden um 19.20 Uhr, in Gremsdorf bei Scheubel um 19.30 Uhr und in Höchstadt am Schillerplatz um 19.40 Uhr abgeholt. Auch die Rückfahrt war organisiert.

Der Faschingsball der „*auto bahn bauer'n*“ aus Schlüsselfeld am 7. Februar 1964 fand ebenfalls in der Schlossschenke von Schloss Pommersfelden statt. Außer dem Ort waren auch hier die Veranstaltungszeiten gleich: Öffnung war um 19 Uhr, Beginn 20 Uhr, Ende 4 Uhr. Busse holten die Arbeiter in Höchstadt um 19.40 Uhr ab, in Schlüsselfeld bereits um 19.30 Uhr und brachten sie auch wieder zurück.

Eröffnungen 1962, 1963 und 1964

Die Bauarbeiten machten gute Fortschritte. Der Abschnitt von der Anschlussstelle Höchstadt Ost bis zur Anschlussstelle Tennenlohe der Bundesautobahn 3 Frankfurt–Würzburg–Nürnberg–Passau konnte mit 24,8 Kilometern am 17. Juli 1962 freigegeben und in Betrieb genommen werden.¹⁷ Der damalige Bundesverkehrsminister Dr.-Ing. Hans-Christoph Seeböhm durchtrennte am 17. Juli 1962 um 9.15 Uhr das weiße Band des 24,8 Kilometer langen Autobahnstückes Tennenlohe–Höchstadt a.d. Aisch/Ost als erstes, neu erstelltes Stück der Autobahn Nürnberg–Würzburg im Beisein des damaligen bayrischen Innenministers Alfons Goppel und gab es dadurch für den Verkehr frei. Die Freigabe erfolgte an der Anschlussstelle Tennenlohe (Kreuzung der B 4 mit der Autobahn Frankfurt–Nürnberg). Danach folgte eine erste Autofahrt über die neue Strecke bis zur Anschlussstelle Höchstadt–Ost und die Rückfahrt auf der Gegenfahrbahn bis zur Anschlussstelle Tennenlohe.

Die 31 Bauwerke des Streckenabschnitts kosteten 20,5 Mio DM. Die Brücke aus Spannbeton über das Aurachtal mit 301 m Länge, acht Feldern und einer maximalen Stützweite von 36 Metern zieht sich in 15 Metern Höhe über die Aurach.¹⁸ Insgesamt mussten 100,5 Millionen DM aufgewendet werden. Die Strecke war der erste, neue Autobahnabschnitt, der nach dem Krieg in Mittelfranken fertiggestellt werden konnte.

Dazu mußten 300 Hektar Boden erworben werden, davon waren lediglich 30 Hektar Staatswald. Diese Flächen konnten zum Teil im Rahmen der Flurbereinigung eingebracht werden. Bis zur Fertigstellung wurden 260.000 Kubikmeter Mutterboden abgeschoben und 614.000 Kubikme-

ter Fahrbahndecken verbaut. In Summe handelte es sich um eineinhalb Millionen Tonnen Baumaterial.¹⁹

Die beiden Fahrbahnen im Abschnitt von der Anschlussstelle Höchstadt–Ost bis zur Anschlussstelle Schlüsselfeld wurden am 19. Dezember 1963 dem Verkehr übergeben. Gesichert sind die Zahlen für den Abschnitt Tennenlohe–Geiselwind der Bundesautobahn Frankfurt–Nürnberg, die in Gemeinschaftsarbeit ausgeführt wurde. Im Abschnitt Tennenlohe–Geiselwind, wurden die Deckenlose F 13, F 14 und F 15 von 1961 bis 1964 erbaut. Die Gesamtlänge betrug 66 Kilometer, verbaut wurden 3.000.000 Tonnen Frostschutzkies sowie 1.200.000 Quadratmeter zementöse Vermörtelungen. Für 280.000 Quadratmeter Standspur wurden 56.000 Kubikmeter Beton verbaut. Der Beton für die 90.000 Quadratmeter Randstreifen wurde mit 27.000 Kubikmeter angegeben. Für 880.000 Quadratmeter Schwarzdecke wurden 650.000 Tonnen Teer verbaut. Der Baustellenumschlag dafür war in Frauenaurach, in Gremsdorf und in Schlüsselfeld.²⁰

Der Abschluss der Arbeiten im Jahr 1964 wurde groß gefeiert. Der letzte Baustellenzug wurde von den Arbeitern festlich geschmückt. Die Reichmannsdorfer Blaskapelle spielte, zwischen den Arbeitern wurde sogar ein Fußballturnier ausgetragen, woran sich Erwin Hamper noch lebhaft erinnert.²¹ Die Raststelle Steigerwald haben er und seine Arbeitsgruppe quasi ‚nebenbei‘ vollendet, d.h., Rabatten und Einfassungen gesetzt, so dass danach die Fahrbahn und die Parkflächen geteert bzw. gepflastert werden konnten.

Als letztes Teilstück wurde am 26. November 1964 das Teilstück von der Anschlussstelle Schlüsselfeld bis zur Anschlussstelle Würzburg-Ost sowie der Zubringer

Höchstadt–Bamberg für den Verkehr freigegeben.²² Die Autobahnmeisterei in Erlangen nahm am 1. Juni 1962 ihren Betrieb auf, die in Geiselwind am 1. November 1964.²³

Beim Autobahnbau Frankfurt–Nürnberg waren aber auch 21 Tote zu beklagen. Sie kamen aus ganz Deutschland. Hier seien Wilhelm Krause aus Reichmannsdorf, Dieter Heinzel aus Bremen-St. Magnus, Walter Leiser aus Trier, Werner Orlowsky aus Essen erwähnt. Es gab aber auch Bauunfallopfer aus Griechenland, wie z.B. Cōrexemos Charlampos.²⁴

Weiterer Ausbau

Die stark befahrene Autobahn machte rund zehn Jahre nach der Eröffnung die Errichtung einer weiteren Rastanlage bei Haundorf notwendig. Im August 1971 stimmte schließlich die Gemeinde Haundorf dem Autobahnbauamt Nürnberg zu, dass dieses gemeindeeigene Grundstücke der Gemarkung Haundorf für den Bau der Tankanlage Aurach beanspruchen durfte.²⁵

Das Verkehrsaufkommen hat die ursprünglichen Planungen weit übertroffen. Inzwischen hat der sechsspurige Ausbau der stark befahrenen Route fast überall begonnen. Bereits im Jahr 2014 wurde eine

Fahrtrichtung der Brücke über den Kanal bei Frauenaurach erneuert, im Jahr 2015 wurde die Brücke in Fahrtrichtung Norden in Angriff genommen. Die Stahlbrücke wurde vor Ort zusammengeschweißt und dann am 20. August 2015 unter anderem mit Hilfe eines Lastschiffes in seine Position gebracht.²⁶ Der Ausbau auf sechs Fahrspuren wird die Planer und die beteiligten Kommunen sicher noch längere Zeit beschäftigen.

Dr. Manfred Welker aus Herzogenaurach ist promovierter Kunsthistoriker und hat eine Ausbildung zum Schlossermeister absolviert. Seit 2002 Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstadt, engagiert sich Welker seit Jahren auf vielfältige Weise in seiner Heimatstadt Herzogenaurach und im Gebiet des Altlandkreises Höchstadt a.d. Aisch. Sein Interesse liegt in der Dokumentation von Brauchtum und Tradition aber auch neuerer Zeitgeschichte. So hat er das Brauwesen in Herzogenaurach und Höchstadt/ Aisch aufgearbeitet. Seine Anschrift lautet: Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach, E-Mail: Manfred-Welker@web.de.

Anmerkungen:

- 1 Autobahnbauamt Nürnberg (Hrsg.): Bundesautobahn Frankfurt–Nürnberg. Nürnberg 1964, S. 70.
- 2 Soénus, Ulrich S.: 80 Jahre „Autobahn“ von Köln nach Bonn, in: Kölnische Rundschau, 2. August 2012.
- 3 Autobahnbauamt: Bundesautobahn (wie Anm. 1), S. 28.
- 4 Autobahnbauamt: Bundesautobahn (wie Anm. 1), S. 36. Frdl. Mitteilung Autobahndirektion Nürnberg vom 18. August 2005.
- 5 Autobahnbauamt: Bundesautobahn (wie Anm. 1), S. 30.
- 6 Autobahnbauamt: Bundesautobahn (wie Anm. 1), S. 28.
- 7 Stadtarchiv [künftig: StadtA] Herzogenaurach, Haundorf I. 46. Schreiben II/7 Nr. 631-3891 vom 30.12.1958.
- 8 StadtA Herzogenaurach, Haundorf I. 46. Schreiben IV/5-5005 b 6 vom 11.05.1959.
- 9 StadtA Herzogenaurach, Haundorf I. 46. Brief vom 24.02.1959.

- 10 Autobahnbauamt: Bundesautobahn (wie Anm. 1), S. 83.
- 11 Herbert Warter (Jahrgang 1941) stammte aus Hesselberg und besuchte die Landwirtschaftsschule in Forchheim. Nach dem Schuljahresende bewarb er sich bei der Autobahnbaustelle und begann dort am 14.03.1960. Warter begann zunächst als Hilfsarbeiter und avancierte dann zum Mitarbeiter eines Vermessungstrupps.
- 12 Frdl. Mitteilung Ulrich Plötner vom 27.04. 2015.
- 13 Autobahnbauamt: Bundesautobahn (wie Anm. 1), S. 60.
- 14 Erwin Jeßberger (Jahrgang 1937) stammte aus Trennfeld und hatte als Maurer gelernt. Beim Autobau war er vor allem als Fahrer eingesetzt. Er kam mit der Firma Polensky & Zöllner aus Trennfeld zur Autobahnbaustelle im damaligen Landkreis Höchstadt.
- 15 Nordbayerische Nachrichten vom 15.11.2014. Informationen von Günter Klebes.
- 16 Fritz Töpper wurde in Berlin am 26. Januar 1910 geboren. Während seiner Tätigkeit bei der Firma Polensky & Zöllner beim Autobau errichtete er sich in Höchstadt a.d. Aisch ein Wohnhaus und hatte dort bis zu seinem Tod seinen Wohnsitz. Fritz Töpper verstarb am 12.01.2007.
- 17 Autobahnbauamt: Bundesautobahn (wie Anm. 1), S. 83.
- 18 Autobahnbauamt: Bundesautobahn (wie Anm. 1), S. 56.
- 19 Main Post vom 18.07.1962; Fränkischer Tag vom 19.07.1962.
- 20 Polensky & Zöllner, Gegründet 1880, Frankfurt/Main. Ausgabe 1969, S. 222/223.
- 21 Erwin Hamper (Jahrgang 1933) hatte als Schreiner und Zimmermann bei der Firma Kirchner in Erlangen gelernt. 1955 begann er bei der Firma Polensky & Zöllner in der Hauptverwaltung in Frankfurt am Main und wurde beim Autobau eingesetzt. Zunächst war er in Erlangen, dann bei Thurnau beschäftigt, schließlich in Tennenlohe. Insgesamt war Hamper 15 Jahre beim Autobau tätig.
- 22 Autobahnbauamt: Bundesautobahn (wie Anm. 1), S. 83.
- 23 Ebd.
- 24 Autobahnbauamt: Bundesautobahn (wie Anm. 1), S. 14.
- 25 StadtA Herzogenaurach, Haundorf I. 46. Schreiben vom 18.08.1971.
- 26 Nordbayerische Nachrichten vom 19. August 2015, S. 31.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturwerk Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!

**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**



Lothar Braun

Der Hofheimer Bildhauer Karl Albert (1743–1819) Leben und Werk

Zu den zahlreichen Kleinmeistern Ostunterfrankens, die das künstlerische Gesicht des Haßberglandes und des Grabfeldes geprägt haben, gehört der aus Gabolshausen stammende und später in Hofheim wohnhafte Bildhauer Karl Albert. Über das Wenige, was wir über sein Leben wissen, informieren uns Kirchenbucheinträge der Pfarrmatrikeln von Unteressfeld für die Filiale Gabolshausen und Hofheim in Unterfranken.¹ Einiges ergibt sich auch aus den Werknachweisen und der ortsgeschichtlichen Literatur.

Leben und Herkunft

Karl Albert wurde am 28. August 1743 in Gabolshausen im Grabfeld als Sohn des Karl Albert und dessen Ehefrau Maria Margaretha, einer geborenen Eschenbach, geboren und am selben Tag auf die Namen „*Carolus Augustinus*“ getauft. Seine Eltern hatten am 16. November 1739 in Gabolshausen geheiratet. Der gleichnamige Vater Karl Albert heiratete damals als Witwer Margaretha Eschenbach. Unser Karl Albert heiratete dann am 29. August 1775 in Gabolshausen als „*Modestus et expertus Adolescens et artifex Carolus Albert statuarius gaboldshusanus*“ die Kaufmannstochter Maria Katharina Barbara Philipp aus Mellrichstadt.

In Gabolshausen wurden dem jungen Paar drei Kinder geboren, nämlich der Sohn Kilian am 18. Juli 1776 und die beiden Töchter Anna Maria Josepha am

5. März 1778 und Anna Margaretha am 2. Januar 1784. In den Geburtseinträgen der Kinder wird der Vater ausdrücklich als „*statuarius*“ bezeichnet. Spätestens im Jahr 1784 verlegte Karl Albert mit seiner Familie seinen Wohnsitz von Gabolshausen nach Hofheim, wo er bereits 1774 und 1781 als Hausbesitzer erwähnt wird. Ein Grund für diesen Ortswechsel ist nicht erkennbar. Seine Wohnung und seine Werkstatt befanden sich im Haus Obere Sennigstraße Nr. 9 (jetzt Nr. 2), das 1936 der sogenannten „Neuen Schule“ weichen musste.² Dort starben „*epidemico morbo*“ seine Tochter Josepha am 23. Januar und seine Frau Katharina am 10. Februar 1800. Die Hofheimer Sterbematrikel bezeichnet sie als „*filia Caroli Albert civis imaginum sculptoris*“ beziehungsweise als „*Bildhauerin*“. Damals herrschte in Hofheim ein bösartiges Nervenfieber, die „*hitzige Krankheit*“, an der allein 58 erwachsene Personen starben.³ Karl Albert selbst verstarb am 17. Februar 1819 im Alter von 75 Jahren. Er ist „*todt aufgefunden worden unter dem Schnee auf dem Weg nach Rügheim*“. Der Pfarrer vermerkt im Sterbeintrag: „*vermutlich vom Schlag getroffen*“. Sein ihn überlebender Sohn Kilian Albert, der ebenfalls den Beruf des Bildhauers ergriffen hatte, folgte ihm unverheiratet am 1. Januar 1841 im Alter von 66 Jahren. Seine Todesursache war Lungenlähmung. Er arbeitete vermutlich mit seinem Vater zusammen. Eigene Werke von ihm sind bisher nicht bekannt geworden. Das weitere Schicksal der Tochter Anna Margaretha ist unbekannt.

Werkverzeichnis⁴

1.) Frühestes Werk und einziges erhaltenes aus Stein ist der Bildstock in Alberts Heimatort Gabolshausen. Sein erst am 6. November 1780 verstorbener gleichnamiger Vater war nach der Inschrift auf dem Sockel: „*Dieße Bildnus hat Carl Albert und Peter Polder aufgericht im Jahr 1767*“, wohl nur Mitstifter.⁵ Es handelt sich um einen Laternenbildstock. Sockel, Pfeiler und das Relief mit dem Kruzifix sind ganz mit Muschelwerk überzogen. Heute befindet sich das Original im Museum Kartause Astheim.

2.) Die 1777 entstandenen ergänzenden Figuren St. Michael und Schutzengel am Hochaltar der Pfarrkirche in Eyers-



Abb. 1: Hofheim, Ufr., Kreuzkapelle, Hochaltar von Karl Albert, Hofheim.

Photo: Rosemarie Braun.

hausen, die Karl Albert nach der Kirchenrechnung geschaffen hat, nehmen sich aber neben den Altarfiguren Johann Joseph Kesslers etwas ‚ungelenk‘ aus.⁶

3.) Der 1781 entstandene Hochaltar und die Kanzel in Autenhausen stehen noch ganz in barocker Tradition.⁷

4.) Altäre und Kanzel in der nach der Bauinschrift über dem Südportal 1783 neu erbauten Filialkirche in Sulzdorf bei Stadtlauringen sind, eventuell unter Verwendung älterer Teile, ebenfalls Karl Albert zuzuschreiben. Die Altäre zeigen das für Albert typische klassizistische Beiwerk, wie Vasen, Girlanden und Kartuschen.⁸

5.) Dies gilt auch für den etwa gleichzeitig entstandenen Hochaltar der Hofheimer Kreuzkapelle, für dessen Bildhauerarbeit Karl Albert nachzuweisen ist.⁹ Es handelt sich um einen Viersäulenbau mit einer ausdrucksstarken Kreuzigungsgruppe.

6.) Die beiden, angeblich erst 1789 errichteten Seitenaltäre ebendieser Kreuzkapelle gehören stilistisch noch dem Rokoko an.¹⁰ Um das spätere Altarbild des heiligen Sebastian, gemalt 1878 von dem Würzburger Maler Andreas Leimgrub (1817–1890), und eine spätbarocke Pietà gruppiert sich reiches, spätes Rokokomuschelwerk. In den Altarauszügen findet sich die seltene Darstellung des Auges und des Ohrs Gottes in Dreiecken.

7.) Der 1788 für die Filialkirche in Reichmannshausen geschaffene Hochaltar zeigt Formen eines beruhigten Klassizismus mit barocken Anklängen im Aufbau.¹¹

8.) Die Altäre, die Kanzel und das Orgelegehäuse der ab 1780 von den Kapuzinern des Hospitiums Leuzendorf eingerichteten Schlosskapelle in Burgpreppach sind ebenfalls von Karl Albert.¹² Vor allem der Hauptaltar weist in seiner Gestaltung sehr große Ähnlichkeit mit dem Hochaltar der Hofheimer Kreuzkapelle auf.



Abb. 2: Hofheim, Ufr., Kreuzkapelle, rechter Seitenaltar von Karl Albert, Hofheim.

Photo: Rosemarie Braun.



Abb. 3: Hofheim, Ufr., Kreuzkapelle, linker Seitenaltar von Karl Albert, Hofheim.

Photo: Rosemarie Braun.

9.) Die 1796 geschaffenen beiden Seitenaltäre der Pfarrkirche Ebertshausen¹³ sind einfache klassizistische Aufbauten mit dem für Karl Albert typischen Dekor. Die den Altarauszug bekönenden Vasen mit Flammen wiederholen dasselbe Motiv vom Hochaltar der Hofheimer Kreuzkapelle.

10.) Östlich der Stadt Hofheim am heutigen Mühlweg befand sich ein auffallender Bildstock aus Sandstein, der Karl Albert zuzuschreiben ist. An dem gebauchten Prozessionsaltar befand sich eine Widmungsinschrift mit der Jahreszahl 1801. Das Retabel zeigte auf der Vorderseite in klassizistischer Umrahmung den Heiligen Bernhard von Clairvaux, den Christus vom Kreuz herab umarmt. Auf der Rück-

seite war eine viel einfacher gestaltete St. Margareta abgebildet. Wegen seines Standorts am Weg zur Unteren Mühle ist anzunehmen, dass der Müller Bernhard Reulbach, der von 1774 bis 1803 Besitzer der Unteren Mühle war, den Bildstock hat errichten lassen.¹⁴ Das leider verstümmelte Retabel wurde später in die Gartennmauer des Pfarrhauses Hofheim, Kirchgasse 2, eingemauert und ist heute stark verwittert.¹⁵

Stilistische Stellung und Würdigung

Karl Alberts frühestes nachweisbares Werk, der Bildstock von 1767 in Gabolshausen, gehört noch der Stilrichtung des Rokoko



Abb. 4: Burgpreppach, Schlosskapelle, Hochaltar, um 1790, von Karl Albert, Hofheim.

Photo: Lothar Braun.

an. Die Hochaltarfiguren in Eyershausen von 1777 entstanden in der Übergangszeit zum Klassizismus. Bei den Werken in Autenhausen von 1781 tritt bereits der Klassizismus spürbar in Erscheinung, wenn auch noch in barocker Tradition. Die Ausstattung der Hofheimer Kreuzkapelle dagegen vereint beide Stilepochen. Während der Hochaltar dem reinen Klassizismus zuzurechnen ist, greifen die Seitenaltäre weiter auf die Formen des späten Rokoko zurück. Häufig hielten auf dem Land tätige Meister noch länger am alten Formenkanon fest, während sich in den Städten der Stilwandel bereits vollzogen und eine neue ästhetische Richtung durchgesetzt hatte. Dem entsprechen dann auch

die späteren Werke Alberts. Dass es für das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert bisher kaum Werknachweise gibt, hängt wohl damit zusammen, dass es in dieser kriegerischen Zeit und auch nach der Säkularisation keine öffentlichen Aufträge mehr gab. Die Künstler waren deshalb, wenn sie überleben wollten, auf kleinere Privataufträge angewiesen, die sich aber in schriftlichen Unterlagen nicht niederge schlagen haben. Was bleibt, ist ein Land-



Abb. 5: Hofheim/Ufr., Bildstock am Mühlweg von Karl Albert, Hofheim.

Photo: um 1905, Sammlung Lothar Braun.

meister zwischen Rokoko und Klassizismus, der in seiner Heimatregion einige Spuren seines Meißels hinterlassen hat, aber gleichwohl im Schatten größerer Künstler seiner Zeit in den wichtigen Zentren Bamberg und Würzburg geblieben ist.

Anmerkungen:

- 1 Jetzt im Diözesanarchiv Würzburg [künftig: DAW].
 - 2 Forschungen des Hofheimer Apothekers Lothar Dorn. Register der Häuser und Hausbewohner in der Stadt Hofheim i.Ufr. im Stadtarchiv Hofheim (Frdl. Hinweis von Archivpfleger Johann Reuscher, Hofheim).
 - 3 Wieland, Michael: Beiträge zur Geschichte von Hofheim und seiner Filialen, in: Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg. Bd. 29 (1886), S. 13.
 - 4 Grundlage des vorläufigen Werkverzeichnisses sind die Kunstdenkmäler von Bayern, Bezirksämter Hofheim 1912 [künftig: KD HOH], Königshofen 1915 [künftig: KD KÖN] und Schweinfurt 1917 [künftig: KD SW], sowie örtliche Literatur und Quellennachweise.
 - 5 KD KÖN, S. 35f.
 - 6 KD KÖN, S. 32. Frdl. Hinweis von Dr. Annette Faber vom 24.08.1998 nach der inzwischen nicht mehr greifbaren Kirchenrechnung Eyershausen. Vgl. Auskunft des DAW vom 03.04.2013.
 - 7 Mayer, Heinrich: Die Kunst des Bamberger Umlandes. Bamberg 1952, S. 15; Lippert, Karl-Ludwig: Landkreis Staffelstein. München 1968 (Bayerische Kunstdenkmale 28), S. 24; Archiv des Erzbistums Bamberg, Matrikel Autenhausen, Bd. 3, Geschichtliche Notizen, S. 5 Kirchenbau betr.
 - 8 KD HOH, S. 92f. Hinweis von Dr. Annette Faber vom 28.08.1998 nach der Kirchenrechnung Sulzdorf 1783.
- Dr. phil h.c. Lothar Braun (geb. 1940 in Leipzig) studierte Rechtswissenschaften, Geschichte und Kunstgeschichte an den Universitäten Erlangen und München. Er war im bayerischen höheren Justizdienst tätig, zuletzt als Richter am Oberlandesgericht Bamberg. Seine regionalgeschichtlichen Forschungen führten zu zahlreichen Veröffentlichungen, vor allem in den Berichten des Historischen Vereins Bamberg, dessen 1. Vorsitzender er von 1997 bis 2006 war. Er lebt seit 1944 in Franken und seit 1953 in Bamberg. Seine Anschrift lautet: Mattenheimerstraße 16, 96050 Bamberg, E-Mail: lotharbraun@gmx.de.
- 9 KD HOH, S. 69.
 - 10 Ebd.
 - 11 KD SW, S. 239. Kuhn, Konstantin: Beiträge zur Beschreibung und Geschichte des Dorfes Reichmannshausen. Schweinfurt 1905, S. 22. Hofmann, Robert: St. Georgskirche in Reichmannshausen. Münsterschwarzach o.J., S. 2.
 - 12 KD HOH, S. 38, 40. DAW, Pfarrarchiv Leuzendorf, Kasten 30, Rechnungen über den Bau der Burgpreppacher Schlosskapelle 1784–1787. Auskunft vom 10.09.2012.
 - 13 KD SW, S. 99. Zeißner, Sebastian: Der Schlettach. 1926, S. 70.
 - 14 Register der Häuser (wie Anm. 2), Hs.-Nr. 168.
 - 15 Photographie des ursprünglichen Zustandes aus der Zeit nach 1905 im Besitz des Verfassers.

Alexander Biernoth

Fränkische Ballonfahrt vor über 230 Jahren

Vor einiger Zeit ist das Ansbacher Beiratsmitglied der dortigen FRANKEN-BUND-Gruppe Richard Schmidt im Vestenberger Pfarrarchiv auf eine erstaunliche Entdeckung gestoßen: Vor über 230 Jahren, am 2. Dezember 1785, ist erstmals ein Fesselballon – ob mit Gas oder Heißluft betrieben steht nicht fest – von Ansbach gestartet und über Vestenberg geflogen. Der damalige Pfarrer Johann Julius Carl Würth, der von 1778 bis 1796 die Pfarrstelle in Vestenberg innehatte, hat das außergewöhnlich Ereignisse in einem Eintrag in der Pfarrchronik festgehalten.

Bei seinen Nachforschungen in Vorbereitung auf das doppelte Jubiläumsjahr 2016 in Vestenberg war Richard Schmidt auf diese ungewöhnliche Nachricht gestoßen. Im Jahr 2016 konnte die Kirchengemeinde Vestenberg nämlich auf die Einweihung der neugotischen Kirche St. Laurentius vor 125 Jahren und auf den Bau der Vorgängerkirche, dem jetzigen Gemeindehaus, vor 550 Jahren zurückblicken. Die Pfarrer mussten Ende des 18. Jahrhundert, so berichtet Schmidt, außergewöhnliche Ereignisse in ihren Gemeinden in einer Art Chronik notieren. Dieses handschriftliche Zeugnis der Vestenberger Ortsgeschichte hat sich im Archiv des Pfarramtes vor Ort erhalten.

Der Vestenberger Pfarrer Würth hatte damals folgendes aufgeschrieben: „Freitag, den 2. Dezember 1785, nachmittags um 3 Uhr kam ein Luftball geflogen, er stieg in dem Hofgarten zu Anspach auf, seine Größe



Abb. 1: Richard Schmidt hält die Chronik mit den erstaunlichen Hinweisen auf die Ballonfahrt vor 230 Jahren aus dem Vestenberger Pfarrarchiv in Händen.

Photo: Alexander Biernoth.

war 36 Schuh, er kam über dem Frohnhof[,] nahm seinen Weg nahe über unserer Kirche in schröklicher Höhe gegen das hiesige Pfarrhauſ[,] über welchem er eine halbe viertel Stunde allerhand artige Wendungen machte, er drehete sich hinter der Pfarrscheuern gegen Bruckberg, wendete sich aber von da wieder gegen Bohnhof [Bonnhof] und sank in Be[t]zendorf nieder, da er über dem Pfarrhauſ stunde[,] sahe er bey heitern Himmel nicht größer als ein kleiner Zinnsteller aus, bald ganz feurig, bald halb schwarz ie [je] nach dem seine Wendung gewesen, allemal aber war er herrlich anzusehen.“

Richard Schmidt, der das Ehrenamt eines Kreisheimatpflegers für Archäologie im Landkreis Ansbach innehat, hält die Aufzeichnungen des Pfarrers für glaubwürdig, auch wenn weder in den Ansbacher noch in anderen Chroniken von diesem Ereignis berichtet wird. Vielleicht, so vermutet Schmidt, liegt es daran, dass im westlichen Mittelfranken technische Erfindungen keinen großen Wiederhall fanden. Auch der lange Zeit in Vergessenheit geratene Gustav Weißkopf sei ein Beispiel dafür.

Zwei Jahre vor dem Ansbacher Ballonflug hatten bereits die französischen Gebrüder Joseph Michel (1740–1810) und Jacques Étienne Montgolfier (1745–1799) erfolgreich mit dem Fesselballon Aufstiege absolviert, und im November 1783 wurde in Paris dann die erste bemannte Ballonfahrt erfolgreich gestartet. Die Entwicklung schritt schnell voran, so dass bereits am 7. Januar 1785 der Ärmelkanal im Ballon überquert werden konnte. Ebenfalls 1785, und zwar am 3. Oktober, fand der erste deutsche Ballonstart durch den Franzosen Jean-Pierre François Blanchard (1753–1809) in Frankfurt am Main statt. Zwei Monate später fand also wahrscheinlich zum ersten Mal ein Ballonflug in Ansbach statt.

Allem Anschein nach hat diese flugtechnische Neuerung in diesem Jahr noch nicht jene Aufmerksamkeit erweckt, so Richard Schmidt, die einige Jahre später zu verzeichnen waren, als regelrechte Volksfeste anlässlich einer Ballonfahrt abgehalten wurden. Da in den Ansbacher Annalen bisher keine weiteren Hinweise auf diesen Ballonstart gefunden werden konnten, bleiben noch viele Fragen offen: Beispielsweise wer den Ballon aufsteigen ließ und ob es eine bemannte Ballonfahrt war, aber auch womit der Ballon gefüllt ge-

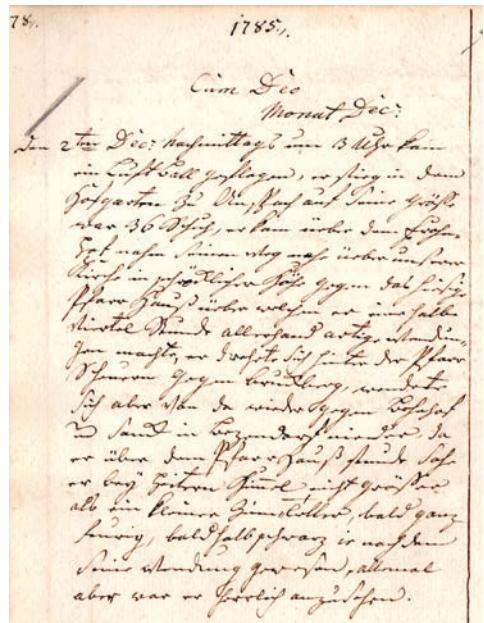


Abb. 2: Die Originaleintragung des Vestenberger Pfarrers Würth zur ersten Ansbacher Ballonfahrt.
Photo: Alexander Biernoth.

wesen ist. Überdies sind auch die Fragen ungelöst, wer den Ballonflug organisiert und vor allem wer ihn finanziert hat. All das liegt noch im Dunkel der Geschichte und gibt den Forschern noch zukünftige Aufgaben.

Alexander Biernoth, geboren 1970 in Ansbach, nach Abitur und Zivildienst Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde für das Lehramt an Gymnasien in Erlangen. Seit dem Referendariat als Lehrer in Ansbach tätig. Seit 2002 stellvertretender Vorsitzender und seit 2006 Vorsitzender der Gruppe Ansbach im Frankenbund. Seine Anschrift lautet: Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach, E-Mail: biernoth@ansbach.org.

Winfried Wölfel / Peter Braun

Die ehemalige Einöde Entenlohe bei Gottfriedsreuth

Der Einzelhof Entenloh, der gelegentlich auch als Tennenloh oder Tannenloh bezeichnet wird, liegt zwischen Gottfriedsreuth und Posterlitz und gehört damit zum Stadtgebiet von Schwarzenbach an der Saale im Landkreis Hof. Bezüglich der Namensherkunft bezeichnet „-loh“ eine sumpfige Stelle; Entenloh bedeutet somit eine sumpfige Stelle, wo Enten leben. Es gibt noch weitere Orte mit der Bezeichnung Entenloh in der Region, so z.B. zwischen Martinlamitz und Schieda, bei Zell und im Raum Naila.

Lagebeschreibung

Man geht oder fährt von Gottfriedsreuth Richtung Höferberg auf einem ausgebesserten Feldweg vom Feuerwehrhaus nach Süden. Autofahrer können kurz vor einem Waldeck am Waldrand das Auto abstellen. Ab hier kann man auf einem Waldweg ca. 300 bis 400 Meter Richtung Westen durch das erste Waldstück gehen, bis man den Waldrand auf der rechten Seite erreicht, wo hangabwärts ein verlandender Teich zu finden ist. Entenloh lag etwa auf der Hälfte des Weges rund 100 Meter Richtung



Abb. 1: Die Entenlohe, Aquarell von Karl Bedal aus dem Jahr 1974.

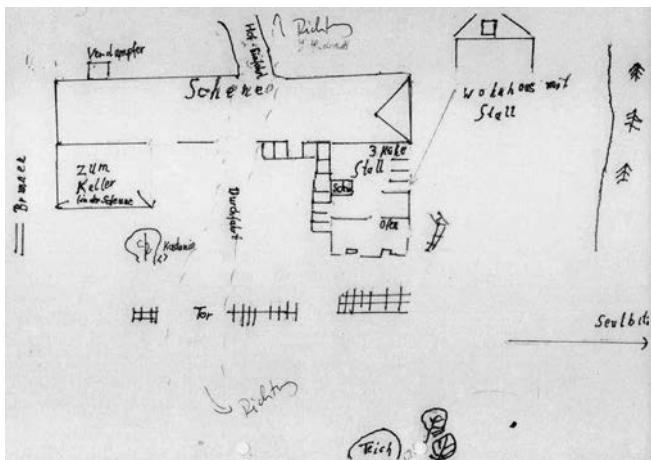


Abb. 2: Skizze des Anwesens nach den Erinnerungen von Günter Mühl.

Teich. Auf der gegenüberliegenden Seite führt(e) ein Weg in den Wald hinein. Anders kommt man an den Ort, wenn man am Waldrand „Popprich“ an der Straße Gottfriedsreuth–Wölbersbach 500 Meter weit läuft. Außerdem gibt es einen Weg von Seulbitz bzw. Posterlitzmühle nach Entenloh. Das „Bavaricon“ (im Internet) bietet folgende Orientierungspunkte: Kirche in Schwarzenbach a.d. Saale 6 km, Dorfschule Fletschenreuth, die bis 1955 bestand, 3,5 km, Post Oberkotzau 8,5 km.

Heutiges Aussehen

Die unmittelbaren Felder um die Entenloh sowie das vormalige Grundstück wurden mittlerweile zu einem einzigen Acker zusammengelegt. Besitzer ist derzeit die Familie Hager aus Gottfriedsreuth. Heute deutet nur noch der versumpfte Teich auf die Wüstung hin.

Historisches Aussehen

Bei der Entenlohe handelte es sich um einen Dreiseithof mit Frackdachbau. Das hier gezeigte Aquarell von Karl Bedal

stammte aus dem Jahr 1974. Zu diesem Zeitpunkt müsste der Hof schon teilweise abgerissen gewesen sein. Vielleicht ist der Hof auch bereits aus der Erinnerung gemalt worden. Jedenfalls scheint das darauf zu sehende Dach zum Wohnstallhaus zu gehören.

Auf der Skizze sind die Scheune und das Wohnstallhaus sowie der eigentliche Hofplatz zu erkennen. Die Skizze entstand im Gespräch mit Herrn Günter Mühl, der während seiner Schulzeit bzw. in den Ferien sehr häufig auf der Entenloh zu Besuch war.

Bemerkenswert war die Scheunen-Hofdurchfahrt: Man fuhr in die Scheune, erledigte dort seine Arbeit und konnte ohne Rangieren über den Hof nach draußen fahren. Im Wohnstallhaus war auf der einen Seite der Wohnbereich mit der Wohnküche, auf der anderen der Stall für drei Kühe und zwei Schweine. Eines davon behielt der Besitzer, Christian Kießling, genannt der Loh's Christian, für sich, das andere sowie Kleintiere wie Hühner und Hasen verkaufte er. Die Schlafkammer lag im ersten Stock direkt unter dem Dach.

Weiterhin ist der Kellerniedergang von

der Scheune zu erkennen. Ebenfalls dargestellt sind der Brunnen sowie die beiden Teiche. Der eingezeichnete Verdampfer diente als Antrieb für die Dreschmaschine, da der gesamte Hof ohne elektrischen Anschluss war. Dieser wurde mit Heizöl bzw. „Ölgemisch“ betrieben. Das gesamte Anwesen hatte bis zu seinem Abriss keinerlei elektrischen Strom.¹

Die zur Entenloh gehörenden Fluren schlossen sich südlich und westlich an den Hof an. Betrachtet man die Fluren von Gottfriedsreuth, so erkennt man hufeisenförmig ausstrahlende Nutzflächen. Das Gebiet der Entenloh erscheint dann als südliche Verlängerung dieses Siedlungsprozesses.

Geschichtliche Entwicklung

Der früheste im Rahmen meiner Recherchen gefundene Nachweis der Entenloh ist bis heute in Form eines Scheunenbalkens mit der Jahreszahl 1721 erhalten geblieben. Er befindet sich in Privatbesitz. Das Anwesen zinste an die Hospitalstiftung Hof und umfasste acht bis neun Hektar. In den Quellen erscheinen mit 1812 und 1838 in der Datensammlung von „Barvarica“ erste schriftliche Hinweise auf den Einzelhof.

Genaue Angaben besitzen wir für eine Versteigerung des Anwesens im Jahr 1853: Für den 14. Februar 1853 wurde es als Besitz des Gütlers Wolfgang Stengel, Gottfriedsreuther Einzel 8, geschildert, bestehend aus einem Wohnhaus mit Backofen, einer Scheune und einem Gemüsegarten, 3 ½ Tagwerk Wiese, 4 Tagwerk Feld, ein Tagwerk Feld mit ½ Tagwerk Huth, 1 ½ Tagwerk Feld und 1 ½ Tagwerk Huth, alles um das Wohnhaus, belastet mit 460 fl. Steuerkapital; Handlohn und -zinspflichtig zum Rittergut Weißdorf, gewertet auf

1.798 fl. Die Versteigerung erfolgte am 21. Mai 1853.²

1868 wird „Tannenloh“ als Einzel(-gebäude) mit einer Familie und elf Seelen beschrieben.³ Für die Folgezeit finden sich die folgenden statistischen Angaben:

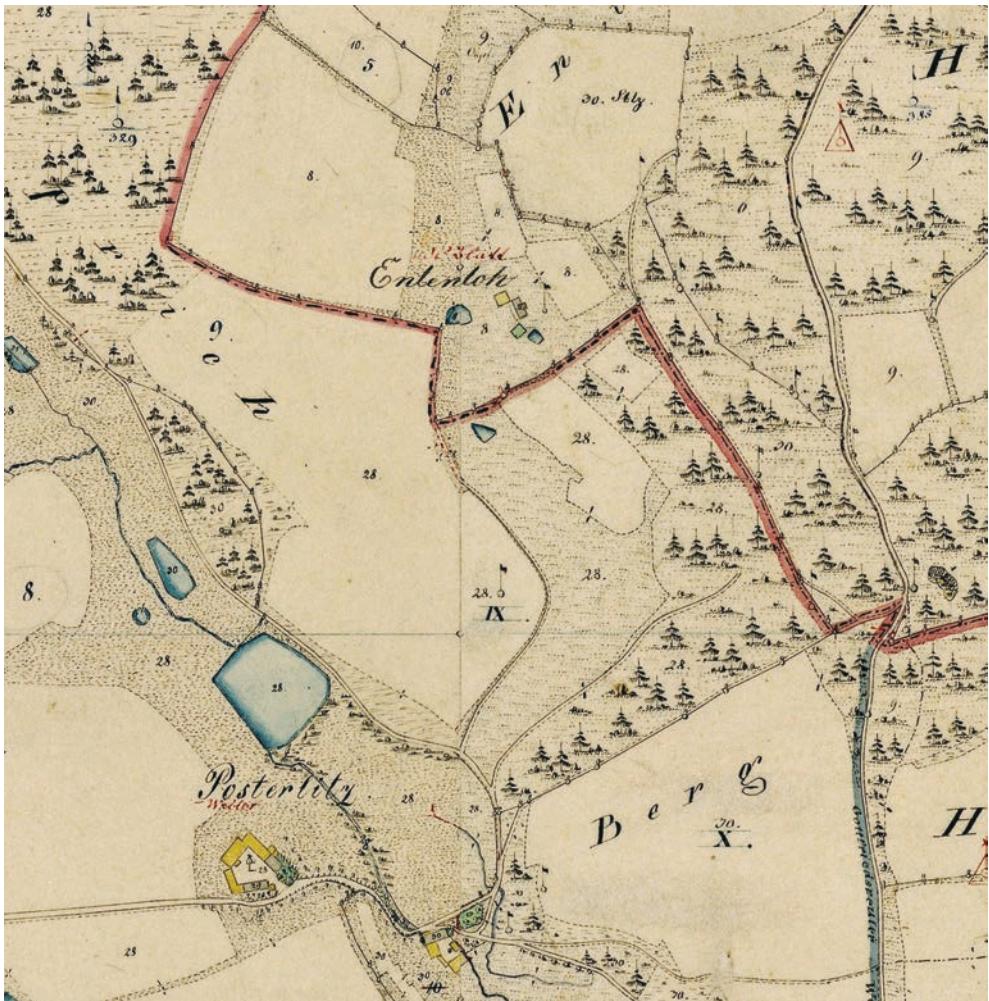
Stichtag	Einwohner	Gebäude	Rinder	Schweine
01.12.1875	6	2	3	?
1883/1885	6	1		
01.12.1900	7	1		
16.06.1925	3	1		
13.09.1950	1	1	3	2

Seit 1961 wurden keine Zahlen mehr genannt. Der Hof war bei seiner Auflösung nach dem Tod Christian Kießlings ohne Vieh. Die Gebäude verfielen nach und nach und wurden vom neuen Besitzer in den 1960er Jahren abgerissen. Das Belegstück, den erwähnten Scheunenbalken mit der Jahreszahl 1721, konnte von Herrn Bernd Leisch, ehemaliger Jagdpächter, gerade noch vor der Säge gerettet werden. Letzte Mauerreste wären, wie berichtet wurde, noch Anfang der 1980er Jahren zu finden gewesen.

Das hier behandelte Gehöft ist der Haupthandlungsort und Titel des im Mai 2013 erschienenen Romans „Entenloh“, dem 2014 mit „Entenloh II“ eine Fortsetzung folgte. Die Autorin Uta Francine Vogel ist in Seulbitz im Schulhaus geboren und aufgewachsen. In ihrem Roman verbindet sie historische und fiktive Elemente.

Über den letzten Besitzer der Entenloh

Christian Kießling, genannt der Loh's Christian, war (wie Herr Mühl und Familie Richter berichteten) ein Original. Er war groß und stark gebaut, besaß zwei Schweine – eines für sich selbst zum Schlachten, das andere für den Verkauf – und drei Kühe sowie Hasen. Wenn er Hilfe brauchte, hing er ein rotes Tuch ans Fenster, das dann die



Er erhängte sich im Kellerniedergang, der von der Scheune aus zugänglich war, zu Neujahr 1958. Es deutet vieles auf eine Kurzschlusstat, denn am Ofen stand noch ein Hase in der Pfanne, den er vom damaligen Jagdpächter, Herrn Leisch, erhalten hatte. Ein Viehhändler fand ihn am 2. Januar 1958 tot auf. Schon vorher hatte er einen Suizidversuch unternommen.

Der Loh's Christian hatte zwei Brüder, die in Schwarzenbach und Gefrees lebten, und eventuell eine Schwester. Diese verkauften nach dessen Tod die hochverschuldete Entenloh an die Landwirtschaft Hager in Gottfriedsreuth, in deren Besitz sie heute noch ist.⁴

Literatur:

Adressen und Handbuch für Oberfranken. Bayreuth 1838, S. 59.
 Bavaria (<http://bavaria.digitale-sammlungen.de/>).
 Bavarikon (<https://www.bavarikon.de/>).
 Ernst, J. Erh.: Geschichte und Beschreibung des Bezirks und der Stadt Münchberg [...]. Bayreuth 1868.
 Hartmann, Eugen: Geographisch-statistisches Orts- und Post-Lexicon. Augsburg 1865, S. 17.
 Königlich Bayrisches Intelligenzblatt für Oberfranken, Jahr 1853.
 Pfarreien der Evang.-Luth. Kirche in Bayern rechts des Rheins. 1929, S. 161.
 Protestantisches Kirchenjahrbuch für das Königreich Bayern. Sulzbach 1812.

Anmerkungen:

1 Frau Anette Vogt, ehemalige Gemeindebotin von Wölbersbach, sei für Teile dieser Beschreibung gedankt.

Peter Braun (geb. 1974) ist Diplom-Sozialpädagoge und als Gemeindejugendarbeiter für den Markt Oberkotzau tätig. Im Zuge der Ausbildung zum ehrenamtlichen Kulturlandschaftsbeauftragten im Landkreis Hof hat er begonnen, Datensätze über Wüstungen des Landkreises und angrenzender Gebiete anzulegen. Seine Anschrift lautet: Konradsreuther Straße 19, 95145 Oberkotzau, E-Mail: peterbraun74@web.de.

Winfried Wölfel (geb. 1963) war in seiner beruflichen Laufbahn als Controller und kaufmännischer Leiter tätig. Er beschäftigt sich schon seit mehreren Jahren mit Heimatkunde, vor allem der Erforschung von Wüstungen in unserer Region. Seine Anschrift lautet: Fletschenreuth 6, 95126 Schwarzenbach/Saale, E-Mail: winfried.woelfel@t-online.de.

- 2 Königlich Bayrisches Intelligenzblatt für Oberfranken, Jahr 1853.
- 3 Ernst, J. Erh.: Geschichte und Beschreibung des Bezirks und der Stadt Münchberg [...]. Bayreuth 1868, S. 167.
- 4 Danksagung an die Zeitzeugen: Mein besonderer Dank gebührt Herrn Bernd Leisch, Schwarzenbach/Saale, Herrn Günter Mühl, Draisendorf, Familie Richter, Gottfriedsreuth und Frau Anette Vogt, Stobersreuth.

Eduard Stenger

Sonderausstellung des Lohrer Schulumuseums vom 4. März bis 6. August 2018: **Die Kartoffel in der Schule**

Eine Sonderausstellung im Eingangsbereich des Lohrer Schulumuseums zeigt mit sechs Vitrinen an verschiedenen Beispielen die Kartoffel als Unterrichtsthema und ermöglicht so nebenbei auch Erkenntnisse über den jeweiligen Zeitgeist der Jahre von 1900 bis 2000.

Noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts fand die Kartoffel in den Schulbüchern wenig Beachtung. Dann wurden, wie Belegstücke im Archiv des Schulumuseums beweisen, Themen rund um die Kartoffel ein beliebtes AufsatztHEMA für die Abschlussklassen der damals siebenjährigen ländlichen Volksschulen.

So hatte Anton Stenger, Schüler der 7. Klasse der Halsbacher Volksschule, am 11. April 1912 das Thema „*Beim Kartoffellegen*“ zu bearbeiten. Er schrieb u.a.: „Jetzt wird wieder allmählich mit dem Kartoffellegen begonnen und es ist jetzt auch Zeit. Seit her war es immer noch zu feucht, jetzt ist aber günstige Witterung. In sandigen Markungen, wo es nicht so feucht war, sind schon viele Kartoffeln gelegt. [...] Die Kartoffeläcker hat der Vater schon im Herbst mit Mist gedüngt und umgeackert. Im Frühling mußten sie nur noch geeggt werden. Jetzt liegen sie zum Kartoffellegen vollständig bereit und am Samstag haben wir damit begonnen. Wollen wir Kartoffeln legen, so stellen wir zu Hause die Körbe mit den Kartoffeln auf den Wagen und der Vater fährt hinaus auf den

Acker. Die Körbe werden vorne und hinten heruntergestellt, dann wird mit dem Kartoffellegen begonnen. Der Vater fährt mit dem Pfluge voran und die Mutter drückt die Kartoffeln schrittweise immer an die dritte Furche, mit welcher die Kartoffeln zugedeckt werden, dann wird seichter geackert.“

Zwei Jahre später, am 4. November 1914, schrieb sein Bruder Vinzenz Stenger, Schüler der 7. Klasse der Halsbacher Volksschule, zum AufsatztHEMA: „Wie wir uns von Kartoffeln nähren“: „Die Kartoffeln sind außer dem Brot das wichtigste Nahrungsmittel. Wir können sie nicht entbehren. Sie sind nicht nur eine bevorzugte Speise für die Reichen und Wohlhabenden, sondern ein Hauptnahrungsmittel für die breiten Volksmassen und besonders für die Armen. Diese sind fast ganz auf die Kartoffeln angewiesen, weil sie die anderen teuren Lebensmittel nicht kaufen können.“

Auch wir essen fast jeden Tag Kartoffeln, immer in einer anderen Zubereitung. Sie bringen uns immer die erwünschte Abwechslung in unsere Kost. Ohne dieselben wüßte die Mutter oft gar nicht, was sie anfangen sollte. Aus Kartoffeln können die verschiedensten Speisen gerichtet werden. Sie werden in der Schale abgesotten und dann zu Milch, Heringen oder Wurst gegessen. Das ist rasch hergerichtet und doch ein schmackhaftes Abendessen. Außerdem werden auch Gemüse, Brei, Salat, Suppe, Klöße, Pfauenkuchen u.dgl. daraus hergestellt. Auch zu feinem Backwerk wie Kuchen und Torten werden Kartoffeln verwendet.“

Nach wie vor aber fand das Thema „Kartoffel“ bei den Schullbuchautoren wenig Beachtung. Einen besonderen Aufgabenbereich für die Schulen brachte das „Dritte Reich“ im Hinblick auf die Kartoffel. Das massenhafte Auftreten des Kartoffelkäfers wurde mehr und mehr zu einer ernsthaften Gefahr für die Volksernährung.

Nun wurden für die Schulen Suchtage zur Bekämpfung des Kartoffelkäfers angeordnet. Klassenweise zogen die Schülerscharen in der Befallszeit mit Schachteln und Dosen über die Kartoffeläcker, um Käfer, Larven und Eier einzusammeln. Die Nationalsozialisten gaben 1941 eigens für die Schulen eine illustrierte Kartoffelkäferfibel heraus, um zum richtigen Umgang mit dem Schädling anzuleiten und zu motivieren.

Ein anschauliches Beispiel aus der Fibel lautet:

*„Denkt euch nur, ein Käferpaar
hat in einem einz'gen Jahr
Nachgeborne viel Millionen.
Wenn sie nur ein Feld bewohnen,
müßte dieses Feld allein,
will die Käferbrut gedeih'n,
zwei ein halbes Hektar messen.
Alles würde aufgefressen,
und uns fehlen – ja wir grollen –
fünfundvierzig Tonnen Knollen.“*

Unmittelbar nach dem Ende des 2. Weltkriegs war die Gefährdung der Kartoffelernte durch den Kartoffelkäfer besonders groß, da auch geeignete Spritzmittel nicht mehr zu haben waren. Dieser Notstand veranlasste den damaligen Bürgermeister von Lohr a.Main Anton Franz am 1. Juni 1945 zu der folgenden Bekanntmachung im „Mitteilungsblatt für die Aemter, Behörden und das Bürgermeisteramt Lohr“: „Sämtliche hier wohnenden Lehrkräfte aller Schulen werden ab Montag zur Kartoffelkäfer-Suchaktion eingeteilt. Führer der Ak-

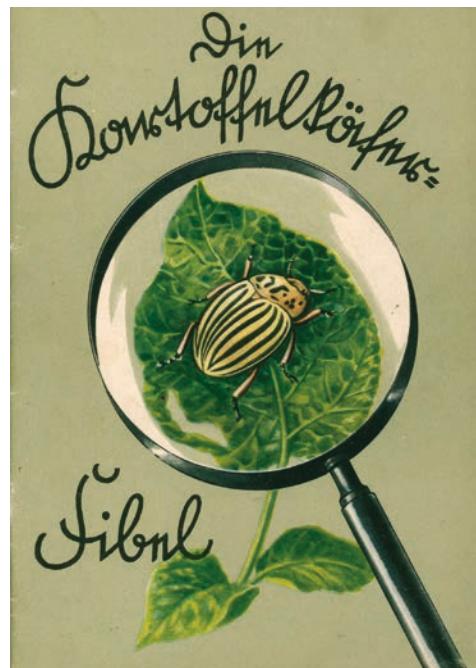


Abb. 1: Die Kartoffelkäferfibel aus dem Jahr 1941.

tion: Oberlehrer Pfriem. Alle Schülerinnen und Schüler sämtlicher Schulen im Alter von 8–13 Jahren haben sich hierzu am kommenden Montag, 4. Juni, vormittags 9 Uhr auf dem Mainländeplatz unterhalb der Mainbrücke für die Suchaktion zur Verfügung zu stellen.“

Eine politische Ausrichtung erfuhr der Kampf gegen den Kartoffelkäfer einige Jahre später in der damaligen DDR. Die Bekämpfung der verderbenbringenden Pest (der Kartoffelkäfer) aus den USA – angeblich wurden Kartoffelkäfer durch amerikanische Flugzeuge über dem Territorium der DDR abgeworfen – sei Kampf gegen die Kriegspläne der Imperialisten, sei Kampf für den Frieden. Das verdeutlicht auch das 1952 herausgegebene Schriftchen „Karl Kahlfraß und sein Lieschen, Bilder-



Abb. 2: „Karl Kahlfraß und sein Lieschen“. Ein Bilderbuch aus der DDR.

buch für große und kleine Kinder. Herausgegeben vom Ministerium für Land- und Forstwirtschaft der DDR“, in dem, ganz im Zeichen des Kalten Krieges, das vermehrte Auftreten des Kartoffelkäfers auch durch eine entsprechende Darstellung (der Käfer als Uncle-Sam-Karikatur usw.) zu den üblichen propagandistischen Angriffen gegen die USA benutzt wurde. Wieder mussten sich die Schulen an den Suchaktionen beteiligen.

In den Fibeln und Lesebüchern der Grundschulen in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde die „Kartoffel“ zum obligatorischen Bestandteil. Die Kartoffel war damals ein willkommenes Grundnahrungsmittel, und das manifestierte sich auch in den Texten der Lesebücher. Mit den Schulreformen ab den 1960er Jahren und dem steigenden Wohlstand began dann wieder ein abnehmendes Interesse am Kartoffelthema.

Umso erstaunlicher ist, dass es in jüngster Zeit wieder auflebt. Die umfangreiche Arbeitsmappe „Die tolle Knolle – Fächer-übergreifende Unterrichtsmappe rund um die Kartoffel“ von 1994 zeigt mit sieben

Unterrichtseinheiten und entsprechenden Querverbindungen Möglichkeiten der unterrichtlichen Gestaltung. Im Bildungsserver „//Lernarchiv Grundschule Sachunterricht“ des Bundeslandes Hessen werden ein Lernzirkel zum Thema „Kartoffel“ mit 44 Seiten, außerdem Unterrichtseinheiten und Anregungen angeboten. Im Rahmen eines EU-Schulobstprogramms bietet das Land Nordrhein-Westfalen Material mit 16 Themen zur Kartoffel; sogar ein Film mit dem Titel „Kartoffel – Geheimtipp aus Peru“ kann abgerufen werden.

Auf die wohl bemerkenswerteste Verknüpfung der Kartoffel mit der Schule wies 2013 Professor i.R. Horst Schiffler bei seinem Vortrag „Kartoffel und Schule“ beim Kartoffelclub „SOCIETAS AD USUM POTATONIS“ hin: „Als der heutige Kartoffelkönig vor mehr als 65 Jahren mit der Schule in Berührung kam, muss das den Jungen so beeindruckt haben, dass er sich nie mehr davon befreien konnte – er blieb ihr als Lehrer, als Rektor, als Kartoffelkönig verbunden.“

Der Gedanke, einmal ohne Schule leben zu müssen, hat ihn zutiefst beunruhigt.

Doch mit unbändiger Kreativität, die die gewaltige Einverleibung fränkischer Kartoffeln auslöste, zwang er die Schule in ein Museum, übrigens das einzige Museum unter königlicher Leitung. Die durch königliche Würde veredelte Kartoffel trifft auf die historisch verklärte Schule – kann es eine gelungene Symbiose geben?“

Mit dieser kleinen Ausstellung möchte das Lohrer Schulmuseum auch im Frühjahr und Sommer 2018 zahlreiche Besucher in sein Haus locken. Das Museum hat sich mit seinem politisch-geschichtlichen Konzept, das auf die Zeit von 1789 (Französische Revolution) bis 1989 (Zusammenbruch der DDR) ausgerichtet ist und die Abhängigkeit der Schulentwicklung und des gesamten Erziehungswesens von totalitären Strömungen dieser Epoche akzentuiert, schnell einen überregionalen Ruf als bedeutende Dokumentationsstätte des pädagogischen Alltags vergangener Zeiten erworben. Schwerpunkte des Museums sind das Deutsche Kaiserreich (1871–1918) und das „Dritte Reich“ (1933–1945). Die Anordnung der Themenkreise unter Einbeziehung der außerschulischen Erziehung (z.B. im Elternhaus und durch die Kirchen) verdeutlicht Ähnlichkeiten, Veränderungen und Unterschiede dieser Zeitabschnitte. Das Lohrer Schulmuseum zählt heute, auch in Bezug auf Raumgestaltung und Präsentation, national wie international zu den attraktivsten Museen seiner Art.

Die Ausstellung ist vom 4. März bis 6. August 2018 im Lohrer Schulmuseum zu besichtigen. Das Museum liegt im Ortsteil Lohr-Sendelbach und ist Mittwoch bis Sonntag und an allen gesetzlichen Feiertagen jeweils von 14 bis 16 Uhr geöffnet. Gruppen können auch nach vorheriger Absprache außerhalb der regulären

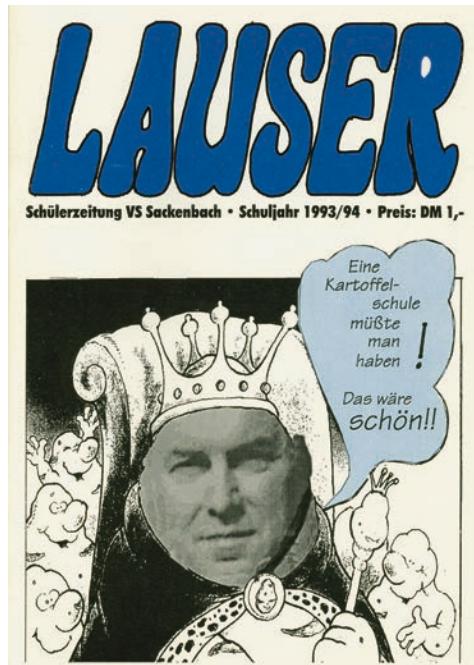


Abb. 3: Der „Kartoffelkönig“ von Sackenbach auf dem Umschlag einer Schülerzeitung.

Öffnungszeiten das Museum besuchen. (Kontakt: Eduard Stenger, Zum Sommerhof 20, 97816 Lohr a. Main; Tel.Nr. 09352/4960 oder 09359/317, E-Mail: eduard.stenger@gmx.net).

Eduard Stenger ist Rektor i.R., Gründer und Leiter des Lohrer Schulmuseums. Außerdem wirkt er auch als „Kartoffelkönig“. Damit ist er zugleich auch „König“ über den Kartoffelclub „Societas ad usum potatonis“, Bayerns „exklusivstem Klub“. Seine Anschrift lautet: Zum Sommerhof 20, 97816 Lohr a. Main, E-Mail: eduard.stenger@gmx.net.

Matthias Meyer: **Bismarckkult in Würzburg** (= Mainfränkische Hefte, Heft 110). Würzburg [Edition vulpes] 2012, ISBN 978-3-939112-82-2, 192 S., zahlr. Abb. u. Tabellen, 14,00 Euro.

Als mythischer Übervater der Nation und als identitätsstiftende Figur wurde Otto von Bismarck schon zu seinen Lebzeiten verehrt. Anlässlich seiner Entlassung 1890, seines 80. Geburtstages 1895 und nach seinem Tod entstanden im Deutschen Reich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges über 700 Bismarckdenkmäler und -türme. Mit seiner Person verknüpfte sich ein nahezu unbegrenztes Reservoir nationaler Gefühle und Projektionen, was manchen eher nüchternen Zeitgenossen zu kritischen Bemerkungen über den „genialen Kraftmeier aus dem Sachsenwald“ (Theodor Fontane) veranlasste. Als Ausdruck des Bismarckkultes wurden auch in Bayern zwischen 1877 und 1934 insgesamt 38 Denkmäler errichtet, wobei sich hier die vorwiegend protestantischen fränkischen Landesteile Bayerns und die größeren Städte hervortaten, während in den altbayerischen und katholischen Landesteilen Bayerns starke Vorbehalte gegenüber dem ehemaligen Reichskanzler blieben.

Die verschiedenen Phasen, die politische Ausformung und die unterschiedlichen Initiatoren des Bismarckkultes in Würzburg zeichnet eine quellennahe Untersuchung nach, deren Grundlage eine Auswertung von regionalen und überregionalen Zeitungen im Zeitraum von 1885 bis 1940 darstellt. Der Verfasser analysiert die Bismarckfeiern in Würzburg und zeichnet detailreich die Errichtung des Bismarckturmes 1905 (oberhalb der bekannten Weinlage Würzburger Stein) nach. Die Bismarckverehrung in Würzburg beschränkte sich nicht allein auf die protestan-

tische Minderheit, auch der katholische Bevölkerungsteil konnte sich dem Bismarckkult langfristig nicht entziehen. Mit der Vereinnahmung dieses Kultes durch die Nationalsozialisten ging auch dessen Niedergang in den 1920er Jahren einher. Darüber hinaus erwies sich die Loyalität der Würzburger Bürgerschaft zum bayerischen Königshaus als stärker, was sich im Personenkult um den Prinzregenten Luitpold manifestierte. Die mit einem reichen Quellenanhang ausgestattete Studie, die aus einer Würzburger Magisterarbeit hervorgegangen ist, hätte in sprachlich-orthographischer Hinsicht ein sorgfältigeres Lektorat verdient gehabt, stellt aber dennoch einen verdienstvollen und anregenden Beitrag zur Geschichte Würzburgs und Frankens dar.

Johannes Schellakowsky

Lothar Mayer: **Jüdische Friedhöfe in Mittel- und Oberfranken**. Petersberg [Michael Imhof Verlag] 2012, ISBN 978-3-86568-572-8, 239 S., geb., 19,95 Euro.

Zwei Jahre nach der Veröffentlichung seiner Dokumentation „Jüdische Friedhöfe in Unterfranken“ erschien im gleichen Verlag der Bildband von Lothar Mayer, der nun die jüdischen Begräbnisstätten in den beiden anderen fränkischen Bezirken zum Inhalt hat. Dadurch hat der Autor einen weiteren, wichtigen Schritt in der Dokumentation der noch vorhandenen Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Franken vollzogen.

Nach den für jeden sehr gut verständlichen Hinweisen zum Gebrauch des Buches und einer Inhaltsübersicht bedankt sich der Autor bei den Personen, die ihm bei der Konzeption der Dokumentation hilfreich zur Seite gestanden haben. Da-

ran schließt sich, wie auch beim ersten Band, ein sehr persönliches Vorwort an. Danach werden auf 211 Seiten alle 44 mittel- und oberfränkischen jüdischen Friedhöfe – von Ansbach bis Zeckern (beide in Mittelfranken) eindrucksvoll in Wort und Bild dargestellt. Bei jedem Ort weist übrigens nicht nur ein sehr gut verständlicher Text auf die Geschichte und die Besonderheiten der jeweiligen Begräbnisstätte hin; der Verfasser unternimmt zudem sehr interessante und zuweilen auch recht subjektive gedankliche Exkurse in die Geschichte, Religionsgeschichte, Philosophie, ja sogar in die gegenwärtigen politischen Ereignisse in aller Welt. Der Benutzer des Bandes wird stark beeindruckt sein von den mit großer Professionalität gefertigten Kartenskizzen der einzelnen Ortschaften, die dem Besucher das Auffinden des jeweiligen jüdischen Friedhofes erleichtern: ein schwarzer Davidstern in einem roten Ring markiert stets die exakte Lage der Begräbnisstätte.

Ganz besonders beeindruckend sind jedoch die äußerst schönen und künstlerisch wertvollen photographischen Darstellungen, mit denen Lothar Mayer jeden Friedhof reich illustriert hat. Eine gründliche Übersicht über die jüdischen Symbole und deren Bedeutung, ein umfassendes Literaturverzeichnis, ein Glossar der gebräuchlichsten hebräischen Ausdrücke, ein zum Nachdenken anregendes Nachwort „Vom guten Glauben und rechten Wissen“ sowie Karten der drei fränkischen Bezirke, in der alle jüdischen Friedhöfe zu finden sind, sowie eine Karte von Mittelfranken und eine von Oberfranken, in denen neben den jüdischen Orts- und Bezirksfriedhöfen auch die KZ-Friedhöfe, auf denen jüdische NS-Opfer bestattet wurden, verzeichnet sind, schließen diese gelungene, hochinteressante und sehr schöne Dokumentation har-

monisch ab. Nur derjenige, der sich selbst mit der Dokumentation von Zeugnissen jüdischer Vergangenheit beschäftigt hat, ist in der Lage zu ermessen, wieviel Arbeit, Ausdauer, Mühe, aber auch Liebe, Begeisterung und sogar Herzblut notwendig sind, um ein solches Werk zu konzipieren und zu realisieren.

Lothar Mayer ist es gelungen, durch diesen beeindruckenden und vor allem künstlerisch wertvollen Bildband den nicht mehr existierenden jüdischen Gemeinden in Mittel- und Oberfranken ein bleibendes Denkmal zu setzen. Dafür gebührt ihm Dank und Anerkennung all' derer, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte ihrer fränkischen Heimat – und besonders mit den jüdischen Zeugnissen in Franken – ein Herzensanliegen ist.

Israel Schwierz

Alma Hannig/Martina Winkelhofer-Thyri (Hrsg.): **Die Familie Hohenlohe. Eine europäische Dynastie im 19. und 20. Jahrhundert**. Köln–Weimar–Wien [Böhlau Verlag] 2013, ISBN 978-3-412-22201-7, 413 S., 16 s/w-Abb., 34,90 Euro.

Aufgrund der politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen und ungeachtet mancher krisenhafter Momente konnte der deutsche Adel seine wirtschaftlichen Grundlagen und Vermögensstrukturen im langen 19. Jahrhundert stabilisieren und ausbauen. Zu den elementaren Erfahrungen des Adels im 19. Jahrhundert gehörte, folgt man Heinz Reif, angesichts des stetig sinkenden Anteils an der Gesamtbevölkerung aber auch die „permanente Verschärfung seiner Minderheitenposition“ und eine sukzessiv steigende „Erosionsbelastung“ in der bürgerlichen Gesellschaft. Der biographisch konzipierte Sammelband verdeut-

licht solche Entwicklungslinien am Beispiel der Familie Hohenlohe, deren Vertreter nahezu aller Linien im 19. Jahrhundert wichtige Positionen in der Politik, Diplomatie, im Militär und im kirchlichen Bereich innehattten. Der von den Herausgeberinnen gewählte Zeitraum zwischen 1789 und 1945 unterstreicht eindrucksvoll die internationalen Beziehungen und das weitgespannte Netzwerk einer hochadeligen europäischen Dynastie, deren Anfänge zwischen Kocher, Tauber und Jagst bis ins 12. Jahrhundert zurückreichen und deren Erhebung in den Reichsfürstenstand 1744 bzw. 1764 die Grundlagen für die erfolgreiche Entwicklung im 19. Jahrhundert schufen. Damit sollte auch darauf hingewiesen werden, dass die frühneuzeitliche Familiengeschichte oder eine vergleichbare Sammlung biographischer Skizzen durchaus ein Desiderat der Forschung darstellt.

Die nach Quellenlage und Forschungsstand getroffene Auswahl umfasst prominente Vertreter wie Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819–1901), der als „*pflchtbewusster Patriot*“ (S. 77) und als „*wohltuende Ausnahmeerscheinung*“ unter den zahlreichen säbelrasselnden Zeitgenossen charakterisiert wird, oder den vielfach widersprüchlich beurteilten Obersthofmeister Constantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1828–1896), der über eine Generation lang den Wiener Hof geprägt und durch zukunftsweisende Reformen weiter entwickelt hat. Aufgrund der bis heute fehlenden Biographie wird er zu Recht als der „*große Unbekannte der franzisko-josephinischen Ära*“ bezeichnet. Eine quellennahe Studie zeichnet die militärische Karriere von Ludwig Aloys zu Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein (1765–1829) nach, der in französischen Diensten zum Exponenten der bourbonischen Restauration avancierte und über die Me-

datisierung hinaus dem Fürstenhaus in Europa Prestige verlieh. Zu den bedeutendsten, aber wenig bekannten Vertretern der Familie zählte der schlesische Magnat Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Öhringen (1848–1926), dessen Leistungen als Unternehmer dargestellt werden und dessen fast schon legendäres Vermögen ihn zu einem der reichsten Deutschen seiner Zeit machte. Die biographische Skizze über Fürst Philipp Ernst zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1853–1915), der als Sohn Chlodwigs 1896 das Amt des ersten deutschen Präsidenten eines „Kommitees für die Beteiligung Deutschlands an den Olympischen Spielen in Athen“ ausübte, stellt zugleich einen wichtigeren Beitrag zur deutschen Sportgeschichte dar. Mit Prinz Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg (1897–1968) und seinem Bruder Prinz Konstantin zu Hohenlohe-Langenburg (1893–1973) werden schließlich zwei Vertreter der jüngeren Familiengeschichte in den Blick genommen, wobei auch kritische Aspekte wie das „*Changieren zwischen Affirmation und Opposition*“ (S. 342) zum nationalsozialistischen Staat nicht ausgespart werden. Der anregende, überaus lebenswerte und in vielen Abschnitten ganz aus den Quellen gearbeitete Band sollte als ein wichtiger Beitrag zur deutschen und europäischen Adelsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts gewürdigt werden und wird sicherlich zahlreiche Impulse zu weiteren Forschungen über das Haus Hohenlohe und seine Vertreter vermitteln.

Johannes Schellakowsky

Hubert Kolling: „*Die alte Sau, die weiße Kuh, die rote lange Kuh.*“ Der Oekonom Gottfried Hofmann (1834–1923) aus Unterneuses. Hrsg. v. Bernhard Hofmann zum 125-jährigen Jubiläum seines

steinernen Hochkreuzes im Jahre 2014.
Unterneuses [Selbstverlag] 2014, ISBN
978-3-00-047663-1, 108 S., brosch., 57
s/w u. Farabb., 12,80 Euro.

Im Mittelpunkt der Veröffentlichung von Hubert Kolling steht Gottfried Hofmann (1834–1923) aus Unterneuses und sein Notizbuch, in dem der Ökonom über einen Zeitraum von 50 Jahren (von 1865 bis 1915) seine Geschäftsaktivitäten penibel festhielt. Das bei Abbrucharbeiten bereits 1974 zufällig entdeckte, aber der Öffentlichkeit lange verborgene Dokument gibt über fünf Jahrzehnte hinweg Auskunft über An- und Verkäufe von Vieh, Getreide, Holz, Steinen und Grundstücken, über erteilte Handwerkeraufträge, Kapitalverleih, Bezahlung der Mägde und Knechte sowie zum Wetter und zur Ernte.

Der durch zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen in der Region Obermain bekannte Autor, der u.a. regelmäßig Beiträge zur heimatgeschichtlichen Zeitschrift für den Landkreis Lichtenfels „Vom Main zum Jura“ beisteuert, eine eigene Schriftenreihe „Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kultur von Unterzettlitz“ begründet sowie mehrere Veröffentlichungen zur Geschichte von Bad Staffelstein vorgelegt hat, wählte als Titel ein Zitat aus dem Notizbuch, das neugierig macht und zugleich „sehr treffend ein Stück bärlicher Alltagsgeschichte des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck“ bringt, „wie wir sie heute nicht mehr kennen“ (S. 7).

Hubert Kolling wurde auf dieses äußerst seltene Dokument in Privatbesitz durch einen Nachkommen Hofmanns aufmerksam. Dies geschah anlässlich der Recherchen zu einem steinernen Hochkreuz mit Christuskorpus, für dessen ungewöhnlichen Standort der Ökonom 1889 die großflächige Rundbogennische im Giebel der

Außenwand seines Wirtschaftsgebäudes gewählt hatte.

Nach dem Vorwort gliedert sich der schmale Band in sechs Kapitel, von denen sich das erste Gottfried Hofmanns Biographie widmet. Durch die Heirat des aus Romanthal stammenden Ökonomen mit Margaretha Mahkorn aus Unterneuses im Jahre 1861 begründete er dort zugleich die „Hofmänner“, die bis dahin nicht vertreten waren. Während man den Namen heute in Romanthal vergeblich sucht, ist er in Unterneuses, das im Zuge der Gemeinde- und Gebietsreform 1972 zur Gemeinde Markt Ebensfeld kam, mit gut 25 Prozent aller Familiennamen überproportional stark vertreten.

Im Mittelpunkt des zweiten Kapitels steht das Notizbuch von Gottfried Hofmann, das Kolling systematisch auswerte. Wie sich hierbei zeigt, unterhielt Hofmann intensive Geschäftsbeziehungen sowohl auf lokaler als auch auf regionaler, gelegentlich auch überregionaler Ebene. Insbesondere beim Getreidehandel hatte er gute Kontakte zu Brauereien in Staffelstein („Zum Schwarzen Bären“, „Brauerei zum letzten Heller“, „Dampfbrauerei zum grünen Baum“), Kloster Langheim („Klosterbräu“) und Bamberg (Bamberger Malzfabrik Weyermann) sowie in die Rhön (Kloster Kreuzberg). Im Einzelnen kaufte und verkaufte er: 1. Vieh nach Bamberg (Bamberger Markt), Döringstadt, Ebensfeld, Horsdorf, Lahm, Leimertshof, Schönbrunn, Seubelsdorf, Staffelstein, Unterneuses und Wiesen; 2. Getreide nach Bamberg, Döringstadt, Ebensfeld, Ebing, Eggenbach, Grundfeld, Herreth, Klosterlangheim, Kreuzberg (Rhön), Seubelsdorf, Staffelstein und Unterneuses; 3. Holz und Eichenrinde nach Ebensfeld, Horsdorf, Kronach, Loffeld, Oberbrunn, Pferdsfeld, Staffelstein, Unterneuses und Unterzettlitz;

4. Steine nach Dittersbrunn, Staffelstein und Unterneuses. Arbeitsaufträge für Handwerker vergab er nach Breitengüßbach, Ebensfeld, Horsdorf, Mistelfeld, Oberleiterbach, Staffelstein und Unterneuses. Kapital in unterschiedlicher Höhe verlieh er an Personen aus Altenbanz, Dörringstadt, Ebensfeld, Horsdorf, Loffeld, Neudorf, Pferdsfeld, Romansthal, Schönbrunn, Staffelstein, Stublang, Unterneuses und Unterzettlitz.

Da Gottfried Hofmann sein landwirtschaftliches Anwesen (heute: Pferdsfelder Straße 1) im Laufe der Zeit umfassend veränderte, werden im dritten Kapitel Hofmanns Bauaktivitäten beleuchtet, insbesondere die Umwandlung des Gehöfts in einen Vierseithof 1886 sowie die Aufstockung des Wohnhauses und die Erbauung neuer Stallungen 1902. Zu jener Zeit war Hofmann einer von neun „Vertretern des größeren Grundbesitzes“, die aus dem Kreis der „50 höchstbesteuerten Grundbesitzer des Amtsgerichtsbezirkes Staffelstein“ für den „Distriktrat Staffelstein“ gewählt worden waren.

Im vierten Kapitel widmet sich Kolling dem 1889 errichteten steinernen Hochkreuz. Wie er aufzeigt, war für Gottfried und Margaretha Hofmann der plötzliche Tod ihres Sohnes Peter Hofmann (1894) kein Motiv für die Errichtung des Denkmals, weil es das Steinkreuz zu diesem Zeitpunkt bereits seit fünf Jahren gab.

Im fünften Kapitel richtet sich der Blick auf die Nachkommen von Margaretha und Gottfried Hofmann, die bis heute in dem Anwesen in Unterneuses leben. Besonders aufschlussreich sind Übergabeverträge, die Einblicke in die zeitgenössische soziale Absicherung einzelner Familienmitglieder gewähren. Für die in Abstimmung mit der Denkmalpflege vorbildliche Sanierung des um 1750 errichteten Bauernhauses erhiel-

ten Roswitha und Bernd Hofmann im Jahre 2003 den „Goldenen Ammoniten“, eine seit 1997 alle zwei Jahre verliehene Auszeichnung des Landratsamtes und der Sparkasse Lichtenfels für vorbildliches Bauen. Eine weitere Würdigung erfuhren sie 2008, als ihnen das „Amt für Ländliche Entwicklung Oberfranken“ (Bamberg) „für die beispielhafte Fassadensanierung ihres Vierseithofs im Rahmen der Dorferneuerung Unterneuses“ eine Urkunde überreichte. Das sechste Kapitel bildet ein Verzeichnis der benutzten Quellen und Literatur, ein Nachweis der Abbildungen und der Anmerkungsapparat.

Insgesamt betrachtet bietet das Buch tiefe Einblicke in die soziökonomischen Alltagsstrukturen, in denen Gottfried Hofmann in Unterneuses lebte und wirtschaftete. Seine Aufzeichnungen belegen, dass er seinen Ökonomiebetrieb nicht nur auf breiter Basis, sondern auch sehr erfolgreich betrieb. Dank seines wirtschaftlichen Erfolges war es ihm nicht nur möglich, seine Familie zu ernähren, sondern auch das Anwesen großzügig umzubauen. Zugleich konnte er sich bereits frühzeitig moderne landwirtschaftliche Geräte leisten; 1902 besaß er schon eine Mähdreschmaschine und eine sogenannte „Grasmaschine“.

Das wohl strukturierte, gut illustrierte Werk mit umfangreichem Anmerkungsapparat ist eine wesentliche Bereicherung der Lokalgeschichte von Unterneuses, wobei seine Bedeutung weit über die Grenzen des Dorfes hinaus und in die Region reicht. Das Büchlein verdient umso mehr Beachtung, als vergleichbare Dokumente auch überregional nur äußerst selten den Weg in kommunale oder staatliche Archive gefunden haben und daher die Zahl der edierten Aufzeichnungen aus dem bäuerlichen Bereich vergleichsweise rar ist.

Helmut Klingelhöfer

Dorothea Fastnacht: **Erlangen. Ehemaliger Stadt- und Landkreis** (= Historisches Ortsnamenbuch von Bayern. Mittelfranken, Bd. 7. Hrsg.: Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften). München [Kommission für bayerische Landesgeschichte] 2015, ISBN 978-3-7696-6869-8, 135 + 533 S., geb., 1 Faltkarte, 49,00 Euro.

Im Jahr 1002 übergab der neu gewählte König und spätere Kaiser Heinrich II. aus dem Radenzgau das Gebiet um Erlangen, Forchheim, Eggolsheim und Herzogenaurach an das Stift Haug bei Würzburg. Das Bistum Bamberg konnte er erst im Jahr 1007 stiften. Bereits 1008 gelang es, die curtis Büchenbach, 1017 Erlangen, Eggolsheim und Forchheim, 1021 auch den Königshof Herzogenaurach an das Bistum Bamberg zurückzutauschen. Nun ist ein Großteil dieses Gebiets, der ehemalige Stadt- und Landkreis Erlangen, im Ortsnamenbuch von Dr. Dorothea Fastnacht aus Marloffstein mit seiner Geschichte genauer erforscht worden. Das gewichtige Werk beschäftigt sich mit Ortschaften von Adlitz bis zur Wunderburg, natürlich mit Berücksichtigung der Städte Baiersdorf und Erlangen, aber auch mit Möhrendorf, Bubenreuth, Büchenbach, Heroldsberg, Kalchreuth und Eckental.

Jeder einzelne Ort wird mit seiner Geschichte, beginnend mit der ersten urkundlichen Erwähnung vorgestellt und die Herkunft des Namens erläutert, wozu die Autorin alle vorhandenen Quellen bis in das 13. Jahrhundert vollständig auswertete und auch die vorhandene neuere Literatur einpflegte. Denn, obwohl erst im Jahr 2002 das Erlanger Stadtlexikon erschienen war und seitdem noch weitere Literatur zu diesem Bereich herausgekommen ist, ist

das Ortsnamenlexikon sehr wichtig. Das Werk mit seinen 533 Seiten wird sicher über Generationen von grundlegender Bedeutung sein, zumal mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen aus Fastnachts Ortsnamenbuch so manche Ortsjubiläen verbunden sein werden, auch wenn manche durch sie korrigierten früheren Falschdatrierungen zur Verschiebung solcher Feiern führen dürften.

Zur Unterstreichung der Bedeutung der Ortsnamenbücher sei hier nur am Rande darauf hingewiesen, dass diese Forschungen auf die Erarbeitung der wichtigen Reihe „Historischer Atlas von Bayern“ zurückgeführt werden können, die schon im Jahr 1946 durch die Bayerische Akademie der Wissenschaften konzipiert worden war. Als Erster Band für Franken erschien im Jahr 1951 das von Hanns-Hubert Hofmann erarbeitete Werk zu Höchstadt-Herzogenaurach.

Manfred Welker

Georg Drescher: **Bilder des Glaubens in der Zeit Martin Luthers – Illustrationen und Einzelblattgraphik 1465–1565** (= Veröffentlichung des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 28, Hrsg. v. Uwe Müller, zugleich Ausstellungskatalog Museum Otto Schäfer N.F. 7, Hrsg. v. Georg Drescher). Schweinfurt 2015, ISBN 978-3-926896-33-9, 158 S., zahlr. teils farbige Abb., 18,00 Euro.

Georg Drescher versteht es, in der kurzen Einleitung den Zusammenhang zwischen der Lutherdekade (2008–2017) der Evangelischen Kirche in Deutschland (im Jahr 2015 war das Motto *Bild und Bibel*) und dem 500. Geburtstag von Lucas Cranach d.J. (1515–1586) herzustellen und darüber hinaus das Lutherjahr 2017 vorzubereiten. Luther selbst hatte wohl ein am-

bivalentes Verhältnis zur bildlichen Darstellung, denn es war die Zeit des Bildersturms; überdies wandelte sich Luthers Auffassung im Laufe der Jahre. Was bleibt, ist, dass sich das Bild dem Wort unterzuordnen habe, was die Qualität der Darstellung nur bedingt förderte und zu „nüchterner Lehrhaftigkeit“ führte.

Interessant ist, dass um 1500 eine krisengeschüttelte Umbruchszeit war, in der sich die Frömmigkeit nach festen Gnaden- und Heilsgarantien sehnte. Diese Sehnsucht bedienten wohl auch die Künstler, die vor der Reformation graphische Produkte für den alten Glauben und nach der Reformation für den alten sowie den neuen Glauben lieferten. Pikanterweise taten sie dies teilweise mit identischen Darstellungen, bei denen ggf. nur Details angepasst wurden. Die bildliche Darstellung wurde zur Propaganda, wenn z.B. der Papst als Antichrist verunglimpt wurde. Bilder zu Kindheit, Leben und Leiden Christi finden sich auch außerhalb der Bibeln.

Im Katalogteil sind den ganzseitigen hochwertigen Abbildungen der Ausstellungsexponate meist jeweils eine komplette Seite Erläuterungen beigegeben. Literaturangaben und Leihgeber ergänzen dabei den Text. Sodann folgt ein Abschnitt über Künstler und Autoren in Auswahl; das Abkürzungs- und Literaturverzeichnis schließen den Band ab.

Der Katalog erschien zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Otto Schäfer in Schweinfurt vom 27. September bis 29. November 2015. Leihgeber waren neben dem Museum selbst das Stadtarchiv Schweinfurt und die Sakristiebibliothek der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde St. Johannis in Schweinfurt. Ausgestellt wurden 76 Exponate von Jost Amman, Hans Baldung Grien, Leonhard Beck, Lucas Cranach d.Ä., Lucas Cranach d.J.,

Albrecht Dürer, Hans Holbein d.J., Hans Schäuflein, Hans Vogtherr d.Ä., Erhard Altdorfer, Georg Lemberger, Hans Sprinklee, Wolf Traut, Hans Sebald Beham, Leonhard Beck, Jörg Breu d.Ä., Urs Graf, also vielen bedeutenden Künstlern dieser Zeit. Dabei handelte es sich entweder um Illustrationen auf Einzelblättern oder aus gedruckter religiöser Kunst.

Der Band belegt wieder einmal die ungewöhnliche Breite der Buchbestände in den Schweinfurter Museen, Bibliotheken und Archiven. Bei diesen umfangreichen und wertvollen Beständen ist es ein Glücksfall, dass das Museums Otto Schäfer in eine Stiftung umgewandelt wurde und somit der Öffentlichkeit dauerhaft erhalten bleibt. Ein innenstadtnaher Standort in Räumen in der Nähe der ehemaligen Reichsvogtei im geplanten Kulturforum Martin-Luther-Platz wäre denkbar, denn dann wären alle drei Leihgeber rund um die St. Johanniskirche, also der Schweinfurter Stadtpfarrkirche, in unmittelbarer Nachbarschaft konzentriert, was ideale Voraussetzungen für weitere spannende Präsentationen darstellte.

Für die Qualität des Katalogs bürgen mit Georg Drescher und Karl-Heinz Weppert zwei jahrzehntelang bewährte Experten, und den Druck besorgte Bonitas print (Würzburg). Das Ergebnis ist ein weiteres Schmuckstück in der Reihe der Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt.

Thomas Voit

Thomas Heiler/Udo Lange/Gregor K. Stasch/Frank Verse (Hrsg.): **Die Rhön. Geschichte einer Landschaft.** Katalog (Vonderau Museum Fulda – Kataloge, Bd. 40). Petersberg [Michael Imhof Verlag] 2015, ISBN 978-3-7319-0272-0, 256 S., 319 Farabb., 24,95 Euro.

Thomas Heiler/Udo Lange/Gregor K. Stasch/Frank Verse (Hrsg.): **Die Rhön. Geschichte einer Landschaft** (Vonderau Museum Fulda – Kataloge, Bd. 41). Petersberg [Michael Imhof Verlag] 2015, ISBN 978-3-7319-0256-0, 320 S., 161 Farabb., 29,95 Euro.

Die erste naturhistorische „Beschreibung des hohen Rhöngebirges“ durch den Fuldaer Obermedizinalrat Dr. Joseph Schneider (1777–1854) aus dem Jahre 1816 bildet bis heute den publizistischen Auftakt der seitdem geradezu inflationär angewachsenen Literatur über das „Land der offenen Fernen“, dessen faszinierende Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit als Natur- und Kulturlandschaft zahlreiche Gäste und Touristen anzieht und das 1991 ungeachtet der politischen Aufteilung auf drei Bundesländer zum UNESCO-Biosphärenreservat erklärt wurde. Das interdisziplinär angelegte und mit großem Engagement im Vonderau Museum Fulda realisierte Ausstellungsprojekt „Die Rhön – Geschichte einer Landschaft“, das sich im Jahre 2015 einer großen Resonanz erfreute und bis zum Frühjahr 2016 verlängert wurde, beleuchtete das markante Mittelgebirge aus unterschiedlichen Perspektiven und zeichnete die Entstehung und Entwicklung der Natur- und Kulturlandschaft anhand ausgewählter Exponate nach.

Der begleitende Katalog verdichtet in einführenden Beiträgen und anhand zahlreicher Abbildungen die einzelnen Etappen der Ausstellung. Dabei reicht das Spektrum von den geographischen und naturkundlichen Grundlagen über die vor- und frühgeschichtliche Archäologie bis hin zur historischen Entwicklung der Rhön vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Seit dem 16. Jahrhundert finden sich Dar-

stellungen des Rhöngebirges in kartographischen Werken und seit dem 18. Jahrhundert auch in der bildenden Kunst, was in einem zusammenfassenden Beitrag von Gregor Stasch gewürdigt wird. Als ein deutsches Mittelgebirge mit „*außergewöhnlichem geographischem Profil*“ beschreibt der einführende Aufsatz von Udo Lange die Rhön, wobei auf die geologischen und klimatischen Voraussetzungen und die Besonderheiten von Flora und Fauna eingegangen wird. Dies wird in weiteren, teilweise auf aktuellen Forschungsergebnissen beruhenden Beiträgen vertieft. Die vor- und frühgeschichtliche, aber auch die mittelalterliche Besiedlung der Rhön wird anhand zahlreicher Abbildungen von Fundstücken sehr anschaulich und realistisch dargestellt. Mit der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Erschließung des Raumes beschäftigt sich der Beitrag von Thomas Heiler, der zugleich die Federführung des Kuratoren-Teams hatte. In diesem Zusammenhang sollte auch die Konzeption der Ausstellung entlang der aktuellen Diskussionen der interdisziplinären Landschaftsforschung hervorgehoben werden. Auf diese Weise wurden geologische Prozesse, klimatische Einflüsse sowie der prägende Einfluss von Menschen und Tieren auf eine einzelne Region anschaulich und in ihren Wechselwirkungen berücksichtigt.

Mit der Geschichte der Rhön als Natur- und Kulturlandschaft beschäftigt sich auch der begleitende Sammelband, der die Ergebnisse einer vorbereitenden wissenschaftlichen Tagung in Fulda aus dem Jahr 2014 zusammenfasst. Die intensive Berücksichtigung und Einbeziehung aktueller Forschungsergebnisse hat so die Grundlagen für einen umfassenden Blick auf die Rhön geschaffen, der gerade die langfristigen Perspektiven in den Blick

nimmt. Das vielfach beachtete Ausstellungsprojekt und die ansprechend gestalteten Begleitbände bieten erstmals einen umfangreichen Überblick über die Landschaftsgeschichte der Rhön und sollten in vielerlei Hinsicht als eine Neuvermessung einer der großartigsten Natur- und Kulturlandschaften Deutschlands gewürdigt werden.

Johannes Schellakowsky

Heike K. Ewald/Sylvia Schaub: **Nürnberg & Erlangen mit Kindern. Die 300 besten Ideen für alle, die Mittelfranken erlebnisreich entdecken wollen.** Frankfurt a.M. [Peter Meyer Verlag] 2015, ISBN 978-3-89859-447-9, 249 S., zahlr. Abb. u. Karten, 16 Euro.

Die fränkische Heimat bietet viel im Bereich Freizeit und Erholung. Gerade für Familien gibt es eine nahezu unbegrenzte Fülle an Möglichkeiten zu Ausflügen und anderen Aktivitäten. Wie kann man rasch Passendes finden, das sich leicht und spannend mit Kindern realisieren lässt? Da kommt dieser kleine Familien-Freizeitführer gerade recht. Darin wird der Großraum um Nürnberg unter die familienfreundliche Lupe genommen: vom Krenland südlich von Forchheim bis nach Schwabach, von der Gegend um Lauf bis zum Aischgrund.

Vorgestellt werden pfiffige und preiswerte Ideen zu Ausflügen und Freizeitgestaltung für die ganze Familie: von kleinen oder ausgedehnten Spaziergängen und Fahrradausflügen bis zu fesselnden Entdeckungstouren, vom Erleben der Natur und Umwelt bis zum Erkunden der Orte

mit ihren historischen und technischen Sehenswürdigkeiten, von den auch für Kinder interessanten kulturellen und touristischen Veranstaltungen bis hin zu den abwechslungsreichen Ferienprogrammen. Damit bietet das Büchlein eine Menge an Ideen für Aktivitäten bei jedem Wetter und für jedes Alter, für Freizeitgestaltung im Alltag oder beim Urlaub auf dem Lande. Viele Tipps und Adressen zu allem, was kleine und große Kinder begeistert und ihren verschiedensten Bedürfnissen entgegen kommt. Zugleich beweist dieser Führer, dass Ferien am Ort, in der Stadt alles andere als langweilig sein müssen und selbst schlechtes Wetter kein Problem bedeutet.

Das handliche kleine Büchlein wurde regional und thematisch übersichtlich aufgebaut. Gegliedert ist es in die acht Gebiete Baiersdorf und der Norden, Erlangen, Herzogenaurach, Fürth-Stein, Nürnberg Sport & Natur, Nürnberg Wissen & Kultur, Lauf & Umgebung sowie Schwabach & Umgebung. Für jedes dieser Gebiete werden die gleichen Themenbereiche vorgestellt: Badevergnügen – sportliche Angebote vom Wandern und Radeln bis zum Reiten und Klettern – Natur und Umwelt erleben – kulturelle Angebote und Aktionen für Kinder – Feste, Veranstaltungen und Ferienprogramme. Hinzu kommen zwei Kapitel „Orte, Info & Verkehr“ sowie „Ferienadressen & Karten“ mit zahlreichen Hinweisen auch zu Öffnungszeiten, Unterkünften, Preisen, Anfahrtsmöglichkeiten und öffentlichen Verkehrsmitteln. Insgesamt eine Fülle an Informationen, die das Planen und die Ausflüge erleichtern.

Alexander von Papp



**Mainschifffahrt am Freitag, 8. Juni 2018,
von Würzburg nach Ochsenfurt mit
Zwischenhalt in Eibelstadt**

Kennen Sie Würzburgs Stadtbild vom Main aus, den Archivturm oder die Kreuzkapelle in Eibelstadt? All dies und noch mehr sehen Sie auf unserer Mainschifffahrt am 8. Juni 2018, wenn wir mit der „Alten Liebe“ von Würzburg nach Ochsenfurt fahren und unterwegs in Eibelstadt Zwischenhalt machen. Dort werden wir unter den Klängen der Blaskapelle des Main-Franken-Kreises zum Rathausplatz ziehen, wo uns der Bürgermeister und der örtliche Weinbauverein mit Rebensaft begrüßen werden. Nach der Begrüßung bieten Mitglieder des Heimatvereins Eibelstadt verschiedene Führungen an. In Ochsenfurt, dem





Photos: Michael Sauter, Dr. Franz Schicklberger.



diesjährigen Zielort, angekommen, haben Sie die Gelegenheit, vom früheren Bürgermeister profund mit der Geschichte und den Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt gemacht zu werden. Seine Führung endet am Bahnhof, von wo aus Sie per Bahn oder Bus die Heimreise antreten können – wenn Sie nicht auf dem Schiff geblieben sind, um auf der „Alten Liebe“ wieder nach Würzburg zurückzufahren.

9.30 Uhr (!): Abfahrt des Schiffes in Würzburg an der Schiffsanlegestelle Alter Kranen

an Bord Vorträge über das Würzburger Stadtbild, die Schleuse, das Flößerhandwerk und über besondere Ausblicke am Main

Mittagessen an Bord (s. Anmeldebogen auf der Rückseite dieses Heftes)

gegen 12.30 Uhr: Anlegen in Eibelstadt, Weinverkostung vor dem Rathaus, verschiedene Führungen und abschließend gemeinsame Besichtigung der Stadtpfarrkirche mit Orgelbegleitung (s. Anmeldebogen auf der Rückseite dieses Heftes)

ca. 15.30 Uhr: Weiterfahrt nach Ochsenfurt

ca. 16.30 Uhr: Ankunft in Ochsenfurt

Hier haben Sie die Alternative:

- Stadtführung durch Ochsenfurt, die gegen 17.30 Uhr am Bahnhof für eine individuelle Rückfahrt mit Bahn oder Bus endet

oder

- Rückfahrt mit dem Schiff; Ankunft in Würzburg ca. 19.00/19.30 Uhr. (Rückfahrt ohne weitere Kosten, Angebot des Kapitäns)

Teilnahmegebühr (Schifffahrt, Weinverkostung, Besichtigungen und Führungen): für Mitglieder im FRANKENBUND pro Person: 30 €, für Nichtmitglieder im FRANKENBUND: 35 € pro Person. Im Preis nicht inbegriffen ist die Verpflegung an Bord. Ein Bustransfer entfällt in diesem Jahr, weil Würzburg mit öffentlichen Nahverkehrsmitteln (Bus und Bahn) von Ochsenfurt aus gut zu erreichen ist.

Den Anmeldebogen für diese Fahrt finden Sie auf der Rückseite dieses *FRANKENLAND*-Heftes. Gäste sind herzlich willkommen!

Änderungen vorbehalten; Veranstaltung leider nicht durchgängig behindertengerecht.

Weitere detaillierte Infos zur Fahrt finden Sie auf unserer Homepage unter: www.frankenbund.de in der Rubrik: Aktuelles – Mitteilungen – Programm.

Orgelwanderung – eine neue Veranstaltungsreihe des FRANKENBUNDES

Erstmals veranstaltete der FRANKENBUND am 16. September 2017 eine Orgelwanderung. Sie führte von Scheßlitz über die Giechburg zum Gügel. Auf dem Weg dorthin gab Herr Arno Leicht, Professor an der Musikhochschule in Nürnberg, eine Einführung in die Geschichte der Orgel. Auf dem Gügel stellte er in der Wallfahrtskirche St. Pankratius die frisch renovierte Orgel aus dem 18. Jahrhundert vor. Danach zog er in einer Improvisation alle Register und zeigte die Bandbreite dieses wohlklingenden Instrumentes. Zum Abschluss erklang in der Kirche ein fränkisches Marienlied und selbstverständlich das Frankenlied.

Damit nicht genug, auch die Geschichte der besuchten Orte kam nicht zu kurz: Zu Beginn der Wanderung hatte uns der frühere Bürgermeister Herr Franz Zenk in den Rathaussaal von Scheßlitz eingeladen, um uns kurzweilig Einblicke in die Stadtgeschichte zu geben. Auf dem Gügel wurden wir vom Messner Herrn Anton Heinert in Empfang genommen, der uns die Kirche, ihre Ausstattung und Geschichte nahebrachte. Ferner führte er uns zu dem ver-



Photos: Dr. Axel von Erffa, Holger Dremel, wikipedia.

steckt liegenden Judenfriedhof in der Nähe von Zeckendorf, den wir uns wegen der Sabbatruhe nur von außen anschauten.

Ermöglicht hat diese Orgelwanderung die Familie Dremel. Herr Holger Dremel, der 2. Bürgermeister der Stadt Scheßlitz, hat dem FRANKENBUND die notwendigen Kontakte hergestellt und zusammen mit seinem Vater, Herrn Karl Dremel, den Wanderweg ausgesucht und uns begleitet. Allen Beteiligten ein herzliches Dankeschön!

Da die Wanderung bei den Teilnehmern sehr gut angekommen ist, soll dieses Veranstaltungsformat auch in diesem Jahr angeboten werden. Geplant ist am **23. Juni 2018 eine Orgelwanderung von der Urpharer Jakobskirche zur Klosterkirche in Bronnbach**. Dankenswerterweise hat Herr Leicht wieder seine Teilnahme zugesagt! Weitere Informationen finden Sie demnächst auf unserer Homepage.

Neuer Termin: 22. September 2018 für den 7. Fränkischen Thementag rund um Fränkische Dialekte

Der Fränkische Thementag ist auf **Samstag, 22. September 2018**, verlegt worden. In Zusammenarbeit mit dem „Verein zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes e. V.“ wird der Thementag wieder mit einem vielfältigen Programm aufwarten. Frau Dr. Monika Fritz-Scheuplein vom „Unterfränkischen Dialektinstitut“, die die Tagung des FRANKENBUNDES wissenschaftlich begleitet, hat namhafte Referenten gewinnen können, die u.a. über das Internetangebot zum Thema Dialekt, über Regionalität und Sprache und das Fränkische Wörterbuch informieren – und damit gesamtfränkische Themen zum Dialekt behandeln. Selbstverständlich kommt auch der gesprochene Dialekt nicht zu kurz; denn zu den Vorträgen gibt es wieder ein buntes Rahmenprogramm, aus dem sich die Teilnehmer ihr Programm selbst zusammenstellen können.

Nähere Informationen finden Sie demnächst auf unserer Homepage unter: www.frankenbund.de in der Rubrik: Aktuelles und im nächsten *FRANKENLAND*-Heft.

Geschichte

Hartmut Schötz

Rügland und sein immigrierter Türke 75

Alexander Biernoth

Zum 450. Todesjahr von Albrecht von Preußen (1490–1568) 77

Alexander von Papp:

Der Graf aus Sommerhausen im Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner 80

Manfred Welker

Heimatvertriebene im Landkreis Höchstadt a.d. Aisch: Eine Chronik der ersten Nachkriegsjahre 84

Kunst

Kai Artinger

Handzeichnung und Holocaust. Die Bücher- und Kunstsammlung der Ansbacher Kauffrau Regina Weiss 92

Kultur

Rudolf Himpzl

Ein „National Trust“ für Bayern als ganz besondere Geburtstagsaktion 113

Aktuelles

Frank Matthias Kammel

Die Kreuzwegstationen von Adam Kraft im Germanischen Nationalmuseum. Restaurierung mit neuen Erkenntnissen 118

Bücher zu fränkischen Themen 121

Frankenbund intern

Unser Erster Bundesvorsitzender Herr Dr. Paul Beinhofer wurde 65 Jahre alt! 135

Alexander Biernoth

Aktivitäten zum Tag der Franken in Ansbach 135

Siegfried Stengel

Burgen-Schlösser-Dynastien: Die Hohenzollern in Franken. 2. Oberfränkische Regionalfahrt am 15. September 2018. Von schwäbischen Ministerialen zu Burggrafen in Nürnberg, Markgrafen, Kurfürsten, Königen und deutschen Kaisern (nebst Anmeldebogen in der Heftmitte) 137

7. Fränkischer Thementag 2018: Fränkische Dialekte am 22. September 2018 in Arnstein/Unterfranken (nebst Anmeldebogen in der Heftmitte) 138

Programm des 7. Thementags in Arnstein 140

Achtung Adressenänderung! 117

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Dr. Kai Artinger	Kunsthistoriker, Provenienzforscher für das Kunstmuseum Stuttgart Ferdinandstraße 24, 12209 Berlin k.artinger@gmx.de
Dipl.-Ing. Gottfried Berger,	StD a.D., Architekt Hüttenweg 14, 97080 Würzburg gk.berger@gmx.de
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach biernoth@ansbach.org
Dr. des. Rudolf Himpel	Projektleiter/Geschäftsführer Kulturerbe Bayern e.V. Ludwigstraße 23/Rgb., 80539 München rudolf.himpel@kulturerbebayern.de
Dr. Frank Matthias Kammel	Germanisches Nationalmuseum Leitender Museumsdirektor, Stellvertreter des Generaldirektors, Leiter der Skulpturensammlung und der Sammlung Historische Bauteile Kartäusergasse 1, 90402 Nürnberg f.m.kammel@gmx.de
Dr. Peter Kolb	Ltd. Regierungsdirektor i.R. Felix-Dahn-Straße 6, 97072 Würzburg peterkolb@kolb-architektur.de
Dr. Alexander von Papp	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Dr. Frank Piontek	Kulturpublizist Leuschnerstraße 13, 95447 Bayreuth drpiopiontek@gmx.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Regierungsdirektor Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Hartmut Schötz	Stadtheimatpfleger der Stadt Ansbach Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach haschoetz@googlemail.com
Dr. Gerhard Simon	Studiendirektor Josef-Rau-Straße 7, 77716 Haslach im Kinzigtal simongerhard@hotmail.com
Siegfried Stengel	Stellvertr. Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES Finkenweg 12, 96135 Stegaurach stengel-stegaurach@t-online.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de
Dr. Manfred Welker	Kreisheimatpfleger Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach ManfredWelker@web.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Hartmut Schötz

Rügland und sein immigrierter Türke¹

Der kleine Ort Rügland bei Ansbach ist vor allem wegen seines Schlosses derer von Crailsheim, das eines der wenigen Wasserschlösser Mittelfrankens ist, bekannt. Wie kam nun im 17. Jahrhundert ein Türke ins fränkische Hinterland?



Abb. 1: Rügland aus der Luft in den 1950er Jahren.

Wenn man heute das schriftliche Material aus den Kirchenbüchern durchblättert, bekommt man ein Bild der deutschen Bevölkerungsgeschichte. Es gibt also schon seit hunderten von Jahren eine Immigrationsgeschichte, die heute fortgeschrieben wird. Es finden sich quasi Fragmente der Lebensläufe von Menschen, die nach Deutschland ‚einwanderten‘ und ihr Leben hier ‚fortsetzten‘. Ein Beispiel hierfür war auch Carl Ossmann (oder Ossmann) aus Kontantinopel, der 1655 geboren und vor Belgrad 1688 gefangen genommen wurde. Getauft zu Rügland 1727, starb er 1735 im Alter von 80 Jahren.

Rügland

Etwa 20 Kilometer nördlich von Ansbach, dem Regierungssitz Mittelfrankens, befindet sich Rügland. Dieses Dorf mit den Ortsteilen Lindach und Rosenberg zählt heute rund 670 Einwohner und erhielt 1989 sein Wappen. Dieses zeigt im silbernen Feld ein rotes Zinnenschildhaupt, das wohl auf die Ruine Rosenberg anspielt, und den kleinen Wappenschild der Familie von Crailsheim (ein goldenen Querbalken auf Schwarz), der seitlich

von zwei Hirschgeweihstangen begleitet ist. Die markanteste Persönlichkeit dieser Gemeinde dürfte Dr. Krafft Graf von Crailsheim (1841–1926) gewesen sein, der als bayerischer Ministerpräsident, Bevollmächtigter zum Bundesrat und königlicher Kämmerer 23 Jahre im Dienste des Münchner Hofes stand.

Wechselnde Besitzer

1137 wurde Rügland erstmals urkundlich erwähnt. 1299 taucht es als „Rugelandnuot“, als „Siedlung bei den Streitäckern“ erneut auf, woraus im 17. Jahrhundert „Wüstenrügling“ und „Wustenrugla“ wurde. Hatte Berta von Wielandsheim im Jahr der Erstnennung das Besitzrecht am Ort, so gehörte 1168 das Dorf dann dem Ansbacher Gumbertusstift. Seit 1298 hatten die Herren von Vestenberg den Besitz inne. Sie verkauften ihn schließlich 1584 an Ernst von Crailsheim. Die dortige Burg wurde im Bauernkrieg 1525 zerstört. 1486 begann man mit dem Bau der hl. Margarethenkirche, deren Turm erst



Abb. 2: Der „Rügländer Türke“ Carl Osmann. Gemälde wohl aus der Werkstatt des Ansbacher Hofmalers J.L. Schneider.

Photo: Hartmut Schötz.

1605 fertiggestellt wurde. Im April 1714 wurde der Bau des Mittel- und Südflügels des „Neuen Schlosses“ nach Plänen des Freiherrn Karl Friedrich von Zocha² in Angriff genommen. Die letzte Außen- und Innenrenovierung des Anwesens, das eines der wenigen Wasserschlösser Mittelfrankens ist, wurde 1983 abgeschlossen.

Osmann: Ein getaufter Türke

Hannibal von Crailsheim (1657–1744) brachte, wie erwähnt, 1688 zwei in der Schlacht vor Belgrad gefangene Türken

nach Rügland mit, von denen einer mit Namen Mustapha ihm das Leben gerettet haben soll. Markgraf Carl Wilhelm Friedrich von Ansbach (1723–1757), der „Wilde Markgraf“, hatte bei der Taufe Carl Osmanns 1727 die Patenschaft übernommen, was auch Osmanns Vorname deutlich macht. Dieser stiftete der Kirche in Rügland 1734 aus seinen Ersparnissen zwei silberne Leuchter. Gewitzt war er auch noch: Da er in seinem Testament jedem, der an seiner Beerdigung teilnehmen würde, fünf Kreuzer als Geschenk versprochen hatte, sollen ihm schließlich 925 Leute das letzte Geleit gegeben haben.

Hartmut Schötz begann nach seiner Bundeswehrzeit seine Tätigkeit 1981 beim Bezirk Mittelfranken. 1986 wurde er Mitarbeiter des damaligen Bezirksheimatpflegers Dr. Kurt Töpner, mit dem er auch von 1989 bis 2003 die jährlich erschienenen Begleitbände zu den Denkmalprämierungen des Bezirks Mittelfranken zusammenstellte. Seit 1981 schreibt er heimatgeschichtliche Beiträge für die „Fränkische Landeszeitung“, das „Frankenland“ sowie weitere Organe. Über die jüngere Geschichte seiner Heimatstadt Ansbach erschienen zahlreiche Veröffentlichungen. Seit 2017 ist er auch Ansbachs Stadtheimatpfleger. Seine Anschrift lautet: Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach, E-Mail: haschoetz@googlemail.com.

Anmerkungen:

1 S. <http://www.ruegland.de/Gemeinde/Chroniken/Chronik-Ruegland.html> (Aufruf am 23.09. 2015).

2 Freiherr Johann Wilhelm von Zocha war Hofbaumeister von 1715 bis zu seinem Tod 1719. Danach folgte ihm sein Bruder Karl Friedrich von 1719 bis 1731 in diesem Amt nach.

Zum 450. Todesjahr von Albrecht von Preußen (1490–1568)

Vor 450 Jahren starb der in Ansbach geborene letzte vorreformatorische Hochmeister des Deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg. Er verwandelte den Ordensstaat in Preußen in ein weltliches Herzogtum unter seiner Regierung und legte damit letztlich den Grundstein für den Aufstieg der Hohenzollern bis hin zur königlichen Würde. Dies ist Grund genug, hier einen kurzen Blick auf diese bemerkenswerte Persönlichkeit und seine Leistungen zu werfen.

„wirklich großen Sohn der Stadt Ansbach“ handele.

Albrecht von Brandenburg-Ansbach (1490–1568) stieg zu einer der bedeutendsten politischen Führungsfiguren des 16. Jahrhunderts auf und erhielt in der Zeit seiner Regentschaft seinem Land den Frieden. Auch kann man im von Religionswirren zerrissenen Römisch-Deutschen Reich des 16. Jahrhunderts in ihm eine wichtige, völkerverbindende Persönlichkeit zwischen Polen und Deutschen erkennen.

„Was mein Gott will, gescheh' allzeit, sein Will, der ist der beste...“ – Jeder evangelische Christ wird wohl dieses bekannte Kirchenlied, das im evangelischen Gesangbuch unter der Nummer 364 zu finden ist, schon einmal gesungen haben. Den Dichter der Zeilen, die um 1547 entstanden sind, wird heute aber wohl kaum einer mehr kennen: Albrecht von Preußen, der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens, dessen Todesjahr sich heuer zum 450. Male jährt. In Ansbach könnte man sich seiner vielleicht eher erinnern, wurde diesem berühmten Sohn des Markgrafen Friedrich d.Ä. und der polnischen Königin Sophia doch im Frühjahr 2016 in der Reitbahn ein Denkmal gesetzt. Das Monument wurde nach dem Entwurf des Berchtesgadener Künstlers Friedrich Schelle (* 1949) geschaffen. Bei der Einweihung des Denkmals hob Bayerns Innenminister Joachim Herrmann damals ausdrücklich hervor, dass es sich bei Albrecht um einem



Abb. 1: Das Denkmal für Albrecht von Preußen in Ansbach.
Photo: Alexander Biernoth.



Abb. 2: Detail des Albrecht-Denkmales auf der Reitbahn in Ansbach.

Photo: Alexander Biernoth.

Albrecht wurde am 17. Mai 1490 in Ansbach als jüngster Sohn des Markgrafen Friedrich d.Ä. und der polnischen Königstochter Sophia geboren. Bereits im Alter von 20 Jahren wählte man ihn im Februar 1511 zum Hochmeister des Deutschen Ordens, obwohl er noch gar kein Bruder des Ordens war. Durch seine Verwandtschaft mit dem polnischen Königs- haus sollte er den Orden und das Ordensland gegen die polnischen Ansprüche aus dem „Thorner Frieden“ von 1466 sichern. Trotzdem kam es 1519 zum Krieg mit Polen, der 1521 mit einem vierjährigen Waffenstillstand ebenfalls in Thorn beendet wurde. Albrecht hielt sich von 1522 bis 1525 vorwiegend in Nürnberg und

Umgebung auf, um für den Deutschen Orden Hilfe und Verbündete im Reich zu suchen. In Nürnberg hatte er auch mit der Reformation, besonders mit dem wortgewaltigen Prediger Andreas Osiander, engen Kontakt. Selbst zum Reformator Martin Luther nahm er damals Kontakt auf. Dieser war es, der Albrecht riet, das Deutschordensland in ein weltliches Herzogtum umzuwandeln. In erster Linie aus politischen, nicht aus religiösen Motiven, folgte Albrecht diesem Rat.

Im April 1525 nahm er vom polnischen König Sigismund in Krakau Preußen als erbliches Herzogtum zu Lehen. Ob das Ordensland vor 1525 zum Heiligen Römischen Reich zählte, ist unter Historikern umstritten. Jedenfalls schied das Land mit der Übernahme der Vasallität zu Polen definitiv aus dem Verband des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation aus. Im ehemaligen Deutschordensland wurde die Reformation eingeführt. Damit schuf Albrecht das erste von Beginn an evangelische Herzogtum in Mitteleuropa.

1544 rief Albrecht dann die nach ihm benannte Universität „Albertina“ in Königsberg ins Leben. Seit 1945 trägt sie den Namen von Immanuel Kant. Diese Universitätsgründung kann man als **die** herausragende kulturelle Leistung Albrechts bezeichnen, die er ausdrücklich auch den Nachbarvölkern, insbesondere Polen und Litauen, widmete. Damit machte Albrecht von Anfang an deutlich, dass die Hochschule ein grenzüberschreitendes und völkerverbindendes Symbol sein sollte.

Herzog Albrecht zog eine Vielzahl fränkischer Geistlicher, darunter 1549 auch Osiander selbst, sowie Gelehrte, Künstler und Handwerker ins Land östlich der Weichsel und schuf so ein dichtes Netz lebendiger Beziehungen zwischen Preußen und seiner fränkischen Heimat, besonders

zur Reichsstadt Nürnberg, der er sich besonders verbunden fühlte. Nach Albrechts Tod folgte sein zunächst noch unmündiger, später geisteskranker Sohn Albrecht Friedrich (1553–1618) unter der Vormundschaft Georg Friedrichs von Brandenburg-Ansbach in der Regierung des Herzogtums nach. Letzterer wurde als Kurator 1578 vom polnischen König Stephan offiziell mit dem Herzogtum belehnt.

Nach Georg Friedrichs Tod (1603) kam die Regentschaft über das Land an die brandenburgische Kurlinie der Hohenzollern. Mit dem Tod des regierungsunfähigen Albrecht Friedrich fiel schließlich Preußen 1618 ganz an die Brandenburger Linie der Familie, die später das ehemalige Deutschordensland in ein Königtum umwandelte und den Titel „König in Preußen“ führte. Diese Umwandlung in ein Königtum konnte nur mit kaiserlicher Anerkennung erfolgen, und weil Preußen außerhalb des Reiches gelegen war. So blieben die Brandenburger trotz des neuen hohen Titels weiterhin Reichsfürsten und wie alle ihre Amtsbrüder dem Kaiser untertan.

Mit diesem kleinen Beitrag und mit dem Ansbacher Denkmal soll die Erinnerung nicht nur an einen Sohn Ansbachs und einen besonderen Landesfürsten wachge-

halten, sondern auch ein Brückenbauer zwischen Polen, dem Baltikum, Russland und Deutschland geehrt werden. Albrecht steht aber auch für die Epoche der Renaissance mit ihren die Welt verändernden Umbrüchen und vielfältigen Entwicklungsmöglichkeiten. Vor diesem Hintergrund konnte der Historiker Professor Dr. Jacek Wijaczka von der Universität Thorn in Polen der Meinung Ausdruck verleihen, dass, wenn sich der polnische König Sigismund der Alte entschieden hätte, seinem Neffen Albrecht eine seiner Töchter zu Frau zu geben, das Schicksal Polens, Preußens und Europas „vielleicht ganz anders, vermutlicher friedlicher, [hätte] verlaufen können“.

Alexander Biernoth, geboren 1970 in Ansbach, nach Abitur und Zivildienst Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde für das Lehramt an Gymnasien in Erlangen. Seit dem Referendariat als Lehrer in Ansbach tätig. Seit 2002 stellvertretender Vorsitzender und seit 2006 Vorsitzender der Gruppe Ansbach im Frankenbund. Seine Anschrift lautet: Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach, E-Mail: biernoth@ansbach.org.



Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Der Graf aus Sommerhausen im Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner

Franken ist über viele Orte, Persönlichkeiten und historische Vorgänge mit der Geschichte der Vereinigten Staaten verbunden. Das gilt nicht zuletzt für die Weinbaugemeinde Sommerhausen. Deren Bürger Franz Daniel Pastorius gründete bekanntermaßen 1683 die erste deutsche Ansiedlung, Germantown bei Philadelphia.¹ Hundert Jahre später nahm ein anderer Sommerhäuser, Graf von Rechteren-Limpurg, auf amerikanischer Seite an der letzten Phase des Unabhängigkeitskrieges teil, insbesondere an der entscheidenden Schlacht von Yorktown 1781, und er hat seine Erlebnisse in einem Tagebuch aufgezeichnet. Das ist ein bisher kaum bekannter Aspekt der fränkischen Geschichte, den die Mainfränkischen Hefte mit ihrem Heft 115 breiter bekannt machen wollen.²



Abb.: *Graf Friedrich Reinhard von Rechteren-Limpurg (1751–1842)*.

Das Geschlecht der Rechteren stammt ursprünglich aus den Niederlanden (Geldern). Durch Heiraten, zum Beispiel ins Geschlecht der Schenken von Limpurg,³ sowie durch Erbschaften gewannen sie regionale Herrschaften in Schwaben und Franken (Rechteren-Limpurg-Speckfeld), unter anderem die Herrschaft über Sommerhausen, die auch Winterhausen, Lindelbach, Gollhofen und Markt Einersheim umfasste.

Der Graf

Der Held des Buches, Graf Friedrich Reinhard von Rechteren-Limpurg, 1751 in den Niederlanden geboren, erlebte seine ersten

Lebensjahre am Stammsitz der Familie in Sommerhausen. Als junger Mann wollte er Seeoffizier werden. Ab 1770 bereiste er zwei Jahre lang als Seekadett mit einer niederländischen Flotte das Mittelmeer. Das schildert er im ersten Teil des Tagebuchs sehr lebendig und mit vielen Details über den Verlauf der Reise, über die Begegnungen mit anderen Schiffen, die Küstenpartien, die angelaufenen Häfen sowie über gesellschaftliche Unternehmungen. Kaum etwas sagt er zum Leben an Bord. In den Jahren danach unternahm er zahlreiche Versuche, eine Offiziersstelle in einer europäischen Armee zu bekommen, was ihn schließlich 1780 in das deutsche Regiment „Royal Deux-Ponts“ (Zweibrücken) der

französischen Armee und gleich (bis 1781) zum militärischen Einsatz in Amerika führte. Darüber berichtet er im zweiten Teil seines Tagebuchs.

Nach der Rückkehr aus Amerika ließ sich Rechteren in Sommerhausen nieder. Über die nachfolgenden Jahre, sein Wirken als Landesherr, die Mediatisierung dieser Herrschaft durch das neue Königreich Bayern (einschließlich seines Protests gegen die Annexion 1803) und seine anschließende Zeit als angesehener Reichsrat der Krone Bayern informiert in diesem Buch sehr anschaulich und aufschlussreich die ausführliche Einleitung von Hans-Peter Baum.

Die Kämpfe in Amerika

Dass deutsche Soldaten, auch aus Franken, zu Tausenden zwangsweise in der englischen Armee gegen die aufständischen Amerikaner kämpften, ist vielfach beschrieben worden. Sie waren 1777 von ihren Landesfürsten, z.B. von Hessen-Kassel, Hessen-Hanau, Braunschweig, Waldeck oder Ansbach-Bayreuth, an England vermietet worden. Die fränkischen Söldner wurden in Ansbach zusammengefasst und nach langen Fußmärschen in Ochsenfurt eingeschifft.⁴

Weniger bekannt ist, dass deutsche Soldaten auch die amerikanische Seite unterstützten: zum einen ausgewanderte Deutsche, u.a. in der Division Steuben, sowie viele deutsche Söldner in der französischen Armee, die Frankreich – gegen England – nach Amerika entsandte. Insbesondere im Regiment „Royal Deux-Ponts“ waren hauptsächlich Deutsche rekrutiert, die dann bei der entscheidenden Schlacht von Yorktown 1781 wesentlich zum Sieg der Amerikaner beitrugen.

In diesem Regiment diente Rechteren

im engeren Offiziersstab des Kommandeurs Oberst Wilhelm von Zweibrücken. In seinem Tagebuch notierte er zunächst die schwierige Schiffsreise nach Amerika und dort sodann viele Fakten über die Truppenbewegungen, militärischen Vorgänge und Kämpfe auf dem Marsch von New York bis Philadelphia und schließlich weiter nach Yorktown. Dabei fällt auf, dass die Tagebuchnotizen nur wenig persönliche Eindrücke über Land und Leute wiedergeben und praktisch nichts über Begegnungen mit den vielen im Durchzugsgebiet ansässigen deutschen Auswanderern berichten. Recht lapidar erwähnt er einen persönlichen „Ausflug nach dem etwa 2 Stunden entfernten Germantown, welches Pastorius aus Sommerhausen (wo das Haus seiner Eltern noch zu sehen ist) gegründet hat. Der Ort ist 2 Stunden lang, die Häuser sind weit auseinander gebaut. Als ich eine Stunde weit gegangen war, sah ich die Kirche des Ortes. Damit hatte ich genug, und kehrte wieder um. Er hat auch einem Orte, dessen Lage mit der von Sommerhausen Aehnlichkeit hat, den Namen Neu-Sommerhausen gegeben.“

Daneben finden sich auch manche eher gefühlvolle Bemerkungen, etwa über eine Hündin, die zwischen den Fronten ihre Jungen versorgte, oder über sein trainiertes Militär-Pferd, das er am Hudson-Fluss bei einem holländischen Bauern weiden ließ. Als plötzlich in einer Nacht durch Alarmschüsse ein sofortiger Aufbruch befohlen wurde, gab Rechteren „dieses Pferd für verloren. Denn es war wohl $\frac{3}{4}$ Stunden weit entfernt. Doch ich war noch nicht mit Allem fertig, als ich es zu meiner Verwundung schon an dem Piquet-Pfahl stehen sah. Es wußte aus Erfahrung, was diese Schüsse bedeuteten, und war sogleich über den Zaun gesprungen und in vollem Rennen nach seinem, ihm bekannten Platze gelaufen.“

Die Entscheidungsschlacht

Historisch besonders interessant und bedeutsam und auch für den Leser sehr spannend ist die Tatsache, dass Rechteren in diesem Tagebuch als Augenzeuge und persönlicher Teilnehmer über weltgeschichtlich folgenschwere Vorgänge berichtet. Das betrifft nicht zuletzt seine Aufzeichnungen zu den Kämpfen um Yorktown. Rechteren notiert, wie schon beim vorangegangenen Hinweg, viele Einzelheiten über die Aufmärsche der Truppen, über die Belagerung der Festung, über die tagelangen Vorstöße der angreifenden Amerikaner und Franzosen gegen die eingeschlossenen Engländer sowie auch über fehlgeschlagene Entlassungsversuche der englischen Flotte.

Andererseits lässt Rechteren immer wieder deutlich werden, in welch' großer Zahl und militärischer Stärke deutsche Soldaten – auf beiden Seiten – beteiligt waren. So hatte er schon während des Anmarsches berichtet, wie in der Region New York eine Kampfstellung bezogen wurde. „Ich begleitete den Obersten, als er die Stellung der Engländer besichtigte, und ritt nachher mit dem Hauptmann v. Esbeck hin, wo die Generäle Washington und Rochambeau mit ihrer Umgebung standen. Von einer entfernten Schanze, wo man jedoch mit bloßen Augen Hessische oder Ansbachische Soldaten in der blauen Uniform unterscheiden konnte, wurde auf die Generäle, die auf einer Erhöhung standen, gezielt.“ Auch an anderen Stellen und insbesondere beim Kampf um Yorktown erwähnt Rechteren immer wieder deutsche Einheiten (Grenadiere und Jäger) sowie die Namen von deutschen Offizieren. Dem Leser wird dadurch verständlich, weshalb in der Literatur der Kampf um Yorktown oft als „die deutsche Schlacht“ bezeichnet wird.

Rechteren notierte schließlich, wie am

14. Oktober 1781 die beiden befestigten Schanzen vor der Stadt erobert wurden, was den endgültigen Fall der Festung einleitete: Ein Trupp Amerikaner erstürmte die eine Schanze und eine Abteilung seines Regiments die andere, denn die Taktiken der befehlenden Offiziere „waren so gut genommen, daß die Schanze mit dem Bayonet erobert wurde. Es waren blos Hessen in der Schanze.“ Während Rechteren viele Details der kriegerischen Vorgänge und viele handelnde Personen auflistet, geht er auf die herausragende Leistung seines Regiments und auf seinen eigenen Beitrag bei der Eroberung bescheidenerweise nicht weiter ein. Dafür vermerkt er, wie er auf einem Inspektionsgang nach der Schlacht einem französischen „Chevalier“ „begegnete, welcher auf einem branquard [Tragbahre] getragen wurde. [...] ich sah ihn 30 Jahre nachher, anno 1811 in Würzburg als Commandanten der französischen Garnison.“

Die Kämpfe zogen sich noch bis zum 17. Oktober hin. „Da kam um 1 Uhr Nachmittags ein Offizier herüber, der ein weißes Schnupftuch schwenkte.“ Anschließend vermerkt er das zähe Ringen um einen Waffenstillstand und um die dann am 19. Oktober unterzeichnete Kapitulation der gedemütigten Engländer. „Die englischen Offiziere wußten nicht genug, wie sie ihre Verachtung gegen die Amerikaner zeigen sollten. Kein Offizier hatte seinen Degen gezogen. Die Amerikaner um sich zu rächen, setzten in die Zeitung, sie hätten sich betragen wie Knaben, die in der Schule Schläge bekommen haben, die Deutschen aber (Hessen und Ansbacher) wie Männer von Tapferkeit.“

Da mit dem Waffenstillstand für Rechteren „der Feldzug beendigt war, und die Aussicht auf mein Vermögen meine Gegenwart in Deutschland erforderte, bat ich um Erlaubniß, nach Hause zu gehen.“ Dann beschließt er sein Tagebuch mit Notizen

über den Ritt zurück nach Philadelphia, zusammen mit „*Baron Bibra aus Franken*“, über die Verhandlung um die Mitfahrtgelegenheit in einem „*mit Virginischem Tabak beladenen Schiff für die Überfahrt*“, und über die stürmische, sechs Wochen währende Seereise, die beinahe in einem Schiffbruch endete.

Fazit

Ein äußerst spannender und gut lesbarer Bericht, zum einen über frühere Zeiten in „unserem“ Mittelmeer und zum anderen über persönliche Erlebnisse sowie das Aufeinandertreffen deutscher Soldaten im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Außerdem kann jemand, der sich heute über die Unmenge englischer Ausdrücke im gegenwärtigen deutschen Sprachgebrauch entsetzt, lesen, welch' große Rolle französische

Vokabeln im 18. Jahrhundert in Deutschlands höfischer und militärischer Sprache gespielt haben. Darüber hinaus beeindrucken die sorgfältige Bearbeitung durch die Herausgeber und die Fülle der hilfreichen Erläuterungen in den Fußnoten.

Dr. Alexander von Papp lebt als freier Autor und Redenschreiber in Randersacker. Sein Berufsweg führte ihn von der Regionalforschung (TU München) über die Tätigkeit in Ministerien (Raumordnungspolitik in Bonn und Brasilien sowie Öffentlichkeitsarbeit im Bundesbauministerium) zur kommunalen Ebene (Öffentlichkeitsarbeit und Presse- sprecher der Stadt Würzburg, später Kulturamtsleiter). Seine Anschrift: Euweg 8, 97236 Randersacker, E-Mail: alexander@vonpapp.de.

Anmerkungen:

- 1 Siehe dazu u.a.. Meyer, G.C.: Ein Franke aus Sommerhausen – der erste Deutschamerikaner, in: Frankenland 1921, S. 19–22.
- 2 Baum, Jane A./Baum, Hans-Peter/Dohna, Jesko Graf zu (Hrsg./ed.): Die Abenteuer des Grafen Friedrich Reinhard von Rechteren-Limpurg im Mittelmeer und im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1770 bis 1782./The adventures of Friedrich Reinhard count of Rechteren-Limpurg in the Mediterranean and the American War of Independence 1770–1782 (= Mainfränkische Hefte, Heft 115, hrsg. von den „Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte e.V.“). Baunach [Spurbuchverlag] 2016, ISBN 978-3-88778-484-3, 147. S., 19 Abb. im Anhang, 22.– Euro, für Mitglieder 16,50 Euro.
- 3 Der Name des Geschlechtes besagt, dass die Familie seit den Staufern im 12. Jahrhundert das Hofamt des königlichen Mundschenken innehatte. Die Verleihung hat der Dichter Ludwig Uhland in seiner Ballade „Der Schenk von Limpurg“ poetisch verherrlicht.
- 4 Dabei kam es in Ochsenfurt wegen des Platzmangels auf dem Schiff zu einer Revolte, weswegen der Markgraf eilends von Ansbach nach Ochsenfurt ritt. Siehe dazu u.a. den Bericht von Kreisheimatpfleger Peter Högl: Die Ochsenfurter Revolte, in: Frankenland 2002, H.1, S. 29–36. Dieses Ereignis war auch beim Tag des Offenen Denkmals 2005 Thema eines Vortrags von Manfred Hinkelmann an der Schiffsanlegestelle in Ochsenfurt.

Manfred Welker

Heimatvertriebene im Landkreis Höchstadt a.d. Aisch: Eine Chronik der ersten Nachkriegsjahre

Vor rund 70 Jahren kamen die ersten Heimatvertriebenen im ehemaligen Landkreis Höchstadt a.d. Aisch an. Durch ihren Fleiß, ihre Geschicklichkeit und ihren Unternehmungsgeist haben sie entscheidend zur wirtschaftlichen Entwicklung der Region beigetragen.

Der Leiter des Kreisflüchtlingsamts Höchstadt an der Aisch, Max Martin Brehm, hatte rückblickend zur Flüchtlingshilfe geschrieben: „*Der Landkreis Höchstadt an der Aisch liegt am äußersten Rande des Regierungsbezirkes [Oberfranken]. Leicht könnte er da und dort bei entscheidenden Hilfsmaßnahmen übersehen werden. Mag dieser Bericht eine gefestigte Überzeugung schaffen, dass der Höchstadter Kreis wirklich ausserordentliches Notstandgebiet ist!*“

Dass Brehm mit seinem Appell nicht übertrieben hat, ist allein am sprunghaften Anstieg der Einwohnerzahl innerhalb weniger Jahre zu erkennen. Der Bevölkerungsstand im Landkreis Höchstadt betrug vor dem Kriegsausbruch im Jahr 1939 29.456 Personen. 1950 lebten auf den 475,64 Quadratkilometern des Kreises 44.803 Einwohner in 59 Gemeinden und 93 Ortschaften, darunter 15.601 Heimatvertriebene. Von den Einheimischen wurden die neuen Mitbürger meist als „Flüchtlinge“ bezeichnet. Tatsächlich handelte es sich dabei nur zum Teil um Flüchtlinge, die vor der nahenden Front im Osten des Deutschen Reiches geflohen waren. Eine weitere Gruppe stellten Eva-

kuierte dar, meist aus dem Saarland, die ab Sommer 1945 wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Das größte Kontingent waren aber Menschen, die ab März 1946 vornehmlich als Vertriebene aus dem Sudetenland nach Bayern kamen. Ihre Zahl war so groß, dass sie später sogar als Bayerns vierter Stamm bezeichnet wurden. Sie mussten in den Landkreis integriert werden, da ihnen eine Rückkehr in ihre alte Heimat verwehrt blieb.

Der damalige Höchstadter Landrat Peter Weber schrieb dazu im Jahr 1950: „... so kann doch heute schon mit Genugtuung festgestellt werden daß sie, auf die Dauer gesehen, ein wesentlicher Gewinn für unsere Volkswirtschaft darstellen. Ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit und ihr Unternehmungsgeist sind bewundernswert und befruchten unsere heimische Wirtschaft überaus günstig. So haben bereits heute zahlreiche Heimatvertriebene durch Aufbau wichtiger industrieller Betriebe entscheidend mitgeholfen, ihren Schicksalsgenossen lohnende Arbeit und Brot zu verschaffen. [...] So sind heute unsere Heimatvertriebenen aus unserem täglichen Leben nicht mehr wegzudenken.“ Einen Einblick in die damalige Situation geben die Aktivitäten des Kreisflüchtlingsamtes im Landkreis Höchstadt an der Aisch von 1945 bis 1951.

1945 – Kriegsende und Neubeginn

Die US-Armee hatte am 14. April 1945 Höchstadt a.d. Aisch und am 16. April Herzogenaurach kampflos eingenommen. Nur langsam normalisierte sich die Lage.

Zur Bündelung der Maßnahmen für die entwurzelten Menschen wurde Ende Oktober 1945 Max Martin Brehm von der Regierung als Flüchtlingskommissar in Höchstadt an der Aisch eingesetzt. Das Kreisflüchtlingsamt wurde am 1. November 1945 in seinem Privathaus in der Lindenstraße 4 offiziell eingerichtet. Brehm übte zusätzlich von 1946 bis 1948 ehrenamtlich das Bürgermeisteramt in Höchstadt aus.

Die Anliegen waren sehr differenziert. Es gab Evakuierte, die in ihre Heimatstädte zurückwollten, Heimkehrer, die Angehörige suchten oder bei der Durchreise auf Verpflegung und Beihilfe angewiesen waren, Familienangehörige, die den noch im Aufbau befindlichen Suchdienst beanspruchten wollten, sowie Ausgebombte und Kriegsgeschädigte aus der ansässigen Bevölkerung. Außerdem gab es Personen, die während der letzten Kriegsjahre und -monate in das Kreisgebiet geflüchtet waren. Das erste Übernachtungslager in Höchstadt wurde in einem Saal des Weberskellers eingerichtet.

Betreut wurden auch Kriegsgefangene, die in einem ehemaligen Reichsarbeitsdienst-Lager in Nainsdorf untergebracht waren. Von Kriegsende bis zum Ende des Jahres 1945 kamen rund 50 Heimatvertriebene im Landkreis an. Durch die Wanderungsbewegungen im Laufe des Krieges war die Einwohnerzahl im Landkreis Höchstadt a.d. Aisch um 4.800 Personen gestiegen.

Unterstützt wurde Brehm von einem sich allmählich bildenden Verwaltungs- und Mitarbeiterstab. Dazu zählten Kurt Thau, Blasius Staudigel, Georg Stark, Anton Dresel, Erika Feikes, Maria Bachmeier, Hans Dellermann und Hans Nowak. Das Amtsblatt des Landkreises war das Medium, mit dessen Hilfe er die Gesamtbevöl-



Abb. 1: Max Brehm mit einem US-Offizier.

kerung über die Hilfeleistungen aufklärte, die über den neuen BRK-Kreisverband beansprucht werden konnten. Bereits zu Weihnachten 1945 konnte eine erste Versammlung der Heimatvertriebenen mit einer Weihnachtsbescherung für die Kinder und Betagten organisiert werden.

1946 – Ankunft der ersten Züge mit Heimatvertriebenen

Im Februar 1946 zog das BRK-Büro in die Hauptstraße von Höchstadt, ehemalige Nummer 134 um, was einen geregelten Parteverkehr ermöglichte. Zu Beginn des Jahres 1946 wurden in allen Gemeinden des Landkreises Räte für die Heimatvertriebenen eingesetzt. Ihre Aufgabe war es, die örtliche Betreuung der entwurzelten Menschen zu verbessern. Solche Räte setzten sich jeweils aus drei Einheimischen und drei Heimatvertriebenen zusammen.

Schwieriger wurde die Situation, als im März 1946 der erste Transport mit Zwangsausgesiedelten ankam, die im Landkreis untergebracht werden mussten. Die mit Zügen an kommenden Heimatvertriebenen wurden nach ihrer Ankunft am Bahnhof Adelsdorf in das Lager Nainsdorf

überführt. Von dort aus wurden sie teils mit Lastkraftwagen, vielfach auch mit Pferdegespannen, in die Aufnahmegemeinden überführt.

Im Juni wurden erste Zwangsräumungen zur Sicherung des dringlichsten Wohnraumbedarfes durchgeführt. Während der kommenden Jahre war die Wohnungssituation für die Heimatvertriebenen mehr als prekär. Ganze Familien mussten auf wenigen Quadratmetern zusammengedrängt leben. Erst der beginnende Neubau von Wohnungen und Häusern konnte diese Not lindern. Es entstanden an vielen Orten im Landkreis neue Siedlungen, die zum größten Teil von Heimatvertriebenen erbaut und bewohnt wurden.

Um die Maßnahmen zu koordinieren, schuf man im September für die Abteilung „Wohnraumbewirtschaftung“ ein eigenes Büro. Im Oktober traf der letzte Sammeltransport des Jahres ein. Zur Unter-

bringung neu Zugezogener wurde das Kinderheim in Großdechseldorf, das Erholungsheim in Neuenbürg und im Juli das Altersheim in Hemhofen eingerichtet. Das Flüchtlingskommissariat hatte außerdem die ehemaligen RAD-Lager in Nainsdorf und in Heßdorf von der Militärregierung übernommen.

Bereits im April nahm in Sterpersdorf ein Steinbruch für 50 Arbeitskräfte seinen Betrieb auf. Ende 1946 wurden Obleute aus den Reihen der Heimatvertriebenen eingestellt, die bis Ende 1948 amtierten. Eine Tagung sämtlicher Bürgermeister und Flüchtlingsräte fand im Dezember in Höchstadt statt. Es wurden die Weihnachtsvorbereitungen für die Heimatvertriebenen im Kreis getroffen.

1947 – Forcierung des Hausbaus durch Wohnungsnot

Im Februar 1947 war eine neuerliche Erfassung sämtlicher Wohnräume im Landkreis nötig geworden. Die erste Tagung des politischen Flüchtlingsausschusses konnte im März abgehalten werden. Im Juli eröffnete die fünfundzwanzigste Wanderausstellung der Flüchtlingswerkstätten in Höchstadt für die Besucher ihre Pforten.

Durch die Anstrengungen des Kreisflüchtlingsamtes konnte im August der sogenannte „Flüchtlingsbau“ eröffnet werden. Einen Monat später begannen in Falkendorf die Bauarbeiten am ersten Siedlerhaus.

Am meisten Erfolg versprach der Bau von Doppelfamilienhäusern durch Gemeinschaftshilfe und Eigenarbeit strebsamer heimatvertriebener Familien. Die Materialkosten in Höhe von 5.000 bis 6.000 Mark wurden durch Staatsdarlehen getragen, der Bau erfolgte durch Gemeinschaftshilfe und Eigenarbeit. Als Parade-



Abb. 2: Ankunft Heimatvertriebener am Bahnhof.

Abb. 3: Max Brehm mit Kindern.



beispiel konnte die Zeckerner Siedlung angeführt werden.

Zusammenfassend betrachtet kam die überwiegende Zahl der Heimatvertriebenen in den Jahren 1946 und 1947 im Landkreis Höchstadt a.d. Aisch an. Es handelte sich um über 10.000 Personen.

1948 – Volkshochschule in Höchstadt gegründet

Eine kleine Volkshochschule, die größtenteils Heimatvertriebenen diente, wurde im März 1948 begründet. Im Oktober erreichte ein weiterer Sondertransport A mit 200 Personen den Landkreis und musste untergebracht werden. Erst im Dezember konnte das Lagergebäude für diesen Sondertransport fertiggestellt werden. Im Zuge der Eingliederung in das Landratsamt siedelte das Flüchtlingskommissariat im November in das Amtsgebäude des Landratsamts über.

Ein Rückblick auf das Jahr 1948 zeigte erste Erfolge auf dem Feld des Wohnbaus. Neu geschaffen werden konnten Siedlungsbaustellen in Falkendorf, Niederndorf und Röttenbach mit insgesamt 160 neu erstellten Wohnungen. Davon waren 131 privater und 29 sozialer Wohnungsbau.

1949 – Landkreisbaugenossenschaft gegründet

Ein zweites Wohngebäude der Regierung mit acht Wohnungen wurde im März 1949 in Angriff genommen und konnte im November bezogen werden. Um die Lage auf dem Wohnungsmarkt zu verbessern, beantragte und bewilligte der Kreistag im Mai zur rascheren Ankurbelung der Baumaßnahmen einen erheblichen Baukostenvorschuss für staatlich geförderte Bauten. Zusätzlich erfolgte im August die Gründung der Landkreisbaugenossenschaft.

So wurden im Jahr 1949 Siedlungsbaustellen in Herzogenaurach, Höchstadt a.d. Aisch, Zeckern, Niederndorf, Schlüsselfeld und Röttenbach mit 340 Wohneinheiten errichtet. Davon waren 269 privat erstellte Wohnungen und 71 sozialer Wohnungsbau.

1950/51 – 29,2 Prozent Heimatvertriebene im Landkreis Höchstadt a.d. Aisch

Der Landkreis wies zum 1. Januar 1950 gemessen an der Gesamtbevölkerung 29,2 % Heimatvertriebene auf. Diese Zahl veranschaulicht deutlich, welche Veränderung in der Bevölkerungsstruktur sich



Abb. 4: Neubauten der Siedlergemeinschaft in Falkendorf.

durch den Zuzug der Vertriebenen ergeben hatte.

Durch die Anstrengungen der Landkreisbaugenossenschaft konnte bereits im Juli 1950 die erste Neubauwohnung bezogen werden. Es zeigte sich jedoch, dass der Landkreis nicht alle Zwangsausgesiedelten aufnehmen konnte. Daher überführte man im August 1950 den ersten Sammeltransport nach Baden.

Erfreulich war die Entwicklung des Arbeitsmarktes. Im September erreichten die drei großen Herzogenauracher Betriebe, die von Heimatvertriebenen aufgebaut

worden waren, eine Gesamtbeschäftigungszahl von über 200 Leuten.

In Siedlungsbaustellen in Herzogenaurach, Höchstadt a.d. Aisch, Zeckern, Niederndorf und Schlüsselfeld wurden in jenem Jahr 428 Wohneinheiten erstellt. Von diesen waren 312 privater und 116 sozialer Wohnungsbau. Im März 1951 besuchte der stellvertretende Regierungspräsident schließlich das Flüchtlingsamt, um sich über dessen erfolgreiche Arbeit zu informieren.

Ehen als Möglichkeit der Integration in den Landkreis

Nicht immer gestaltete sich das Zusammenleben von Einheimischen und Zugewanderten einfach. Aber die jüngere Generation machte es ihren Eltern vor, wie gut man sich verstehen konnte. Standen im Jahr 1945 im Landkreis Höchstadt den fünf Ehen, die „Flüchtlinge“ und Einheimische miteinander schlossen, noch 22 Eheschließungen innerhalb der Neu-zugezogenen gegenüber, so gab es 1946 bereits 21 Ehen zwischen Einheimischen und Neubürgern gegenüber 40 Ehen der neuen Kreisbewohner untereinander. Ab 1947 überwogen die 84 Ehen zwischen



Abb. 5: Bautafel der Siedlergemeinschaft in Falkendorf.



Abb. 6: Neu-Seeland in Oberreichenbach.

Einheimischen und Heimatvertriebenen die Ehen zwischen Heimatvertriebenen mit 58 bereits eindeutig. In den kommenden Jahren war die Zahl der Eheschließungen zwischen Heimatvertriebenen und Einheimischen meist sogar doppelt so hoch wie die Ehen ausschließlich zwischen den Neuzugezogenen.

Aus der Arbeit des Flüchtlingsamtes von 1945 bis 1951

Nach fünf Jahren Tätigkeit konnte ein bemerkenswertes Fazit gezogen werden. In den Jahren zwischen 1945 und 1951 wurden rund 15.000 Heimatvertriebene aufgenommen und untergebracht. Vier Altersheime wurden gegründet und teilweise eingerichtet, im Schloss Hemhofen sowie im Weisendorfer Schloss, weitere in der Anstalt der Barmherzigen Brüder in Gremsdorf und im Liebfrauenhaus Herzogenaurach.

Während der Zeit der Ernährungsschwierigkeiten wurden zwei Erholungsheime für Erwachsene und Kinder ein-

gerichtet und betrieben. Im Jahr 1946 entstand ein Erholungsheim im Schloss Neuenbürg, ein weiteres Kinderheim wurde in einem von der Militärregierung beschlagnahmten und zugeteilten großen Wochenendhaus im Strandbad Großdechsendorf installiert.

Das Flüchtlingsamt arbeitete am Aufbau einiger Dutzend Industrie-, Handwerks- und Handelsunternehmen durch Raum- und Kreditvermittlung sowie Wohnraumbeschaffung für Fachkräfte mit. Begründet wurden Flüchtlingswerkstätten, die vor der Währungsreform im Jahr 1948 an die 2.000 Menschen ernährten. Viele Familien wurden in Bahnnähe umquartiert, um ihnen die Arbeitsaufnahme zu erleichtern.

Eine günstige Wirtschaftsentwicklung nahm vor allem die Stadt Herzogenaurach. Dort entstanden in diesem Zusammenhang die Betriebe Industrie AG, später INA, die Feintuchfabrik von Theodor Fröhner und das Papierwerk Glock neu. Im Jahr 1949 arbeiteten in der Firma Glock 87 Beschäftigte, in der Feintuchfa-

brik 85 und bei der Industrie GmbH 210. Herzogenaurach war durch seine Bahnlinie und die Nähe zu Erlangen begünstigt und entwickelte sich in der Folge zu einem bedeutenden Industriestandort. Die Stadt Herzogenaurach hatte zu diesem Zeitpunkt ihre Einwohnerzahl um 1.945 gesteigert, darunter waren 614 Heimatvertriebene aus dem „Sudetengau“.

In Oberreichenbach konnte eine Handschuhfabrik Fuß fassen und die Firma Albert Seeland 1949 eine Großweberei errichten. Eine neu gegründete Strickwarenfabrik in Schlüsselfeld verlagerte allerdings ihren Betrieb nach Erlangen. Neu entstand auch der Elektrobetrieb Waasner in Schlüsselfeld. Die Bemühungen, weitere Industriebetriebe und aufnahmefä-

hige Unternehmen in den Landkreis zu bringen, scheiterten allerdings an der zu großen Entfernung von den städtischen Zubringer-Industrien.

Für den sozialen Wohnungsbau rief man eine Landkreisgenossenschaft ins Leben. Mit Hilfe dreier weiterer Genossenschaften wurden zwei Regierungswohnbauten für 17 Familien erstellt. Außerdem erhielten zahlreiche Flüchtlinge in ihren Gemeinden Garten- und Bauland vermittelt. Durch einen Antrag beim Kreistag wurden 94.000 DM (entspricht rund 48.061 Euro) für die Ankurbelung des sozialen Wohnungsbau im Kreis sichergestellt.

In jeder Gemeinde wurden Räte für die Heimatvertriebenen eingesetzt und bis



Abb. 7: Werbeanzeige der Firma Albert Seeland, Oberreichenbach.

Abb. 8: Werbeanzeige des Ingenieurs Kurt Waasner, Schlüsselfeld.

zur Anordnung der Vertrauensleute für eine umfassende Betreuung des Kreises organisiert. Das Amt führte Hunderte von Überprüfungen und Dienstbesuchen in allen Gemeinden des Kreises durch. Der Sondertransport A musste in Einzelunterkünfte aufgeteilt werden.

Außerdem wurden Hunderte von Aufklärungsversammlungen und Sprechtagen für die Heimatvertriebenen abgehalten. Dutzende Sammlungen und Spendenaufrufe zu ihren Gunsten in allen Gemeinden wurden organisiert und angeregt. Die Verwaltung bearbeitete Tausende von Zuzugsanträgen und stellte 12.500 Fahrpreismäßigungscheine sowie 7.800 Flüchtlingspässe aus. Vor allem diesen zahlreichen Bemühungen ist es zu verdanken, dass die zahlreichen Heimatvertriebenen im Landkreis nicht nur eine Bleibe fanden, sondern auch ‚heimisch‘ wurden.

Abschließend noch ein paar Bemerkungen zu Max Brehms Biographie: Er wurde am 29. August 1907 in Nürnberg geboren. Als Inhaber des Höchstadter Mens Verlages war er während des Zweiten Weltkriegs als Kriegsberichterstatter eingesetzt. Nach seiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft in Bad Kreuznach wurde er zum ehrenamtlichen Flüchtlingskommissar im Landkreis Höchstadt a.d. Aisch ernannt

und lenkte den Zuzug von Heimatvertriebenen in geregelte Bahnen.

Max Brehm wurde in der ersten freien Wahl zum Bürgermeister der Stadt Höchstadt a.d. Aisch gewählt und trat seinen Dienst am 1. Februar 1946 an. Er beendete seine Amtszeit am 31. Mai 1948. Am 16. Oktober 1954 heiratete er in Sterpersdorf Emilie Maria Mulz aus Leuzendorf. Aus der Ehe gingen sechs Jungen und drei Mädchen hervor. Brehm verstarb am 14. September 1969 in Bamberg.

Dr. Manfred Welker aus Herzogenaurach ist promovierter Kunsthistoriker und hat eine Ausbildung zum Schlossermeister absolviert. So hat er das Brauwesen in Herzogenaurach und Höchstadt/Aisch aufgearbeitet. Seit 2002 Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstadt, engagiert sich Welker seit Jahren auf vielfältige Weise in seiner Heimatstadt Herzogenaurach und im Gebiet des Altmühlkreises Höchstadt a.d. Aisch. Sein Interesse liegt in der Dokumentation von Brauchtum und Tradition aber auch neuerer Zeitgeschichte. Seine Anschrift lautet: Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach, E-Mail: ManfredWelker@web.de.

Literatur:

Fröhlich, Valentin: Erfüllung und Aufgabe, in: Fröhlich, Valentin (Hrsg.): Herzogenaurach. Ein Heimatbuch. Herzogenaurach 1949, S. 234–241.
Kreisausstellung für Handwerk, für Landwirtschaft, Industrie und Handel. Herzogenaurach/Höchstadt a.d. Aisch 1950.

Wölker, Anton/Schmidt, Sebastian/Epple, Wolfgang (Hrsg.): Aus der Geschichte der Stadt Höchstadt a.d. Aisch. Höchstadt 2003, S. 118.
Kreisflüchtlingsamt Höchstadt an der Aisch 1945–1951 (Typoskript, Privatbesitz).
Herzogenaurach, Ratsprotokolle (5.1945 bis 31.12.1946); besonders vom 17. Juni 1946.

Kai Artinger

Handzeichnung und Holocaust

Die „Bücher- und Kunstsammlung“ der Ansbacher Kauffrau Regina Weiss

Am Anfang stehen drei dürre Fakten: erstens eine angebliche „Handzeichnung“ des niederländischen Malers Nicolaes Pietersz. Berchem aus dem Jahr 1668 mit dem Titel „Hirten an der Furt“, zweitens ein Auktionskatalog des Berliner Versteigerers Max Perl vom Dezember 1935, in dem die „schwarze Kreidezeichnung“ anlässlich einer Sammelversteigerung zum Verkauf angeboten wurde, und schließlich die kryptische Bezeichnung „W. in M.“ im Besitzverzeichnis des Katalogs.¹

I. Untersuchungsgegenstand und Erkenntnisziele

Das war der Ausgangspunkt der Forschung nach der vormaligen Besitzerin von Berchems Blatt „Die Furt“ aus dem Jahr 1658. Das wenige, was darüber bekannt war, machte nur einige Zeilen auf einem leeren Bogen Papier aus. Am Ende der Forschung steht die Geschichte der jüdischen Kaufmannsfamilie Weiss aus Ansbach, die viele Seiten füllt und typisch ist für das Schicksal jüdischer Einwanderer in Deutschland im 20. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Extreme. Die Geschich-



Abb. 1: Nicolaus Berchem (Nicolaes Berghem): *Die Furt*, 1658, Contre-épreuve (Abklatsch) einer Kreidezeichnung auf dünnem Büttenpapier, 17,9 x 31,3 cm (Bildmaß ohne Rahmen), Leopold-Hoesch-Museum Düren, Inv.-Nr. 1951/902/9.²

Photo: Leopold-Hoesch-Museum, Düren.

te der Weiss' ist gekennzeichnet von der Hoffnung des Aufbruchs, dem Glück geschäftlicher Erfolge, der Tragik eines tabuisierten Freitods, den psychischen und physischen Qualen der Ausgrenzung und Verfolgung sowie schließlich der Hölle des Genozids, der Auslöschung.

Die Familie Weiss, die aus Ungarn stammte und sich kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges im fränkischen Ansbach niedergelassen hatte, steuerte ihr Herren- und Knabenbekleidungsgeschäft „Zum Matrosen“ durch bewegte Zeiten. Im „Dritten Reich“ strich sie schließlich die Segel. Unter der rassistischen Verfolgung des NS-Regimes hatte das Unternehmen keine Zukunft mehr. Vier der fünf Kinder waren aus der nationalsozialistischen Hochburg Ansbach nach München und Hamburg verzogen, der letzte Sohn folgte im Jahr 1935. Zurück blieb bis Ende 1938 die Mutter, Regina Weiss. Als alte Frau musste schließlich auch sie die Stadt verlassen. Wenige Angehörige der Familie überlebten den Holocaust. Regina Weiss, die sich hinter dem Kürzel „W. in M.“ im Auktionskatalog verbirgt und die Einliefererin der Handzeichnung gewesen ist,³ wurde in Auschwitz ermordet. Derjenige, der sie auf der Auktion erworben und an einen Bonner Sammler vermittelt hatte, war der Kunsthistoriker Walter Cohen, aus einer jüdischen Familie stammend, aber getauft und protestantisch erzogen, wurde 1942 in Dachau ermordet.

Der Verkauf und Ankauf des Berchem-Blatts wurde zum Ausgangspunkt dieser Provenienz- und Familiengeschichte, die, wie sich schnell zeigte, aufs engste verwoben ist mit Ansbachs Lokalgeschichte der Jahre 1914 bis 1938 und der Geschichte der Verfolgung und Vernichtung der Juden im „Dritten Reich“.

Der vorliegende Aufsatz verfolgt zwei

Ziele: erstens will er die Geschichte der Provenienzforschung einer Graphik im Rahmen eines großen Provenienzforschungsprojektes erzählen und zweitens das Schicksal jener jüdischen Familie darstellen, die Eigentümer des Kunstwerkes gewesen ist. Inhaltlich gesehen ist es die Geschichte deutschsprachiger Juden aus Ungarn, die zur Zeit des Kaiserreichs nach Deutschland kamen, um hier ihr Glück zu suchen, und die im Nationalsozialismus Opfer von Repression, Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung wurden. Auf der methodischen Ebene veranschaulicht der Aufsatz, dass es bei dieser Untersuchung die Provenienzforschung als Teildisziplin der Kunstgeschichte ist, die (erneut) die Geschichte der deutschen Juden, die Geschichte ihrer Assimilation und ihrer Verfolgung in den Fokus rückt, und dass sie im interdisziplinären Austausch mit der Geschichtswissenschaft einen wichtigen Beitrag bei der Erforschung der Geschichte von Opferbiographien im Nationalsozialismus leistet.

II. Das Provenienzforschungsprojekt in Düren

Im Mai 2015 begann das Leopold-Hoesch-Museum & Papiermuseum Düren im Rheinland ein langfristiges systematisches Provenienzforschungsprojekt mit der finanziellen Unterstützung der damaligen Arbeitsstelle für Provenienzforschung (AfP) in Berlin. Es wurde dann mit der Förderung durch das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste in Magdeburg, in dem die AfP aufging, fortgeführt. Primäres Ziel des Projektes war die Erforschung der Herkunft der Gemälde, Skulpturen und Graphiken, die vom Museum seit 1945 erworben worden waren. Aber auch die ‚verloren‘ geglaubte Vorkriegssammlung und

die Neuzugänge in den Jahren 1933 bis 1945 waren Untersuchungsgegenstand. Anlass für das Projekt waren zwei Restitutionsgesuche aus den Jahren 2005 und 2012/2013, die zwei sehr prominente Werke der Sammlung betreffen. Es handelt sich um ein Gemälde von Heinrich Campendonk und ein Pastell von Ernst Ludwig Kirchner, beides Neuzugänge aus den 1950er Jahren. Bei der Beschäftigung mit ihrer Herkunftsgeschichte wurde schnell deutlich, dass sie möglicherweise nicht die einzigen Verdachtsfälle von NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut in der Museumssammlung bleiben würden und dass es deshalb an der Zeit sei, eine systematische Erforschung der Provenienzen durchzuführen, die Klarheit darüber bringen sollte, woher der Großteil der erst nach 1945 aufgebauten Sammlung von Werken der Klassischen Moderne kommt.⁴

III. Der letzte Eigentümer in einer langen Provenienzkette: der Maler und Sammler Hans Beckers

Im Jahr 1951 erhielt das Leopold-Hoesch-Museum die Gelegenheit, die graphische Sammlung des gerade verstorbenen Dürener Malers und Sammlers Hans Beckers (1898–1951) anzukaufen. Beckers war ein damals im rheinischen Raum bekannter Landschaftsmaler gewesen und hatte gute Verbindungen zum Leopold-Hoesch-Museum gehabt, in dem seine Arbeiten oft gezeigt worden waren. Auch die Nationalsozialisten hatten ihn geschätzt. In der „Großen Deutschen Kunstaustellung“ in München, der so genannten Leistungsschau ‚deutscher‘ Kunst im „Dritten Reich“, hatte er mehrfach ausgestellt; ein Bild wurde sogar von Adolf Hitler angekauft. Das Sammeln von Graphik begann Beckers 1933 und bewies auch auf



Abb. 2: Hans Beckers in der Uniform der Organisation Todt (OT).

Photo: Archiv Dr. Myriam Wierschowski.

diesem Feld Spürsinn, Geschick und Leidenschaft. Es gelang ihm, mit begrenzten finanziellen Mitteln eine beachtliche Sammlung zusammenzutragen. Die über vierhundertsiebenundneunzig Arbeiten umfassende Kollektion wurde als so hochkarätig eingeschätzt, dass sie als Nukleus der graphischen Sammlung im Leopold-Hoesch-Museum betrachtet wurde und deren zukünftiges Profil entscheidend mitprägte.

Beckers starb relativ früh mit 53 Jahren. Die Zeit, die ihm zum Sammeln blieb, beschränkte sich auf zwei Phasen: 1933 bis etwa 1940 und ca. 1947 bis 1950. Im Sommer 1950 wurde er in die psychiatrische Klinik des Landeskranken-

hauses in Düren eingewiesen, wo er ein Jahr später verstarb. Während des Krieges war er als Propagandamaler in die Organisation Todt (OT) eingezogen worden, weswegen für die Zeit von 1940 bis 1943 nur einige wenige Erwerbungen nachweisbar sind. Der Künstler hielt sich mit der OT an verschiedenen Kriegsfronten in West- und Osteuropa auf, zuletzt im Jahr 1944 in Berchtesgaden. Beckers war sicher kein überzeugter Nationalsozialist, auch wenn er 1939 in die NSDAP eintrat. In den wenigen Quellen zu seiner gesellschaftspolitischen Haltung scheint eine Künstlerpersönlichkeit auf, die sich dem Druck des NS-Regimes beugte und es verstand, die Gunst der Stunde zu nutzen, um im Kielwasser der vom Regime protegierten „Heimatkunst“ mit zu schwimmen. Seine Landschaftsbilder der Eifelregion waren gefragt.

Beckers sammelte vor seiner Erkrankung offenbar so exzessiv, dass es einer Sucht glich. Seine Frau Grete machte ihm deswegen Vorhaltungen, selbst als er bereits im Krankenhaus war. Es war ihr ein dringendes Anliegen, ihren Mann zu ermahnen, sich in dieser Hinsicht nach der Entlassung zu mäßigen. Denn insbesondere nach dem Krieg hatte wohl öfter Geld für den Lebensunterhalt gefehlt, weil Beckers es in Kunstwerke investierte. Ironischerweise sollten es die Sammelleidenschaft ihres Mannes und die Sammlung als deren Ergebnis sein, die der mittellosen Witwe nach Beckers Tod den Lebensunterhalt sicherten. Testamentarisch hatte er verfügt, dass die Sammlung an die Stadt verkauft werden sollte. Diese willigte ein und zahlte in zehn Jahresraten den Betrag von 30.000 DM. So kam die Sammlung bereits 1951 ins Museum. Da ihr Wert aber im Verlauf der folgenden zehn Jahre beträchtlich angestiegen und Grete Beckers nach der

letzten Rate weiterhin auf finanzielle Unterstützung angewiesen war, gewährte ihr die Stadt Düren bis zu ihrem Tod im Jahre 1974 eine kleine Rente. Diese Maßnahme wurde mit der Wertsteigerung der Sammlung und der großen Verdienste Hans Beckers' für seine Geburtsstadt begründet.

Als Künstler und Sammler hatte Hans Beckers selbstverständlich viele Verbindungen zum heimischen Kunstmarkt und zur Galerieszene; auch pflegte er Beziehungen zu anderen Sammlern und Künstlern, mit denen er Graphiken tauschte oder von denen er kaufte. Einer dieser Sammler war der ehemalige Amtsrichter und wohlhabende Notar Dr. Matthias Rech (1878–1946) aus Bonn. Dr. Rech war sehr an Kunst interessiert, verkehrte mit namhaften Kunsthistorikern seiner Zeit wie dem schon genannten Kurator, Kunstsammler und einstigen Museumsleiter des Städtischen Kunstmuseums Düsseldorf, Walter Cohen. Dieser war bereits 1933 von den Nationalsozialisten aus dem Amt entlassen worden. Er hatte selbst eine bekannte Kunstsammlung und half Rech, eine Sammlung von Werken zumeist zeitgenössischer Künstler sowie alter und neuer Graphik aufzubauen. Zwischen Beckers und Rech gab es bis zum Kriegsbeginn einen regen Austausch, der von Rech in Tagebucheinträgen überliefert ist. Zahlreiche Arbeiten in Beckers' Sammlung kamen ursprünglich von Rech; Beckers hatte sie mit ihm getauscht oder von ihm käuflich erworben. Rech berichtete, dass er im Januar 1936 mit Beckers Werke „getauscht“ habe. Es ist aber auch verbürgt, dass Rech an Beckers Blätter verkauft.⁵

Unter den Werken mit der vormaligen Provenienz ‚Rech‘ ist das Berchem-Blatt. Rech muss es von Cohen auf der Versteigerung bei Perl am 6. und 7. Dezember 1935 erworben haben oder Cohen kaufte

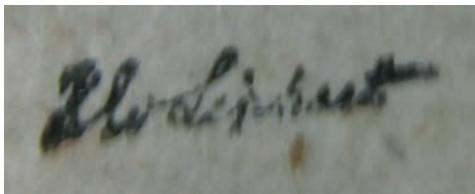


Abb. 3: „KLvLiphart“: Sammlerstempel Karl Eduard von Liphart.

es aus eigener Initiative und vermittelte es an den Sammlerfreund weiter, da er als Kunsthändler arbeitete. Unterlagen über den Ankauf haben sich leider nicht erhalten. Danach, etwa in der Zeit von 1936 bis 1940, kam die Zeichnung in Beckers' Besitz. Auch hierüber gibt es keine Unterlagen. Der Eigentümerwechsel fand aller Wahrscheinlichkeit noch vor Beckers Einberufung in die Propagandastaffel der OT statt. Danach dürfte er kaum mehr Gelegenheit zum Sammeln gehabt haben. Sein Freund Rech starb im September 1946.

IV. Das Berchem-Blatt, die Suche nach Regina Weiss und der entscheidende Hinweis auf Ansbach

Die angebliche Zeichnung befindet sich auf Büttenpapier und hat die Maße von ca. 18 x 31 cm. Sie ist nicht signiert und nicht datiert. Laut Auktionskatalog stammte sie aus der „Sammlung Liphart“. Dieser Hinweis wird bestätigt durch die Tatsache, dass sich auf der Rückseite der Sammlerstempel von Karl Eduard von Liphart (1808–1891) befindet: „KLvLiphart“.

Liphart war ein livländischer Baron, Mediziner, Naturwissenschaftler, Kunsthistoriker und Kunstsammler sowie ein europaweit anerkannter Kunstsachverständiger.⁶ Er wuchs auf Schloss Ratshof in Dorpat, Estland, auf und lebte dort auch viele Jahre, siedelte dann aber, nach Ita-

lienreisen, nach Florenz über. Aufgrund einer großen Erbschaft konnte er als Privatgelehrter und Sammler leben, ohne einem Broterwerb nachgehen zu müssen. Seine Sammlung umfasste italienische, flämische und holländische Meister. Im Schloss Ratshof befindet sich heute das estnische Nationalmuseum. Teile seiner großen Kunstsammlung wurden Anfang Dezember 1876 auf einer Auktion des Leipziger Versteigerungshauses C.G. Boerner zum Verkauf angeboten.

Es gibt einen weiteren Sammlerstempel auf der Rückseite. Dieser ist von seinem Enkel Reinhold von Liphart (zweite Hälfte 19. Jahrhundert), der ebenfalls auf Ratshof bei Dorpat wohnte.⁷ Er erbte den Teil der Sammlung, der nicht verkauft wurde, und brachte ihn zum Teil in den Jahren 1894 bis 1899 in den Kunsthandel. Diese beiden Marken zeigen Stationen der Eigentumsgeschichte an. Der sammlungs geschichtliche Hintergrund unterstreicht einerseits die Bedeutung des Blattes, nämlich die illustre Herkunft aus einer der angesehensten Sammlungen ihrer Zeit, denn dafür wurde die Liphart'sche Sammlung fraglos von Zeitgenossen gehalten, und trug andererseits dazu bei, dass das Blatt als wertvoll betrachtet wurde. Der ihr zugeschriebene Künstler Nicolaes Pieterz. Berchem (1620–1683) zählt zu den Hauptvertretern der niederländischen Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts.

Die genauere Untersuchung der Graphik ergab dann, dass es sich nicht um eine „Handzeichnung“, sondern um einen Abklatsch, eine „contre-épreuve“ handelt. Genau genommen ist es sich also keine originale Handzeichnung, sondern der Abklatsch einer Zeichnung mit dem Titel „Le passage du gué“, deren Original in der Graphischen Sammlung des Louvre in Paris ist.⁸ Daher weist das Dürener Ber-

chem-Blatt den für einen Gegendruck typischen aufgeweichten Strich auf. Vergleicht man das Pariser Motiv mit dem Dürener, fällt sofort auf, dass die Motive im Gegensinn übereinstimmen und die Schraffur gegenläufig ist. Das Blatt ist ein schönes Beispiel für eine freie Ideenskizze Berchems und steht für Qualität. Es ist davon auszugehen, dass Berchem den Abklatsch selbst ausführte.⁹ Vom Künstler gibt es mehrere solcher Gegendrucke, deren Motive Tierstudien und freie Skizzen sind.

Wie kam dieses Werk nun in den Haushalt der Kaufmannsfamilie Weiss? Wie und wann es ihr Eigentum wurde, ist nicht bekannt. Zwischen den Jahren 1876 und 1894 bis 1899, als Teile der Liphart'schen Graphiksammlung verkauft wurden, und dem Jahr 1935, als Regina Weiss sie verauktionieren ließ, gibt es eine große Lücke, in der über den Eigentümer des Werkes nichts bekannt ist. Wir wissen nicht mit Gewissheit, wie lange es die Familie Weiss besessen habt. Nur eines ist gewiss: Irgendwann vor der Auktion bei Perl muss das Bild in ihren Besitz gekommen sein. Vielleicht durch eine Erbschaft oder durch den eigenen aktiven Ankauf. Davon wird weiter unten noch einmal ausführlicher die Rede sein.

Es gehört zum Geschäftsgebaren von Versteigerungshäusern, dass sie mit ihren Kunden Verträge abschließen, in denen die Bedingungen der Auktion und die Versteigerungsobjekte schriftlich fixiert sind. Solche „Versteigerungs-Aufträge“ haben sich teilweise auch aus der Zeit des Nationalsozialismus erhalten. Sie befinden sich unter den erhaltenen Archivbeständen der ehemaligen Reichskammer für bildende Künste in Berlin, die das Versteigerungswesen kontrollierte. Aufbewahrt werden die Aufträge heute im Landesarchiv Ber-

lin, wo sie auch online recherchierbar sind. Für das Jahr 1935 sind beim Buch- und Kunst-Antiquariat Max Perl zwei Auktionen dokumentiert. Die eine war im September, die andere im Dezember. Durch das erhaltene Versteigerungsprotokoll und die darin verzeichneten Namen der Auftraggeber lässt sich die in der Besitzerliste des Auktionskatalogs genannte Abkürzung „W. in M.“ auflösen, denn unter den für Dezember abgeschlossenen Aufträgen zur Kunst-Sammelversteigerung findet sich der Name „Regina Weise“. Tatsächlich hätte es hier „Regina Weiss“ heißen müssen, doch bei der Abschrift des Namens vom Originalvertrag und dem Eintrag in die digitale Datenbank war es wohl zu einem Fehler gekommen, das zweite „s“ des Nachnamens wurde irrtümlich für ein „e“ gehalten, und so wurde aus dem Namen Weiss Weise.¹⁰

Regina Weiss hatte sich in München am 6. November dazu verpflichtet, bei Perl am 6. und 7. Dezember 109 Objekte im Gesamtschätzwert von 4.144 RM versteigern zu lassen. Als Adresse gab sie die Hohenstaufenstraße 10 in München an, als Anlass der Versteigerung „Geldbedarf“. Das Versteigerungshaus war Unter den Linden 19 in Berlin ansässig.

Diese Informationen waren zu Beginn der Provenienzrecherche erarbeitet worden. Zu dem Zeitpunkt gab es noch keine Verbindung zwischen dem Namen Regina Weiss und Ansbach. Erst die weitere Frage, ob es sich bei Regina Weiss vielleicht um eine Jüdin und ein Holocaustopfer handeln könnte, führte zu einer Namensrecherche in den einschlägigen Datenbanken und Gedenkbüchern der Opfer nationalsozialistischer Verfolgung. Hier wurde man schnell fündig: Im „Gedenkbuch Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewalt-

herrschaft in Deutschland 1933–1945“ wird die Gesuchte mit ihrem Geburtsdatum und ihrer ungarischen Geburtsstadt Waitzen (Vác) genannt. Auch findet sich hier der Hinweis, dass sie von München am 20. April 1943 nach „Theresienstadt, Ghetto“ deportiert wurde und am 18. Dezember 1943 ins Vernichtungslager Auschwitz kam.

Die Verbindung zu Ansbach fehlt hier; sie erhält man erst durch die Zentrale Datenbank von Yad Vashem „The Holocaust Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority“, in der die Namen der Opfer der Shoah gesammelt und online abrufbar sind. Dort findet sich die Information, dass Regina Weiss und ihr Ehemann Gabriel in „Ausbach“ gelebt hatten. Eine US-Amerikanerin namens Edith Newhouse Weiss hatte während eines Jerusalem-Aufenthalts die Gedenkstätte Yad Vashem besucht und dort „Zeugnis“ (testimony) über Regina Weiss abgelegt. Von ihr stammt die wichtige Information, dass die Gesuchte in „Ausbach“ ansässig gewesen sei. Da Newhouse Weiss diese Angabe handschriftlich in ein vorgegebenes Formblatt eintrug, wurde in der Abschrift für die Datenbank aus dem „n“ in Ansbach ein „u“, wodurch der Name zu „Ausbach“ verfälscht wurde. Die Frage im Formular, in welchem Verhältnis Newhouse Weiss zu dem Opfer stünde, beantwortete sie mit der Nennung ihres verwandtschaftlichen Verhältnisses zur Toten. Newhouse Weiss war die Enkelin.

Um also mehr über die Geschichte der Regina Weiss zu erfahren, war es naheliegend, eine Internetrecherche über Edith Newhouse Weiss zu machen. Diese führte zu der Internetseite „ObitsforeLife.com“ (*A commercial free obituary and advanced funeral details listing website*). Dort stand ein Nachruf auf Edith Weiss Newhouse.

Sie war vor nicht langer Zeit, am 5. Dezember 2015, im Alter von 90 Jahren gestorben. Im Nachruf fanden sich folgende weiterhelfende Informationen: „*Edith Weiss Newhouse, age 90, Holocaust survivor. Beloved wife of the late Max Newhouse. Cherished mother of Dottie (companion Bud Glick) Fiedler. Devoted grandmother of Marc and Marci Fiedler. [...] In lieu of flowers contribution in Edith's name to U.S. Holocaust Memorial [...].*“

Edith Newhouse Weiss wurde auf einem Friedhof in Deerfield, Illinois/USA, bestattet. Über Lloyd Mandel von „mitzvah funerals“ konnte ein Kontakt zu den Hinterbliebenen hergestellt werden, und auf die Anfrage nach Regina Weiss meldete sich die Tochter von Edith Newhouse Weiss, Dottie N. Fiedler. Sie ist die Urenkelin von Regina Weiss. In ihrer ersten Antwort-Mail bestätigte Dottie Fiedler, dass ihre Urgroßmutter mit zwei Söhnen und vielen weiteren Familienmitgliedern im Holocaust umgekommen sei.¹¹ In einer späteren E-Mail erklärte sie weiter, dass sie und ihre Mutter einmal eine Konferenz in Jerusalem besucht hätten und ihre Mutter während dieses Aufenthalts jenes „*testimony*“ für ihre Großmutter in Yad Vashem abgelegt habe.¹² Etwas später schrieb Dottie N. Fiedler, das Geschäft der Familie Weiss hätte deshalb den humorvollen Namen „Zum Matrosen“ gehabt, weil einer der Söhne zur See gefahren sei. Er sei von den „drei“ Söhnen der einzige, der den Holocaust überlebt hätte und nach dem Krieg nach Argentinien ausgewandert sei. Die drei Söhne hätten Regina Weiss bei der Führung des Geschäfts nach dem Tod ihres Mannes einige Zeit lang unterstützt, wären dann aber ihre eigenen Wege gegangen und hätten sich oft in München aufgehalten.¹³ Merkwürdigerweise spricht Dottie N. Fiedler nur von drei Söhnen,

obwohl es vier waren und es noch zwei Töchter gab, die die ältesten Kinder waren. Auch an den Freitod des Urgroßvaters erinnerte sie sich erst etwas später, nachdem einige E-Mails ausgetauscht worden waren, nämlich dann, als sie gefragt wurde, warum es ihre Urgroßmutter gewesen sei, die die Kunstgegenstände verkauft hatte, und warum nirgendwo ihr Mann Erwähnung finde.

An die ferne Zeit in Ansbach haben die Nachkommen der Familie Weiss in den USA offenbar nur noch vage oder teilweise keine Erinnerungen. Dottie N. Fiedler hatte von der „Sammlung“, d.h., den in die Auktion eingelieferten Gegenständen ihrer Großmutter nie zuvor etwas gehört. Ihre Mutter war zu diesem Zeitpunkt erst zehn Jahre alt, also vielleicht zu jung, um dem Ereignis Aufmerksamkeit entgegenzubringen, vorausgesetzt, sie hätte davon überhaupt gehört. Es konnte aber auch vor dem Kind geheim gehalten worden sein. Sie und ihre Familie lebten in München, die Großmutter in Ansbach. Das Kind konnte schon infolge der geographischen Entfernung viele Dinge nicht mitbekommen. Über die Art und Weise der Erinnerung und Überlieferung der Familiengeschichte innerhalb der überlebenden Familienmitglieder stellte Dottie N. Fiedler fest: „*The family was very secretive in general, however. I believe suicide was not something discussed openly like today and moreover was ,verboten‘ in Jewish (and other) families.*“¹⁴

Die Erinnerungen der Überlebenden und nachfolgenden Generationen in der Familie Weiss sind teilweise lückenhaft und ungenau. Manche Dinge und Ereignisse, wie eben diese „Sammlung“ und die Auktion sind überhaupt nicht in die Erinnerung der Familie, d.h., in das kollektive Gedächtnis, eingegangen, weil entweder

die einen, die darüber hätten Zeugnis ablegen können, dem Holocaust nicht entkamen, oder die anderen, die Überlebenden, darüber schwiegen. So geriet die „Sammlung“ vielleicht in Vergessenheit. Für die Provenienzforschung und Familienforschung ist diese lückenhafte Erinnerung und Überlieferung ein Problem. Insbesondere die erstere muss die Eigentums- und Lebensverhältnisse so exakt wie möglich rekonstruieren. Schließlich muss sie die Frage klären, ob ein NS-verfolgungsbedingt entzogener Vermögensverlust vorliegt. In manchen Fällen hilft hier die Überlieferung der Archive weiter. Im Fall Weiss ist es z.B. das Stadtarchiv Ansbach, das einige Dokumente aufbewahrt, die Einblicke in das Leben der Kaufmannsfamilie Weiss geben.

V. Die Kaufmannsfamilie Weiss

Regina Weiss, geb. Grünwald, wurde am 28. August 1865 in Waitzen (Vác) geboren. Die ungarische Stadt liegt 34 Kilometer nördlich von Budapest.¹⁵ Am 26. Januar 1887 heiratete sie in Waitzen den Kaufmann Gabriel Weiss, der am 10. März 1865 ebenfalls in Waitzen geboren worden war. Die Eheleute hatten nach dem Ersten Weltkrieg und dem Untergang der K.u.k. Monarchie Österreich-Ungarn die ungarische Staatsbürgerschaft. Aus diesem Grund wurden sie im Melderegister von Ansbach sowohl als Deutsche als auch als Ungarn geführt. Die Überlieferung der Daten über die Familie von Regina Weiss ist in der „Ausländerkartei“ weitaus umfangreicher. Dort findet sich auch der Eintrag über Gabriel Weiss' Freitod mit der Angabe der Tötungsart. Das Hand an sich legen unterlag bzw. unterließ teilweise noch immer in der Gemeinschaft gläubiger Juden einem Tabu. Juden, die in den

Freitod gegangen sind, dürfen nicht auf einem jüdischen Friedhof, in „geheilige Erde“ bestattet, sondern müssen außerhalb der Friedhofsmauern beigesetzt werden. Oft wird das pejorativ als „Selbstmord“ bezeichnete Hand an sich legen von einem Familienmitglied als Katastrophe und ‚Schande‘ angesehen, über die nicht gesprochen werden darf oder kann. Man belegt sie im Familienverband mit Schweigen und verheimlicht sie nach außen, sofern das möglich ist. Die Art und Weise der vollzogenen Selbsttötung bleibt dadurch oftmals ein eher düsteres Familiengeheimnis, an dem manchmal über Generationen nicht gerührt wird. Aus dem Melderegistereintrag lässt sich über Gabriel Weiss erfahren, dass er am 24. Januar 1926 in Ansbach aus dem Leben schied, indem er sich erhängte. Weiss war Kaufmann gewesen und hatte sich mit seiner Frau und sechs Kindern am 8. Juli 1914¹⁶ in der fränkischen Stadt niedergelassen. Nur wenige Wochen später begann der Erste Weltkrieg, an dessen Ende nichts mehr so war wie früher. Die alte Welt, die die Familie Weiss noch gekannt hatte, existierte nicht mehr. Untergegangen waren das habsburgische Reich, das die Weiss verlassen hatten, und das wilhelminische Kaiserreich, in das sie eingewandert waren.

Im Stadtarchiv von Vác finden sich keine Hinweise auf Gabriel Weiss und seine Familie, so dass sich nicht feststellen lässt, wann sie die Stadt verlassen haben. Das Archiv besitzt auch kein Einwohnerregister aus der Zeit, in denen der Umzug von Einwohnern festgehalten wurde.¹⁷ Erst durch die Geburtsdaten des zweiten und dritten Kindes, die beide in Wien zur Welt kamen – 1890 und 1894 – und durch das Geburtsjahr ihres vierten Kindes im Jahr 1897 in München lassen sich die Um-

zugsstationen der Familie grob verfolgen. Im Fall Wiens ist es aber unmöglich, die genauen Daten des Zu- und Wegzugs zu ermitteln, denn das Melderegister der Stadt gibt erst ab dem Zeitraum 1904 bis 1910 Auskunft über Neubürger. Von München zog die Familie weiter nach Schwäbisch-Gmünd. Im dortigen Stadtarchiv haben sich im Melderegister die Personen- und Adressbogen der Familie Weiss erhalten. Bevor sie nach Ansbach übersiedelten, unterhielten die Weiss' am Marktplatz 32¹⁸ von Oktober 1912 bis März 1914 ein „Kleiderhaus zum Matrosen“.¹⁹ Die Tochter war bei der Mutter als Verkäuferin angestellt. Offenbar war schon zu diesem Zeitpunkt Regina Weiss die Geschäftsführerin.

Die vier Stationen der Auswanderung waren sicherlich nicht zufällig gewählt. Sie verliefen entlang einer Eisenbahnlinie. Wie in vielen europäischen Ländern in der Zeit der Industriellen Revolution war zwischen Waitzen und Pest 1846 die erste ungarische Eisenbahnstrecke gebaut worden. Sie gehörte später zur Bahnverbindung von Budapest nach Wien. Die Eisenbahn erhöhte die innergesellschaftliche Mobilität. Es ist vorstellbar, dass die Familie Weiss auf diesem Weg erst in die Hauptstadt der K.u.k.-Monarchie kam und dann nach Süddeutschland weiterzog.

In Ansbach ließ sich die Familie schließlich dauerhaft nieder. Darüber, warum sie gerade diese Stadt ausgewählt hatte, kann nur spekuliert werden. Vielleicht boten sich für ihr Geschäft hier die günstigeren Bedingungen und eine vielversprechendere Zukunft. Auch war die jüdische Gemeinde größer als die in Schwäbisch-Gmünd.

Die Informationen aus dem Ansbacher Melderegister geben eine Vorstellung von der Familie Weiss, sie nennen die Anzahl

Abb. 4: Der Meldebogen aus dem Stadtarchiv Schwäbisch-Gmünd.

Photo: Stadtarchiv Schwäbisch-Gmünd.

der Personen, geben Einblick in die berufliche Entwicklung der Kinder und ihre Mobilität. Auf der Grundlage dieser Erkenntnisse können auch Überlegungen über die wirtschaftliche Situation der Familie angestellt und der Frage nachgegangen werden, warum Regina Weiss Anfang November 1935 die Versteigerung ihrer Wertgegenstände in Auftrag gab.

Die Provenienzforschung verfolgt das Ziel, bei der bedenklichen Herkunft eines Kunstwerkes zu klären, ob es möglicherweise NS-verfolgungsbedingt entzogen worden ist. Im Falle des Berchem-Blatts bedeutete das, dass überprüft werden musste, ob die jüdische Kaufmannswitwe das Kunstwerk mit den anderen Wertgegenständen gezwungenermaßen in die Auktion einlieferte und nach dem Verkauf nicht frei über die Verkaufssumme verfügen konnte. Die Bedenklichkeit im Fall Weiss wurde noch verstärkt durch die Tatsache, dass die Versteigerung im Auktionshaus Perl nach dem

Erlass der „Nürnberger Gesetze“ im September 1935 stattfand.

Das rassistische Gesetzeswerk hatte eindeutig das Ziel, die Verfolgung, Ausgrenzung und schließlich die Vernichtung der Juden durch eine Scheinrechtsstaatlichkeit juristisch zu legitimieren. Daher wird in der Provenienzforschung davon ausgegangen, dass ab diesem Datum eine qualitative Verschärfung der NS-Verfolgungspolitik gegenüber Juden einsetzte. Ihnen wurden wesentliche Grundrechte genommen und im wirtschaftlichen Verkehr unterlagen sie bei der Eigentumsveräußerung keinen rechtsstaatlichen Grundsätzen mehr. Vor diesem Hintergrund gilt bei bedenklichen Provenienzen, die nach dem 15. September 1935 ihren Eigentümer wechselten, dass hier die Beweislastumkehr angewendet wird. Nicht die möglicherweise Geschädigten und ihre erbberechtigten Nachfahren müssen beweisen, dass ihnen das Kunstwerk unrechtmäßig

entzogen wurde, sondern die öffentliche Hand, in der sich das Kunstwerk heute befindet, muss den Nachweis erbringen, dass es dieses zu einem vor 1933 marktüblichen Preis erworben hat und der frühere Eigentümer frei über die Verkaufssumme verfügen konnte.

Die Beweislastumkehr im Fall Weiss hat zur Folge, dass wir mehr über Regina Weiss und ihre Familie wissen müssen und Informationen benötigen, die uns einerseits eine Bewertung der wirtschaftlichen Entwicklung ihres Herren- und Knabenbekleidungsgeschäftes ermöglichen und andererseits Auskunft über ihre finanzielle Situation im Jahr 1935 geben. Im Versteigerungsauftrag wurde als Grund „*Geldbedarf*“ angegeben. Diese Information ist unkonkret, man kann sehr viel in sie hineininterpretieren. Geldbedarf muss nicht mit einer prekären Finanzlage gleichgesetzt werden. Über das Geschäft ist lediglich bekannt, dass es bei seiner Ansbacher Kundschaft einen guten Ruf genoss. Doch für Regina Weiss wurde es nach dem Tod ihres Mannes offenbar zunehmend schwieriger, den Laden allein zu führen. Zudem dürfte das jüdenfeindliche Klima in Ansbach nicht geschäftsfördernd gewesen sein.

VI. Die sechs Kinder und das Geschäft „Zum Matrosen“

Regina Weiss war vierundzwanzig Jahre alt, als sie in Waitzen ihr erstes Kind, die Tochter Helene, bekam. Im darauffolgenden Jahr kam ihr zweites Kind, die Tochter Klementine, zur Welt. Zu diesem Zeitpunkt lebte die Familie bereits in Wien. Vier Jahre später, am 13. Oktober 1894, wurde der erste Sohn Armin geboren. Zu diesem Zeitpunkt lebte die Familie noch immer in Wien. Als der zweite Sohn Si-

mon 1897 zur Welt kam, lebte die Familie mittlerweile in München. Auch die nächsten beiden Kinder, ebenfalls Söhne, kamen in München zur Welt: Moritz im Jahr 1900, Richard dann 1901. Bei der Geburt ihres sechsten Kindes war Regina Weiss 36 Jahre alt. Womit die Familie den Lebensunterhalt bestritt, ist nicht bekannt; es ist aber zu vermuten, dass sie bereits hier im Kleiderhandel tätig waren. Alle Kinder schlugen eine kaufmännische Ausbildung ein. Klementine arbeitete bereits in Ansbach im elterlichen Laden als Verkäuferin mit, ihr Bruder Armin machte eine kaufmännische Ausbildung und wurde Kaufmann. Simon, das mittlere Kind, lernte Verkäufer und Techniker, doch er war derjenige, der dann als Matrose anheuerte und auf große Fahrt ging. Von Moritz ist bekannt, dass er als Konditor, Kellner und Kaufmann arbeitete, und beim letzten, Richard, werden als Berufe Verkäufer und Kaufmann angegeben. Alle Kinder haben zu bestimmten Zeiten in dem elterlichen Geschäft mitgeholfen. Dottie N. Fiedler bestätigte das.

Tochter Klementine zog mit 17 Jahren nach München, kehrte aber nach vier Jahren ins Elternhaus zurück. Sie durfte dort wieder als Verkäuferin gearbeitet haben. Im April 1930 verließ sie schließlich Ansbach, um nach München überzusiedeln. Es ist für die späten 1930er Jahre von ihr noch ein „längerer“ Aufenthalt von sechs Tagen in Ansbach dokumentiert, der keine zwei Wochen nach der Reichspogromnacht war. Bezeichnend für das repressive NS-System und den totalitären Überwachungsstaat war, dass der Beginn und das Ende dieses mehrtägigen Verwandtenbesuchs aufgezeichnet und von der Meldebehörde mit „zugezogen“ und „verzogen“ vermerkt wurde.²⁰ Es ist davon auszugehen, dass Klementine ihrer alten Mutter

dabei half, den Umzug nach München vorzubereiten, der dann am Jahresende stattfand.

Simon, „der Matrose“, dessen Seefahrerhintergrund die Eltern angeblich zu dem Namen ihres Geschäfts angeregt haben soll,²¹ war im November 1915 zum Militär eingezogen worden, überlebte den Krieg aber. Er ging 1924 nach München, hielt sich zwischenzeitlich in Nürnberg auf und zog von da 1926 zurück nach Ansbach. Am 2. Januar 1933 verließ er die Stadt endgültig und ging nach Hamburg.

Auch der Bruder Moritz war viel unterwegs. Schon 1917 zog er nach München, für 1919 sind häufige Ortswechsel verzeichnet, die ihn u.a. wiederum in die bayerische Landeshauptstadt führten. In Ansbach hielt er sich von 1921 bis 1922 und 1923 bis 1927 auf. Im Oktober 1927 heiratete er in Ansbach die Protestantin Christine Dorothea Hartl, die am 12. Mai 1903 in Schweinfurt geboren worden war. Sie hatte zwei Kinder: Edith Hartl, geb. 28. September 1925 in Obing, und Ingeborg Hartl, geb. 16. November 1926 in Pegau. Die Familie zog im Oktober 1930 nach München.

Der jüngste Spross der Familie, Richard, war ebenfalls im Jahr 1917, einen Monat vor seinem Bruder Moritz, nach München gegangen. Neben der Landeshauptstadt wird bei ihm des Weiteren von Aufenthalten in Frankfurt und Pasing berichtet. Im September 1925 verließ er offenbar Ansbach endgültig in Richtung München.

Armin, der Zweitgeborene und älteste Sohn, scheint derjenige in der Familie gewesen zu sein, der in die „Fußstapfen“ des Vaters trat oder treten musste. Er wurde im November 1914 zum Militär eingezogen, überstand den Krieg aber offenbar unbeschadet. Er heiratete die Katholikin Hedwig Haureiter und hatte mit

ihr eine Tochter, die Elisabeth hieß. Ende Januar 1935 zog er mit der Familie nach München. Im Oktober 1938 verließ er Deutschland und emigrierte dorthin, woher einst seine Eltern gekommen waren: er ging nach Budapest. Da Armin bis 1935 immer in Ansbach gelebt hatte, war er wohl derjenige, der mit der Mutter das Geschäft geführt hatte.

Zu Regina Weiss' Haushalt gehörte noch ihre Schwiegermutter, die gleichfalls Regina (oder Regine) hieß und eine geb. Lichtenstein war. Sie wurde am 4. Februar 1837 in Serdahell, Bezirk Preßburg, geboren. Gabrieles Vater, Moritz Weiss, war Kaufmann wie auch Regina Weiss' Vater, Simon Grünwald. Gabriel Weiss' hochbetagte Mutter verließ mit 80 Jahren Vác und zog am 24. März 1917 ins Haus ihres Sohnes. Sie starb in Ansbach mit 85 Jahren am 21. Oktober 1922.

Das Kaufmannsehepaar Weiss hatte nicht sofort nach der Niederlassung in Ansbach ihr Herren- und Knabenbekleidungsgeschäft in dem Haus in der Uzstraße Nr. 39. Diese Straße war die wichtigste Einkaufsstraße der Stadt, in der es viele jüdische Geschäfte und Händler gab. Da sie das Haus mit den Geschäftsräumen im Erdgeschoss erst 1921 kauften, muss ihr Geschäft vorher woanders gewesen sein. Wo ist aber nicht bekannt. Das Haus Nr. 39 hatte bis 1911 dem Bäckermeister Joh. Fahr und von 1912 bis 1919 dem Bäckermeister Gg. Riegel gehört. Als neue Bewohner führte das Melderegister Regina Weiss, ihren Mann und Sohn Armin. Interessanterweise ist es Regina Weiss und nicht ihr Mann, die als Inhaberin des Geschäfts registriert ist. Die Häuserkartei des Stadtarchivs weist sie als Eigentümerin des Hauses und Geschäfts für die Zeit von 1921 bis zum 12. Januar 1933 aus. Am 26. April 1933 wurde dann der Kaufmann



Abb. 5: Die Uzstraße in Ansbach. In der Mitte hinten das Geschäft „Zum Matrosen“.

Photo: Stadtarchiv Ansbach.

Hans Schellenberger als neuer Eigentümer der Uzstraße Nr. 39 eingetragen.

Regina Weiss hatte also offenbar das Geschäft Ende 1932 geschlossen und das Haus im Januar verkauft. Der Laden mit seinem Warenbestand wurde nicht vom neuen Eigentümer übernommen und weitergeführt. Stattdessen richtete Schellenbergers Schwiegermutter in den Räumen ein Feinkostgeschäft ein.

Zum Zeitpunkt der Geschäftsauflösung und des Hausverkaufs war Regina Weiß 65 Jahre alt. Im August 1933 feierte sie ihren 66. Geburtstag. Von ihren sechs Kindern lebte nun nur noch der 38 Jahre alte Armin mit im Haushalt in der Uzstraße. Sohn Simon mit seinen 35 Jahren ist bereits in Hamburg.

Es sieht ganz danach aus, dass Regina Weiss sich in den Ruhestand zurückzuziehen gedachte, und weil es keinen Geschäftsnachfolger gab, verkaufte sie Haus

und Geschäft im Januar 1933. Nach zwölf oder dreizehn Jahren hörte das Unternehmen „Zum Matrosen“ zu existieren auf. Keines der Kinder wollte es offenbar weiterführen. Starke Indizien sprechen dafür, dass es die schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen und das jüdische Umfeld waren, die sie und ihre Kinder dazu bewogen, nicht weiterzumachen.

Nach dem Hausverkauf lebte Sohn Armin mit seiner kleinen Familie noch zwei Jahre bei der Mutter. Die neue Adresse war In der Reitbahn 1. Am 31. Januar 1935 schließlich zog auch er mit seiner Familie fort. Regina Weiss wohnte noch bis zum 14. Dezember 1935 in der Reitbahn 1, ehe sie eine neue Wohnung in der Hermann-Göring-Straße 10 bezog. Es stellt sich hier die Frage, warum sie ausgerechnet in eine Straße zog, die nach dem zweitmächtigsten Nationalsozialisten umbenannt worden war. Göring war nicht

gerade bekannt für seine judenfreundliche Haltung. Doch die vormalige Karolinenstraße war eine Straße, in der weitere Juden wohnten wie der Viehhändler Julius Weißmann mit seiner Frau, die gleich im Haus Nr. 9 lebten.

In Ansbach war der Antisemitismus bereits vor 1933 öffentlich sichtbar geworden. Im Jahr 1923 fanden sich an jüdischen Geschäften rote Zettel mit der Aufschrift „*Die Juden sind unser Unglück*“. Der jüdische Friedhof wurde erstmals 1927 verwüstet. 1932 wiederholte sich die Schändung. Rabbi Dr. Leo Adler, Sohn eines jüdischen Lehrers, erlebte Ansbach schon vor dem NS-Regime als „*eine mit Judenhass erfüllte Stadt*“,²² in der Juden offen antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt waren. Nach der „Machtergreifung“ nahm die Verfolgung zu. Der NSDAP-Stadtrat beschloss, auswärtigen Juden nach dem 1. April 1933 kein Niederlassungsrecht mehr zu gewähren. Die wirtschaftliche Ausgrenzung und Ausschaltung von Juden aus dem Geschäftsleben ging einher mit ihrer gesellschaftlichen Ächtung, die auch auf der Straße gut sichtbar war. Die rassistischen Stadtratsbeschlüsse wurden durch eine Flut von Plakaten mit antisemitischen Parolen verbreitet und betrieben antijüdische Hetze.

Der Siegeszug der Ansbacher Nationalsozialisten im Januar 1933 kam keineswegs überraschend. Schon in der Weimarer Republik erzielte die NSDAP als „Völkischer Bund“ bei den Wahlen Ergebnisse, die die NSDAP reichsweit erst 1929 erreichte. In Ansbach erzielte sie über 45 Prozent. Bei den Reichstagswahlen am 5. März 1932 vereinigte sie sogar 53,57 Prozent der Wählerstimmen auf sich, während es im Reich nur 43,91 Prozent waren. Ansbach war eine alles andere als „judenfreundliche“ Stadt, wozu auch der Umstand beigetra-

gen haben dürfte, dass Julius Streicher, der selbsternannte „Frankenführer“ und Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes „Der Stürmer“, quasi gleich nebenan agierte. Auch waren insbesondere die protestantischen Städte und Regionen in Franken anfällig für die nationalsozialistische Ideologie. Für Ansbach bedeutete das, dass ab 1933 der Nationalsozialismus im Straßenbild unübersehbar war. Der Boykott jüdischer Geschäfte gab einen Vorgeschmack darauf, was in Zukunft noch alles kommen würde.²³

Regina Weiss war Mitglied im „Israelitischen Frauenverein“, der fest in der jüdischen Gemeinde verankert war und sich für soziale Fragen und bedürftige jüdische Frauen und Mädchen einsetzte. Regina Weiss und ihrer Familie konnte der zunehmende Antisemitismus nicht verborgen geblieben sein. Es lässt sich zwar nur mutmaßen, ob der Wegzug ihrer Kinder in die bayerische Metropole München damit etwas zu tun hatte, denn in der Großstadt herrschte ein offeneres Klima. Doch die Weiss-Kinder waren nicht die einzigen Juden, die angesichts der wachsenden Spannungen die Stadt verließen. Auch waren sie als Juden sicherlich bekannt, ihr angesehenes Geschäft und vielleicht auch das wohltätige Tun der Mutter sorgten für eine gewisse Prominenz. Das verstärkte eher die Bedrohungslage. Dass in der Nacht des 9./10. November 1938 zahlreiche Geschäfte und Wohnungen von SA-Männern angegriffen und verwüstet wurden und darunter auch Regina Weiss als Opfer war, unterstreicht das.

Einem Augenzeugenbericht zufolge soll absurdweise auch das Haus in der Uzstraße Nr. 39 dazugehört haben, obwohl dessen Besitzer Protestant war:²⁴ „*Im Übrigen wurde noch in den Wohnungen von Ernst Aal (Sonnenstraße 2), Jakob Aal (Sonnen-*

straße 5), Josef Schwarz (Platenstraße 14), Salomon Josef (Karolinenstraße 10) und Regina Weiss (Uzstraße 39) gewütet.“²⁵

Hier brachte der Augenzeuge wohl die Straßennamen durcheinander. Regina Weiss lebte ja zu dem Zeitpunkt nicht mehr in der Uzstraße, sondern in der Hermann-Göring-Straße. In diesem Haus waren die Wohnungen von Salomon Josef und Regina Weiss verwüstet worden. Für die 73 Jahre alte Frau muss dieser Gewaltexzess ein Schock gewesen sein. Hieraus erklärt es sich sehr wahrscheinlich, dass Tochter Klementine bald darauf nach Ansbach kam und ihrer Mutter bei den Vorbereitungen für den Umzug nach München half. Am 29. Dezember verließ Regina Weiss Ansbach und sollte nie wieder zurückkehren.

Die Nationalsozialisten erklärten am 1. Januar 1939 die Stadt als „judenrein“. Tatsächlich lebten aber noch weiterhin über ein Dutzend Juden dort. Regina Weiss blieben in ihrem neuen Domizil in München nur noch zweieinhalb Jahre, bevor sie am 20. April 1943 erst in das Konzentrationslager Theresienstadt und dann am 18. Dezember 1943 ins Vernichtungslager Auschwitz deportiert wurde. Dort wurde sie am 30. Dezember ermordet.

Von ihren Söhnen findet sich in der *Central Database of Shoah Victims' Names* nur der Name ihres Sohnes Arni.

VI. Die „Sammlung“ seltener und wertvoller Bücher und alter Graphik

Regina Weiss' Versteigerungsauftrag fällt genau in die Zeit, in der sie ihren zweiten Umzug geplant haben muss. Sie unterschreibt den Vertrag am 6. November 1935 in München. Möglicherweise hatte sie einen Buch- und Kunsthändler damit beauftragt, der für sie die organisatori-

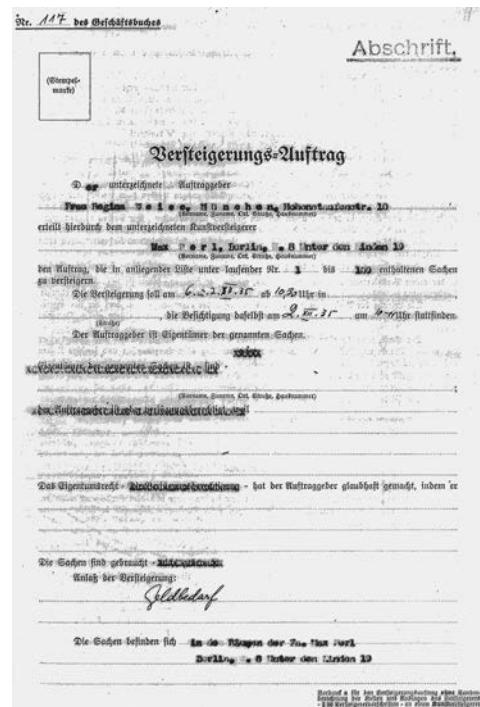


Abb. 6: Kopie des Versteigerungsauftrags der Regina Weiss.
Photo: Landesarchiv Berlin.

schen Dinge wie Wertschätzung, Vertragsmodalitäten, Transport etc. regelte und durchführte. Die Auktionsgegenstände mussten taxiert und in einer Liste erfasst, dann nach Berlin geschickt werden, um dort rechtzeitig zur Auktionsvorbesichtigung zu sein. Am 6./7. Dezember fand die Auktion statt und am 15. Dezember zog Regina Weiss um. Warum sie im Versteigerungsauftrag die Münchner Anschrift Hohenstaufenstraße 10 angab, konnte bisher nicht geklärt werden. Vielleicht wohnte dort eines ihrer Kinder. Doch lässt sich keines unter dieser Adresse nachweisen. Die Tochter hätte jedoch, wenn sie verheiratet gewesen ist, den Namen ihres Mannes getragen. Darüber ist aber nichts bekannt.

Die Entscheidung für den Verkauf der

Anmeldung

Oberfränkische Regionalfahrt am 15. September 2018 von Bayreuth und Bamberg zur Cadolzburg und nach Triesdorf; 30 € p.P.

Zutreffendes bitte ankreuzen!

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich an:

Name _____

Vorname

Name _____

Vorname

Straß

Ort

Telefon*

E-Mail*

(* – freiwillige Angaben)

Anzahl Erwachsene

Anzahl Kinder/Jugendliche

Die Teilnahmegebühr in Höhe von € zahle ich / zahlen wir bis 3 Tage vor Veranstaltungsbeginn auf das Konto des FRANKENBUNDES ein:

IBAN: DE 67 7905 0000 0042 0014 87 // **BIC:** BYLADEM1SWU

Änderungen vorbehalten! Die Veranstaltungen sind leider nicht durchgängig behindertengerecht.

Datum

Unterschrift

Anmeldung bitte schicken an: FRANKENBUND e.V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg; Fax: 0931-45 25 31 06; E-Mail: info@frankenbund.de; Tel.: 0931-567 12

Anmeldung zum 7. Fränkischen Thementag
„Fränkische Dialekte“ am 22. September 2018 in Arnstein

– Auch Nicht-Mitglieder sind herzlich willkommen! –

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich zum 7. Fränkischen Thementag am 22. September 2018 an:

Name Vorname Frankenbund-Mitglied: Ja Nein

Name Vorname Frankenbund-Mitglied: Ja Nein

Straße Ort

Telefon* E-Mail* (* – freiwillige Angabe)

NEU: Die **Verpflegung** (Begrüßungsimbiss, **Mittagessen**, Nachmittagskaffee mit Kuchen) ist in der Tagungsgebühr **inbegriffen**, da es im Ort keine Einkehrmöglichkeit gibt. Vor Ort zu zahlen sind lediglich die Erfrischungsgetränke. Wer kein Mittagessen wünscht, zahlt einen reduzierten Betrag; aus organisatorischen Gründen ist eine Änderung des Essenswunsches vor Ort nicht möglich.

Die Teilnahmegebühr beträgt

- für Frankenbund-Mitglieder sowie für Mitglieder des Vereins „Unterfränkisch“ 40 EUR p.P.;
 für Nicht-Mitglieder 45 EUR p.P.

In diesem Preis inbegriffen sind die Tagungsgebühr, die Verpflegung (außer Erfrischungsgetränke), Filmvorführung, Konzert und Führungen.

Teilnahmegebühr ohne Mittagessen (ansonsten wie oben):

- für Frankenbund-Mitglieder sowie für Mitglieder des Vereins „Unterfränkisch“ 30 EUR p.P.;
 für Nicht-Mitglieder 35 EUR p.P.

Essenswunsch bitte ankreuzen:

- Schnitzel Wiener Art mit Pommes frites und Salat für Person(en)
 - Fränkische Bratwürste mit Bratkartoffeln und Salat für Person(en)
 - Spinatknödel mit Gorgonzolasauce für Person(en)

Die Teilnahmegebühren in Höhe von insgesamt EUR zahle ich / zahlen wir bis zum 17. September 2018 ein auf das Konto des FRANKENBUNDES:

IBAN: DE67 7905 0000 0042 0014 87 / BIC: BYLADEM1SWU

Datum Unterschrift

Änderungen vorbehalten! Die Veranstaltung ist leider nicht durchgängig behindertengerecht.
Die erhobenen personenbezogenen Daten dienen einzig der Vorbereitung der Veranstaltung, werden
nicht ausgetauscht. Die Anmeldung erfolgt ab dem 22. September 2018 auf der Internetseite

Bitte zurücksenden an:
Frankenbund e. V., Stephanstr. 1, 97070 Würzburg // Fax: 0931-45 25 31 06 //
E-Mail: fse@frankenbund.de // Tel.: 0931-55712

Sammlerobjekte fällte Regina Weiss vor ihrem Umzug, daher liegt es nahe, dass beide Ereignisse etwas miteinander zu tun hatten. So erscheint es denkbar, dass die alte Dame wegen einer kleineren Wohnung ihre Besitztümer verringern wollte/musste und sich deshalb von einem Teil trennte. Oder rührte der im Versteigerungsauftrag genannte Grund „*Geldbedarf*“ vielleicht daher, dass sie die Wohnung nicht gemietet, sondern gekauft hatte und aus diesem Grund Geld benötigte? Doch ist es vorstellbar, dass sie nach den „Nürnberger Gesetzen“ und den judenfeindlichen Verhältnissen in Deutschland neues Eigentum erwarb?

Noch eine andere Erklärung ist möglich: Es könnte die Situation der oder eines Teils der Familie gewesen sein, die ihre Entscheidung mit beeinflusste. Vielleicht brauchte sie das Geld zur Unterstützung ihrer Kinder, die teilweise durch das Arbeitsverbot für Juden in finanzielle Schwierigkeiten geraten waren und überlegten, ob sie auswandern sollten. Auch diese Entscheidung war eng mit der finanziellen Frage verknüpft. Für die Auswanderung und das Leben im Exil brauchte man Geld.

Die beiden Söhne Armin und Moritz wanderten tatsächlich 1938 nach Ungarn aus und versuchten, sich in Budapest mit ihren Familien durchzuschlagen. Moritz Weiss, der eine Stellung als „*fremdsprachlicher*“ Oberkellner im Deutschen Theater in München gehabt hatte, war bereits 1933 entlassen worden. Die wirtschaftliche Situation seiner Familie verschlechterte sich dermaßen, dass seine Tochter Edith nicht mehr die geplante Mittelschule mit der anschließenden Ausbildung an einer Handelsschule machen konnte. Nach der Ausreise des Vaters nach Ungarn folgten ihm Edith und seine Frau Dorothea im Juli 1939 nach Budapest. Für Edith war dort

die Fortsetzung der Schule nicht möglich, sie musste die Eltern im täglichen Überlebenskampf unterstützen und arbeitete mit vierzehn Jahren als Kindermädchen, Aufzugsführerin, Packerin und in anderen schlecht bezahlten Stellungen. Moritz Weiss wurde Ende 1940 interniert und im Sommer 1941 nach Polen deportiert. Seine Frau und Tochter lebten illegal weiter in der ungarischen Hauptstadt. Mit sechzehn Jahren kehrte Edith schließlich nach Deutschland zurück und wurde im Herbst 1942 vom Jugendgericht München wegen des illegalen Grenzübertritts und Spionageverdachts angeklagt. Die Anklage wegen Spionage wurde zwar fallen gelassen, doch wegen des illegalen Grenzübertritts wurde Edith verurteilt. Von da an musste sie sich regelmäßig bei der Gestapo melden.²⁶

Das Schicksal von Regina Weiss' Sohn Armin und seiner Familie dürfte ähnlich verlaufen sein, auch wenn über deren Lebenssituation ab dem Umzug nach München im Januar 1935 und seine Exilstationen nach 1938 nichts bekannt ist. Als Kaufmann „mit jüdischem Hintergrund“ dürfte er es in München schwer gehabt und keine guten beruflichen sowie wirtschaftlichen Aussichten vorgefunden haben. Aus all diesen Gründen ist daher sehr wahrscheinlich, dass Regina Weiss versucht haben dürfte, ihren Kindern in der sich immer prekärer gestaltenden Lage zu helfen und sie mit Geld zu unterstützen. Der im Versteigerungsauftrag genannte Grund „*Geldbedarf*“ ließe sich in diesem Fall so erklären.

Der Verkauf der kleinen Bibliothek mit den wertvollen Büchern und der Kunstwerke hatte vielleicht allein dem Zweck gedient, die schlechte Lage der Familie zu verbessern und die Voraussetzung für die Auswanderung zu schaffen. Ohne die

nationalsozialistische Verfolgung und den Holocaust wäre der familiäre Besitz, der womöglich schon seit mehreren Generationen in der Familie war, vielleicht nicht veräußert worden. Im Gegenteil sieht es ganz danach aus, dass Regina Weiss sich wegen der Notlage ihrer Familie und wachsenden Verfolgung zu dem Schritt entschloss.

Wie viele von den 109 eingelieferten Objekten tatsächlich verkauft wurden und was für sie insgesamt bezahlt wurde, ist unbekannt. Einen Preisbericht von der Auktion gibt es nicht, denn es haben sich keine Unterlagen darüber erhalten. Überliefert sind lediglich die Schätzpreise, die auf der Abschrift des Verzeichnisses der zu versteigernden Gegenstände angegeben sind. Zum Beispiel war die Berchem-Zeichnung mit 40 RM taxiert worden. In diesem Falle ist der Kaufpreis jedoch bekannt. Er betrug 53,85 RM.²⁷ Ob es sich dabei um einen angemessenen Preis handelte, lässt sich auf der Grundlage der wenigen bekannten Preise für Berchem-Graphik derzeit nicht sagen. Für eine signierte Berchem-Zeichnung war bei C.G. Boerner 1929 180 RM bezahlt worden, eine andere nicht signierte Zeichnung in vergleichbarer Größe war von Perl für eine Auktion im Mai 1935 auf 20 RM geschätzt worden. Diese wenigen Daten sind nicht wirklich aussagekräftig. Das Fehlen von Geschäftszahlen macht es unmöglich, eine Aussage darüber zu treffen, ob die Vermögenswerte von Regina Weiss NS-verfolgungsbedingt entzogen wurden. Über ihre Vermögensverhältnisse wissen wir ebenfalls fast nichts und können nur darüber spekulieren, wie ihre finanzielle Lage im Zeitraum 1933 bis 1938 war.

Trotzdem sind weitere Fragen möglich. Zum Beispiel, was der Verkauf des Hauses und des Geschäfts bedeutete und wie viel

die Familie dadurch einnahm. Konnte sie das Haus in der Uzstraße angesichts der etwas abklingenden Wirtschaftskrise zu einem angemessenen Preis verkaufen? Stellte die Wohnung in der Reitbahn 1 einen für den sozialen Status angemessenen Alterswohnsitz dar? Da Regina Weiss dort nicht allein wohnte, sondern mit Armins Familie, musste die Wohnung ausreichend groß sein. Dieselbe Frage stellt sich beim zweiten Umzug. Ging mit ihm eine Verschlechterung der Wohnverhältnisse einher oder konnte Regina Weiss ihren Lebensstandard halten? Oder musste sie auch aus diesem Grunde ihre „Sammlung“ verkaufen?

Bei der „Sammlung“ handelte es sich vor allem um sehr seltene, teilweise wertvolle alte Bücher, darunter Inkunabeln aus der Zeit vor 1500. Insgesamt waren es 92 Bände. Die übrigen siebzehn Stücke waren Kunstwerke von unterschiedlicher Qualität und unterschiedlichem Wert. Von einer bedeutenden Bildersammlung kann man sicher nicht sprechen, aber es waren bemerkenswerte Stücke darunter. Das Werk mit dem höchsten Schätzwert war ein Buchholzschnitt von Schreiber, der mit 250 RM taxiert wurde, gefolgt von einem nicht näher bezeichneten Selbstporträt von Rembrandt für 80 RM. Die Bilder sind von niederländischen, deutschen, französischen und italienischen Künstlern. Es gibt sechs Landschaften von Van de Velde (10 RM), eine Darstellung der Heiligen Matthäus, Markus und Johannes von Heinrich Aldegrever oder Georg Pencz (50 RM), eine Radierfolge über Bettler und Bauern von Roelant Savery (25 RM), jeweils ein Werk von Pietro Testa (35 RM), Abraham Bloemart (50 RM), Johann Georg von Dillis, Moritz Rugendas, François-Alexandre Verdier und weitere. Da bis auf die Handzeich-

nungen (Nr. 100. Verdier, „Hist. Szene, Rötel“; Nr. 103 Bergem, „Hirten an der Furt, Bleistiftzeichnung; Nr. 109. „Italienisch, 16. Jahrh. Familie, Kohlezeichn“) keine näheren Angaben zu den Kunstwerken gemacht wurden und die Schätzpreise zwischen 10 und 25 RM liegen, ist zu vermuten, dass es sich zumeist um druckgraphische Blätter handelte. Das Berchem-Blatt in der Abklatsch-Technik unterstützt diese These. Es ist so qualitätvoll, dass es als originale Handzeichnung verkauft werden konnte.

Etwas anders verhält es sich bei den Büchern. Von ihnen stechen preislich fünf Inkunabeln heraus: Bibel, Straßburg 1485, im Ledereinband (250 RM); Bibel, Augsburg 1490, im Holzeinband (250 RM); Antonius Florentinus, Venedig 1479 (100 RM); Albertus de Padua, Venedig 1476, Prtgbd. (120 RM); Magnus Mediolanensis, Paris 1483, Hirschledereinband (250 RM). Zwei weitere Bücher, Dalechamps „Historia generalis“ (Lederbände) und ein Band mit dem Titel „Regum Francorum“ von 1554 wurden jeweils mit 100 RM taxiert. Das alles waren keine unerheblichen Werte, und es stellt sich die Frage, ob diese ungewöhnlichen Bücher und Kunstwerke von der Kaufmannsfamilie selbst gesammelt worden waren oder ob sie diese geerbt hatten. Leider fehlen die Quellen, um das aufzuklären zu können.

VII. Der Fall Weiss im Spiegel des Düsseldorfer Restitutionsfalles Traube

Handelte es sich bei der Versteigerung der Kunstwerke und Bücher um eine „Judenauktion“? Verkauft wurde Regina Weiss infolge einer verfolgungsbedingt entstandenen wirtschaftlichen Notlage? Wie wir gesehen haben, ist das keine leicht zu beantwortende Frage.

Es gab im Jahr 2015 einen ähnlich gelagerten, deshalb vergleichbaren Fall. Das Düsseldorfer Museum Kunstpalast hatte im Restitutionsfall „Traube/Stadt Düsseldorf“ eine Lösung zu finden, und beide Streitparteien erklärten sich bereit, die Auseinandersetzung von der Beratenden Kommission für die Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogener Kulturgüter insbesondere aus jüdischem Besitz schlachten zu lassen. Sie sollte eine Empfehlung zu einer gerechten und fairen Lösung aussprechen, mit der beide Seiten leben könnten. Dieser Schlichterspruch wurde am 30. November 2015 gefällt.

Um was ging es im Fall Traube? Die Berliner Verlegerfamilie Traube hatte ein Gemälde des niederländischen Malers Abraham Mignon auf einer Auktion 1935 versteigern lassen. Das Bild hatte sie nach dem Tod Ludwig Traubes 1928 geerbt. Die Traubes hatten einen jüdischen Hintergrund und gehörten zu den kollektiv Verfolgten des NS-Regimes. Das Bild gelangte nach seinem Verkauf an die Düsseldorfer Galerie Paffrath, die es weiter an das Städtische Kunstmuseum bzw. die Stadt Düsseldorf verkaufte. Die Erbengemeinschaft Traube stellte an die Stadt Düsseldorf ein Restitutionsgesuch mit dem Argument, bei der Auktion damals hätte es sich um eine „Judenauktion“ gehandelt, um einen NS-verfolgungsbedingt entzogenen Vermögensverlust. Diese Einschätzung war aber zwischen den Parteien streitig.

Bereits nach dem Krieg hatte die Familie einen Wiedergutmachungsantrag gestellt, der auch positiv beschieden worden war. Das Entschädigungsamt in Berlin (West) hatte die Versteigerung des Hausinventars der familieneigenen Villa und der Kunstgegenstände einschließlich des Mignon-Gemäldes auf der Auktion als verfolgungsbedingt anerkannt. Es zahlte

für den Verlust eines Teils des Hausinventars und der 1935 veräußerten Kunstgegenstände sowie die Auswanderungskosten im Jahr 1962 eine Entschädigung in Höhe von 20.000 DM. Dieser Bewilligungsbescheid implizierte vor dem Hintergrund der damals bekannten Umstände, dass die Versteigerung des Gemäldes als verfolgungsbedingt anerkannt wurde.

Während die Erbengemeinschaft davon ausging, dass die Machtübernahme der Nationalsozialisten die Familie Traube in sich dramatisch verschlechternde finanzielle Verhältnisse stürzte, ergaben weitere Recherchen durch die Stadt Düsseldorf, dass die Familie bereits in den 1920er Jahren große Finanzprobleme hatte und unter Überschuldung litt. Tatsächlich wäre die Versteigerung nicht verfolgungsbedingt gewesen, so der Einwand der Stadt, sondern sie wäre zum Zwecke der Auseinandersetzung der Erbengemeinschaft durchgeführt worden. Es habe sich ausschließlich um eine „*Regelung innerfamilialärer Auseinandersetzungen und aufgelaufer bedrohlicher Schulden*“ gehandelt.

Die Beratende Kommission sah in der Erbengemeinschaft Personen, die im NS-Regime kollektiv verfolgt wurden. Sie stellte fest, dass der bei der Versteigerung erzielte Preis für das Gemälde infolge fehlender Unterlagen nicht mehr festzustellen sei. Die Frage, ob ein zu dem Zeitpunkt gültiger Marktwert erzielt worden sei, lasse sich nicht mehr beantworten. Dagegen sei aber unstreitig, dass die Familie über das Geld frei verfügen konnte. Auch wenn ebenso unstrittig ist, dass die wirtschaftliche Notlage der Erbengemeinschaft zum Zeitpunkt der Versteigerung des Gemäldes eine Tatsache ist, könne das aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass konkrete Anhaltspunkte dafür fehlen, ob und in welchem Umfang die Zuspitzung

der wirtschaftlichen Notlage durch die allgemeine Wirtschaftskrise und/oder den Beginn der NS-Herrschaft verursacht worden ist. Ob der nationalsozialistische Verfolgungsdruck bei dieser Versteigerung dennoch eine wichtige Rolle gespielt habe, bleibe dagegen ungewiss.

Die Kommission gelangte zu dem Schluss, dass die Geschichte der Versteigerung des Gemäldes nicht mehr aufzuklären und deshalb die von der Erbengemeinschaft geforderte Restitution nicht zu empfehlen sei. Sie sah die angestrebte gerechte und faire Lösung in einem Ausgleich der Interessen beider Parteien und empfahl daher, dass die Stadt Düsseldorf das Gemälde nicht restituiieren, der Erbengemeinschaft nach Ludwig Traube aber 200.000 Euro zahlen solle.

Im Fall Weiss handelt es sich um ein deutlich weniger wertvolles Kunstwerk. Sein Wert wurde vom Kölner Auktionshaus Van Ham vor einigen Jahren auf 1.500 Euro geschätzt. Ähnlich wie im Fall Traube lässt sich die Geschichte der Auktion bei Max Perl 1935 nicht mehr aufklären, auch bleibt die finanzielle Lage der Familie Weiss unklar. Doch vor dem Hintergrund der historischen Verhältnisse in Ansbach vor und nach 1933 und der Ermordung von Regina Weiss und zahlreicher Familienangehöriger im Holocaust ist klar, dass sie zu dem kollektiv Verfolgten gehörten. Zwar verkaufte Regina Weiss und ihre Familie das Haus und das Geschäft noch vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten, doch dürfte dabei das zunehmend jüdenfeindliche Klima eine Rolle gespielt haben. Angesichts der drohenden neuen gesellschaftlichen Verhältnisse sah die Familie sehr wahrscheinlich keine Zukunft für ihr Geschäft und entschied sich deshalb für die Aufgabe. Insofern wäre der Verkauf mittelbar vom

immer stärker werdenden nationalsozialistischen Verfolgungsdruck beeinflusst gewesen. Nach der „Machtergreifung“ verschlechterte sich die Situation von einzelnen Familienmitgliedern ganz erheblich, so dass sie sich schließlich zur Auswanderung gezwungen sahen. Regina Weiss' Entscheidung zur Einlieferung der Bücher und Kunstwerke in die Auktion kann davon nicht unabhängig betrachtet werden, weil die meisten jüdischen Familien versuchten, sich gegenseitig zu helfen und einen Ausweg zu finden. Höchstwahrscheinlich brauchte Regina Weiss das Geld für ihre hilfsbedürftigen Kinder. Sie war nach den Vorstellungen der damaligen Zeit eine alte Frau, die die Besitztümer weniger dringend benötigte als ihre Kinder den Erlös aus deren Verkauf. Es wäre daher nicht verwunderlich, wenn sie sich zum Verkauf gezwungen sah, da sie keinen anderen Ausweg sah.

Eine eindeutige Einschätzung der individuellen Lage der Familie ist nicht mehr möglich. Sehr wahrscheinlich haben mehrere Gründe eine Rolle gespielt, die NS-Verfolgung der Juden muss zu diesem Zeitpunkt aber nicht ausschlaggebend gewesen sein. Auch wenn auf der Grundlage

der Erkenntnisse nicht einzuschätzen ist, ob die Familie durch die nationalsozialistische Verfolgung in zunehmend schlechtere wirtschaftliche Verhältnisse geriet und daher Regina Weiss gezwungenenmaßen den Berchem-Druck mit anderen wertvollen Objekten in die Auktion einlieferte, muss eindeutig festgestellt werden, dass Regina Weiss zur Gruppe jener Personen gehörte, die im NS-Regime kollektiv verfolgt wurden. Aus diesem Grund entschied die Stadt Düren und das Leopold-Hösch-Museum & Papiermuseum Düren, das Berchen-Blatt an die Erben zurückzugeben. Die Erben haben beschlossen, dass es als Dauerleihgabe in Düren bleiben kann.²⁸

Kai Artinger ist promovierter Kunsthistoriker und Autor; er lebt in Berlin und Stuttgart. Als Provenienzforscher führte er 2015 bis 2017 ein Provenienzforschungsprojekt für das Leopold-Hösch-Museum in Düren durch; seit Dezember 2017 arbeitet er als Provenienzforscher für das Kunstmuseum Stuttgart. Seine Anschrift lautet: Ferdinandstraße 24, 12209 Berlin, E-Mail: k.artinger@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Max Perl, Berlin, Bücher des 15.-20. Jahrh. – Berolinensien: alte u. moderne Graphik darunter eine Menzel-Sammlung, Handzeichnungen, Gemälde, Kunstgewerbe; 6. und 7. Dezember 1935 (Katalog Nr. 191). Berlin 1935, Nr. 950, S. 68.
- 2 Eingeliefert und angeboten wurde die Zeichnung bei Max Perl unter dem Titel „Hirten an der Furt“: Perl: Katalog (wie Anm. 1), S. 68.
- 3 Dies lässt sich aus den Namen der Versteigerungsaufträge für die Sammelversteigerung am 06.-07.12.1935 bei Max Perl erschließen. Allerdings steht in der Namensliste nicht der Ort, aus dem Regina Weiss kam. Dieser lässt sich nur aus dem Einlieferungsprotokoll ersehen: München; vgl. Landesarchiv Berlin, A Rep. 243-04 Reichsk. F. bildde. Künste – Landesltg. Berlin, Bd. 2, Auktion vom 6./7.12.1935: (Sammelversteigerung), Frau Regina Weiss, Hohenstaufenstr. 10, München, Anlass der Versteigerung: Geldbedarf, Geschäftsbuch No. 117.
- 4 Ergebnisse des Projektes wurden im April 2018 als Buch veröffentlicht: Goldmann, Renate (Hrsg.): Unsere Werte? Provenienzforschung im

- Dialog – Leopold-Hoesch-Museum Düren und Wallraf-Richartz-Museum Köln (Deutsch/ Englisch). Köln 2018.
- 5 Privatarchiv.
 - 6 Fülberth, Andreas: Tallinn, Riga, Kaunas. Ihr Ausbau zu modernen Hauptstädten, 1920–1940, S. 91.
 - 7 Diesen Hinweis verdanke ich Annemarie Stefes, s. Anm. 8.
 - 8 Nicolaes Pieterz. Berchem, Le passage du gué, in: Musée du Louvre, Département des arts graphiques, Inv.-Nr. R.F. 640. Diesen Hinweis und weitere Details über die Technik des Blattes hat mir dankenswerterweise die Kunsthistorikerin Annemarie Stefes mitgeteilt, die ihre Dissertation über die Handzeichnungen Berchems schrieb: dies., Nicolaes Pietersz. Berchem. Die Zeichnungen. Diss. Bern 1997, Nr. III/75.
 - 9 E-Mail Annemarie Stefes an Verf. v. 08.06. 2016.
 - 10 Inzwischen wurde dieser Fehler in der Datenbank nach dem Hinweis des Autors korrigiert.
 - 11 E-Mail Dottie N. Fiedler an Verf. v. 03.05. 2016, 01:20 Uhr.
 - 12 E-Mail Dottie N. Fiedler an Verf. v. 03.05. 2016, 23:28 Uhr.
 - 13 E-Mail Dottie N. Fiedler an Verf. v. 05.05. 2016, 23:39 Uhr.
 - 14 E-Mail Dottie N. Fiedler an Verf. v. 09.05. 2016, 23:49 Uhr.
 - 15 Diese Angaben finden sich in der zentralen Datenbank der Opfer der Shoah in Yad Vashem und im Gedenkbuch der Opfer des Nationalsozialismus. Sie wurden durch die Recherchen von Dr. Reddig vom Stadtarchiv [künftig: Stadt A] Ansbach verifiziert u. ergänzt.
 - 16 Laut Melderegistereintrag im Stadt A Schwäbisch-Gmünd verließ die Familie bereits im März die Stadt. Was sie in der Zwischenzeit machte oder ob hier ein Fehler in der Überlieferung vorliegt, ist unklar.
 - 17 Dr. Horváth Ferenc, Direktor des Vác Város Levéltára beantwortete die Anfrage des Verf. am 21.06.2016. Im archivarischen Fonds wurden V. 93 Verwaltungsakten des Bürgermeisters von Vác, 1873–1950 und V. 96 Akten des Steueramtes von Vác, 1873–1950, durchsehen.
 - 18 Das Geschäftslokal konnte aber unter der genannten Adresse vom Archiv nicht ermittelt werden. Die Archivarin Brigitte Mangold schreibt dazu: „So konnte unter Marktplatz 32 das Geschäftslokal nicht ermittelt werden. Die Zeitspanne war einfach zu kurz“; E-Mail B. Mangold an Verf. v. 07.06.2016.
 - 19 Stadt A Schwäbisch-Gmünd, Personen- und Adressbogen; E-Mail-Auskunft der Archivarin Brigitte Mangold an Verf. v. 07.06.2016.
 - 20 Diese Deutung des Meldevorgangs übernehme ich von Dr. Wolfgang Reddig, dem Leiter des Stadt A Ansbach. Er äußerte diese Interpretation in einem Ferngespräch mit dem Verf., in dem über die Verhältnisse in Ansbach während des Nationalsozialismus gesprochen wurde.
 - 21 E-Mail Dottie N. Fiedler v. 05.05.2016: „The store's name was ,To the Sailor' or ,Zu der Matrose' a name chosen because my great uncle Simon was a sailor and went off to sail often (obviously, not in that land-locked region. The family humor here.“ Das kann aber nicht stimmen, denn wie erwähnt, hieß das Geschäft bereits in Schwäbisch-Gmünd so, und zu dieser Zeit fuhr der Sohn sicherlich noch nicht zur See, da er 1912 erst fünfzehn Jahre alt war und 1915 zum Militär eingezogen wurde. Das bedeutet, dass er zu diesem Zeitpunkt zuhause gewesen sein muss.
 - 22 Jüdisches Leben in Ansbach. Antisemitismus vor 1933, auf: www.ansbach.de/lc/upmedia/pdf/jued_gesch_5.pdf.
 - 23 Fernmündliche Auskünfte von Dr. Wolfgang Reddig, Stadt A Ansbach, 01.06.2016.
 - 24 Fitz, Diana: Ansbach unterm Hakenkreuz. Ansbach 1994, S. 103.
 - 25 Ebd., S. 103. Diese Aussage machte Dr. R. Vocke im Interview vom 11.06.1993.
 - 26 Archiv Landesamt für Finanzen, Landeskundeschädigungsamt München, Entschädigungsakte Edith Newhouse Weiss.
 - 27 Privatarchiv.
 - 28 Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Aufsatzes war der Restitutionsprozess zwischen der Stadt Düren und den Erben nach Regina Weiss noch nicht abgeschlossen.

Rudolf Himpel

Ein ‚National Trust‘ für Bayern als ganz besondere Geburtstagsaktion

„Kulturerbe Bayern“ gründet 2018 eine Stiftung, die abrissbedrohte Denkmäler kauft, mit Hilfe leidenschaftlich engagierter Ehrenamtlicher instand setzt und mit lebendigen Nutzungskonzepten dauerhaft erhält. Der erste Schützling ist ein spätmittelalterliches Wohnhaus in Rothenburg ob der Tauber von herausragender kulturgeschichtlicher Bedeutung.

Die gewachsene Identität Bayerns fußt zu einem wesentlichen Teil auf seinem baulichen Erbe. Eindrucksvolle Klosteranlagen sind beredte Zeugen der kulturellen Grundlagen des Landes, schwäbische und fränkische Schlossbauten weisen das Land als Kulturstaat mit einer bedeutsamen Rolle des Adels aus, stattliche bäuerliche Anwesen machen das agrarische Erbe in allen

Teilen des Landes erlebbar – um nur wenige Beispiele zu nennen. Bei allem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel, den Bayern in den vergangenen Jahrzehnten durchlebte, blieben die geschichtsträchtigen Gebäude und Ensembles prägende Bestandteile des Landes und seiner Landschaft.

Doch wo das bauliche Erbe den Veränderungen im Wege zu stehen scheint oder seine ursprüngliche Nutzung verloren hat, droht der unwiederbringliche Verlust von Heimat. Leerstehende Häuser in den Ortszentren sind sichtbare Merkmale des anhaltenden Strukturwandels, der das gesellschaftliche Zusammenleben vor große Herausforderungen stellt. Aus diesem Grund haben sich engagierte Bürgerinnen und Bürger in der Initiative „Kulturerbe Bayern“ zusammengeschlossen. Im Jubiläumsjahr 2018, wenn der Freistaat seinen einhundertsten Geburtstag feiert und das zweihundertjährige Jubiläum der Verfassung von 1818 begangen wird, werden sie als besondere Geburtstagsaktion eine Stiftung gründen, die vom Abriss bedrohte ortsbildprägende Gebäude in ihr Eigentum übernehmen und mit einer breiten Bürgerbeteiligung wieder instand setzen will.

Damit orientiert sich „Kulturerbe Bayern“ am britischen „National Trust“, der mit 4,1 Millionen Mitgliedern die größte Organisation für Kultur- und Naturschutz in Europa ist. Seit 1895 übernimmt diese gemeinnützige Einrichtung historisch bedeutsame Gebäude und Gärten in ihr Eigentum, die andernfalls dem Untergang geweiht gewesen wären. Wie sein großes



Kulturerbe Bayern

Abb. 1: Das Logo der Stiftung
„Kulturerbe Bayern e.V.“



Abb. 2: Das erste Objekt der Initiative „Kulturerbe Bayern“ ist das Haus Judengasse 10 in Rothenburg ob der Tauber.

Photo: Verein Alt-Rothenburg e.V.

Vorbild wird „Kulturerbe Bayern“ erhaltenswerte historische Liegenschaften, für die keine anderweitige Rettung mehr in Sicht ist, in sein Eigentum übernehmen und dauerhafte Nutzungen entwickeln – sei es, dass diese an die überlieferte Nutzung anknüpfen oder dass neue nachhaltige Verwendungszwecke gefunden werden. Auf diese Weise soll an brachliegenden Orten neues Leben einziehen, so dass der ganze Ort und die umliegende Region davon profitieren.

Dabei kann „Kulturerbe Bayern“ bereits heute auf eine breite gesellschaftliche Unterstützung aufbauen. Die Initiative steht allen Menschen offen, denen der Erhalt

der Kulturlandschaft in allen Landesteilen am Herzen liegt. Nachdem der Verein im Sommer 2017 an die Öffentlichkeit trat, hat er im Frühjahr 2018 bereits über 430 Mitglieder aus der ganzen Bundesrepublik. Mit ihrem Beitritt zeigen sie ihre Verbundenheit mit der „Idee Kulturerbe Bayern“ und verleihen dem Ansinnen gesellschaftliche Relevanz. Neben seinen Mitgliedern haben bereits über 130 sogenannte Volunteers zugesagt, ihre Fähigkeiten und Kompetenzen für „Kulturerbe Bayern“ ehrenamtlich einzubringen. Die Aufgaben, die sie übernehmen werden, sind vielfältig: Sie reichen von der Mitarbeit bei der Sanierung von Gebäuden über die Betreuung und Organisation der Schützlinge bis hin zu Programmen, in denen der nachwachsenden Generation die Bedeutung des Kulturerbes vermittelt wird.

Wenngleich „Kulturerbe Bayern“ erst in den kommenden Monaten erste Objekte erwerben und instand setzen wird, soll dieses Potential leidenschaftlich engagierter Menschen bereits genutzt werden. Sie werden per E-Mail, auf „Facebook“ sowie auf der Internet-Seite „www.kulturerbe-bayern.de“ über Veranstaltungen und Mitmachaktionen bereits existierender lokaler und regionaler Initiativen im Bereich der Denkmalpflege informiert werden, die sich schon heute für den Erhalt des baulichen Erbes einsetzen, damit die besondere Geschichte vor Ort auch weiterhin erlebbar bleibt. In den nächsten Monaten werden außerdem regionale Kulturerbe Bayern-Vertreter benannt, die als erste Ansprechpartner für Interessierte dienen werden, die sich für die Bewahrung des kulturellen Erbes im Freistaat engagieren möchten. Schließlich leisten Unterstützer schon heute als Gründungsstifter oder als Spender – sei es nun als Großspender oder mit kleineren Summen – einen wichtigen

finanziellen Beitrag, der die Arbeit der Initiative erst möglich macht. Denn ‚Kulturerbe Bayern‘ verfolgt das ambitionierte Ziel, die finanzielle Grundlage für den Ankauf sowie die Instandsetzung der Gebäude durch zweckgebundene Spenden zu schaffen. Direkt und unkompliziert kann man über das Formular unter ‚www.kulturerbebayern.de/spenden.html‘ helfen.

Nachdem diese ersten, wichtigen Schritte bereits geleistet werden konnten, wird ‚Kulturerbe Bayern‘ in den kommenden Monaten dafür sorgen, noch mehr Personen von der Idee so zu begeistern, dass auch sie sich zur Mitarbeit bereit erklären – sei es als Mitglied, Volunteer, Spender oder als Stifter. Während des Frühsummers und im Herbst 2018 wird sich ‚Kulturerbe Bayern‘ in allen sieben Regierungsbezirken mit Auftaktveranstaltungen

präsentieren. Die fränkischen Termine sind nach der Premiere am 9. Juni in Rothenburg ob der Tauber die Veranstaltungen am 29. Juli im Hofgartentheater in Aschaffenburg sowie am 27. Oktober in der Coburger Pakethalle. Die Veranstaltungen beginnen jeweils um 11 Uhr. Für Musik und einen Empfang ist gesorgt. Anmelden können sich alle Interessierten per E-Mail an die Anschrift ‚auftaktveranstaltung@kulturerbebayern.de‘.

‚Kulturerbe Bayern‘ tritt weder zu den etablierten gesellschaftlichen Kräften noch zu den staatlichen Behörden in Bayern im Bereich der Denkmalpflege als Konkurrent auf. Im Gegenteil: Die Initiative kann auf die starke Unterstützung unter anderem des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege, des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege sowie des Staatsminis-



Abb. 3: Die jahrhundertealte Bohlenstube im Anwesen Judengasse 10 in Rothenburg ob der Tauber kann wieder zum gemütlichsten Raum im ganzen Haus werden.
Photo: Kulturerbe Bayern.



Abb. 4: Geheimnisvolle Besonderheit des Hauses ist die Mikwe im Gewölbekeller, die eines der ältesten jüdischen Ritualbäder in Bayern ist.

Photo: Kulturerbe Bayern.

teriums für Wissenschaft und Kunst zählen. ‚Kulturerbe Bayern‘ will dort helfen, wo staatliche Maßnahmen nicht greifen oder schlicht die Mittel fehlen, um ortsbildprägende Zeugen der Geschichte zu erhalten. Nachhaltige Nutzungskonzepte sollen dazu führen, dass sich diese besonderen Orte wieder zu lebendig genutzten Zentren des gesellschaftlichen Lebens entwickeln, die allen Menschen offenstehen. Auf diese Weise will die Initiative einen wichtigen Beitrag leisten, um das gebaute und gewachsene kulturelle Erbe in Bayern und damit auch den besonderen Reiz des Landes für kommende Generationen zu bewahren.

Wie es gelingt, mit Hilfe von ehrenamtlichen Helfern, Stiftern und Spendern bedrohte Baudenkmäler zu sanieren, zu pflegen sowie einer sinnvollen und attraktiven Nutzung zuzuführen, will ‚Kulturerbe Bay-

ern‘ anhand seines ersten Schützlings zeigen, den die Initiative im jüngst vergangenen April der Öffentlichkeit vorstellte. Auf einen entsprechenden Aufruf hin waren aus ganz Bayern 30 Vorschläge notleidender Gebäude eingegangen, die vom Armenhäusl bis zum Fuggerschloss reichten. Der eindeutige Sieger des zweistufigen Auswahlprozesses war ein mittelalterliches Wohnhaus in der Judengasse von Rothenburg ob der Tauber, das nun unter aktiver Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger gerettet und wiederbelebt werden soll.

Ausschlaggebend waren die große kulturgeschichtliche Bedeutung sowie die einzigartigen Ausstattungsmerkmale, mit denen das Gebäude aufwarten kann: So existiert in Rothenburg das einzige nahezu vollständig erhaltene Judenviertel im gesamten deutschsprachigen Raum. Entgegen ihrem Namen lebten in der Judengasse Juden und Christen zusammen. Vor allem Handwerker hatten sich hier angesiedelt. Das Gebäude mit der heutigen Hausnummer 10 wurde laut dendrochronologischen Untersuchungen um das Jahr 1409 erbaut und hat sich in seiner ursprünglichen Form bis in die Gegenwart erhalten – auch wenn es sich heute in einem dringendrettungsbedürftigen Zustand befindet.

Das Haus beherbergt die bislang einzige bekannte Mikwe Rothenburgs – ein jüdisches Ritualbad – und eine jahrhunderalte Bohlenstube. Zudem existiert mit dem bisherigen Eigentümer, dem Verein Alt-Rothenburg e.V. ein ausgezeichneter Partner, mit dem ‚Kulturerbe Bayern‘ bei der Instandsetzung und der späteren Nutzung eng zusammenarbeiten wird. Folglich ist eine attraktive und lebendige Mischnutzung aus Erleben, Treffen und Wohnen vorgesehen, die für den dauerhaften Erhalt sorgen soll. Auch ist es ge-

plant, die Mikwe, die eine der ältesten in ganz Bayern ist, öffentlich zugänglich zu machen. Auf diese Weise will ‚Kulturerbe Bayern‘ einen Beitrag dazu leisten, die Rothenburger Altstadt als vielfältig genutzten Wohn- und Lebensraum zu erhalten.

Mit der Judengasse 10 will ‚Kulturerbe Bayern‘ den Rahmen für bereichernde Erfahrungen bieten und vormachen, wie jeder an der Erhaltung solcher Schätze teilhaben kann, sei es als interessierter Besucher bei einer Baustellenführung, als ehrenamtlicher Helfer oder später als Guest in den Räumen. Es ist das Ziel aller Beteiligten, zügig die bauvorbereitenden Maßnahmen auf den Weg zu bringen und möglichst schon 2019 mit der Instandsetzung

zu beginnen. Schon heute können Menschen, denen das gebaute und gewachsene Erbe am Herzen liegt, dem ersten ‚Kulturerbe Bayern‘-Schützling mit ihrer Spende unter der Adresse „www.kulturerbebayern.de/spenden.html“ helfen.

Der Historiker Dr. des. Rudolf Himpel ist Geschäftsführer und Projektleiter bei ‚Kulturerbe Bayern‘. Sie können ihn unter folgender Adresse kontaktieren: Kulturerbe Bayern e.V., Ludwigstraße 23/Rgb., 80539 München, E-Mail: Rudolf.Himpel@kulturerbebayern.de.

Achtung Adressenänderung!

Liebe Bezieher des Frankenlandes,
bitte teilen Sie bei einer Änderung Ihrer Anschrift die neue Adresse der
Bundesgeschäftsstelle des Frankenbundes mit!
Damit stellen Sie sicher, dass Sie das Frankenland auch am neuen Ort erhalten.

Kontaktdaten:
Frankenbund, Stephanstraße 1, 97070 Würzburg
E-Mail: info@frankenbund.de
Tel.: 0931 – 567 12
Fax: 0931 – 45 25 31 06

Frank Matthias Kammel

Die Kreuzwegstationen von Adam Kraft im Germanischen Nationalmuseum Restaurierung mit neuen Erkenntnissen

Zu den bekanntesten Werken Adam Krafts (um 1455/60–1509), neben Tilman Riemenschneider und Veit Stoß der bedeutendste fränkische Bildhauer an der Wende vom Spätmittelalter zur Renaissance, gehört der in seiner Heimatstadt Nürnberg geschaffene Stationskreuzweg.

Das Ensemble des Kreuzwegs bestand aus sieben großformatigen, von hohen Stelen getragenen Sandsteinreliefs, die entlang des Weges vom Neutor bis zum Friedhof des einstigen Weilers St. Johannis westlich der alten Reichsstadt aufgestellt waren. Dazu gehören darüber hinaus eine mehrfigurige Kreuzigungsgruppe und eine Szene der Grablegung Jesu, die sich bis heute in der als Holzschuher-Kapelle bekannten ehemaligen Heilig-Grab-Kapelle befindet. Während die Reste der Kreuzigung an der vorletzten Jahrhundertwende zum Schutz vor weiterer Verwitterung in den Hof des Heilig-Geist-Spitals verbracht wurden, ersetzte man die sieben Bildreliefs an den Originalstandorten zwischen 1889 und der Mitte des 20. Jahrhunderts aus dem gleichen Grund durch Kopien und übertrug sie ins Germanische Nationalmuseum.

Bis vor kurzem waren die spätmittelalterlichen Reliefs nicht nur von zahlreichen unzulänglichen Erneuerungs- und Restaurierungsversuchen der letzten Jahrhunderte geprägt, sondern auch von der Verschmutzung und Zersetzung der Stein-

oberfläche, die der Industrialisierung Nürnbergs im vorletzten Säkulum geschuldet war. Daher ließen sich einzelne Partien nur noch schwer erkennen oder deuten. Aufgrund der unterschiedlichen Zeitpunkte der Musealisierung besaßen die Bildwerke zudem ein divergierendes und daher hinsichtlich ihrer Ensemblewirkung außerordentlich unbefriedigendes Erscheinungsbild. Ein von 2015 bis 2017 von der Ernst von Siemens Kunststiftung, München, und dem Fördererkreis des Germanischen Nationalmuseums finanziertes Restaurierungsprojekt zielte deshalb sowohl auf die Sicherung der vorhandenen Substanz als auch auf die Wiederherstellung der detaillierten Sichtbarkeit der Reliefoberflächen. Diese Kampagne fußte wiederum auf kunsttechnologischen Untersuchungen, die neben der Ermittlung bestmöglicher Restaurierungsmethoden Erkenntnissen der einstigen Farbfassungen, der Bildhauertechnik Krafts und der Restaurierungsgeschichte des Ensembles galten.

Bis auf das Relief der vierten Kreuzwegstation, das im Zweiten Weltkrieg zerstört worden war und aufgrund verschiedener schädlicher, nicht zuletzt im Zuge der Wiederherstellung von 1948 erfolgter Substanzeinlagerungen auf der Grundlage chemisch-physikalischer Methoden behandelt wurde, basierte die Maßnahme weitgehend auf der Anwendung von Lasertechnik. Durch die auf diese Weise erreichte Freilegung lassen sich nun die



Abb.: Christus begegnet den weinenden Frauen von Jerusalem. Bildrelief der Dritten Station des Nürnberger Kreuzwegs von Adam Kraft, um 1487/90. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum.

Photo: GNM, Monika Runge.

in unterschiedlichem Gestein seit dem 17. Jahrhundert eingesetzten Ergänzungen wieder bloßen Auges erkennen und relativ eindeutig den drei verbürgten Restaurierungskampagnen von 1662, 1827/29 und 1852/61 zuordnen. Außerdem ist jetzt die hohe künstlerische Qualität der Bildhauerarbeit, für die Kraft im Übrigen große Blöcke des widerstandsfähigen Nürnberger Burgsandsteins ohne Anstückungen wählte, wieder offensichtlich. Neben der kraftvollen, wirklichkeitsnahen Figurenbildung, der Dynamik der Bilderzählung und der Suggestion von Tiefe räumlichkeit lassen sich sowohl die Beherrschung der Wiedergabe divergierender Stofflichkeit als auch die außerordentliche Fähigkeit der feinen Ausbildung von Physiognomien bestens erkennen.

Eine der Leitfragen der kunsttechnologischen Untersuchung nach der ursprünglichen farbigen Gestaltung konnte allerdings nur bedingt beantwortet werden. Farbreste blieben fast ausschließlich in den Hintergründen sowie in tiefen Hinterschneidungen der Reliefs erhalten. Meist handelt es sich dabei um einfarbige braun-rote Fassungen, die frühneuzeitlichen Anstrichen zuzuordnen sind. Darüber hinaus verweisen die an einigen Figuren überkommenen schwarzen Augenzeichnungen neben skulpturalen Details, die ohne farbige Bemalung oder Binnenstrukturierung kaum deutbar sind, auf die Existenz einer unmittelbar nach der Entstehung aufgebrachte Farbfassung. Welches Farbkonzept die Reliefs damals prägte, ob es sich etwa um eine nicht die

gesamten Oberflächen bedeckende polychrome Tealfassung oder eine von Akzenten pointierte Monochromie handelte, ist heute anhand dieser wenigen Indizien nicht mehr zu entscheiden.

Von besonderer Bedeutung sind außerdem die neuen Erkenntnisse, die aufgrund der die Restaurierung begleitenden kunstgeschichtlichen Untersuchung der sieben Reliefs erzielt werden konnten. War man aufgrund einer Quelle von 1546 bisher davon ausgegangen, dass der Kreuzweg am Nürnberger Tiergärtnertor begann, steht aufgrund zweier Nennungen von 1479 und 1490 nun fest, dass das Neutor seinen Ausgangspunkt darstellte. Hier existierte ein Gebäude, das als Pilatushaus und damit als Referenzpunkt für die Angabe der von Jesus in Jerusalem zurückgelegten Entfernung bis zur jeweiligen Station galt. Entsprechende Streckenmaße waren auf den alten Stelen der Reliefs verzeichnet. Die Jerusalemer Via crucis in authentischer Abmessung in der eigenen Heimatstadt nachzubilden, gehörte nämlich zu den wesentlichen Beweggründen spätmittelalterlicher Passionswege.

Schließlich konnten die Bildreliefs, die man bisher als Arbeiten der Jahre zwischen 1505 und 1508 betrachtete, um nahezu zwei Jahrzehnte früher datiert werden. Stilgeschichtliche Gründe legen ebenso wie die aufgrund von Steinmetzzeichen jüngst erkannte Beschäftigung Adam Krafts an der Nürnberger Sebalduskirche zwischen 1483 und 1486 die Entstehung der Stationen schon zwischen 1487 und 1490 nahe. Diese Neudatierung besitzt weitreichende Bedeutung. Der Nürnberger Sieben-Stationen-Weg gehört damit nicht nur zu den ältesten Beispielen dieser Bildgattung im deutschen Sprachraum. Er stellt nach dem 1468 angelegten, einst ebenfalls aus sieben Monumenten bestehenden, heute

aber nur noch von zwei Stationen repräsentierten in Lübeck den ältesten vollständig überlieferten bildhaft ausgestalteten Kreuzweg dar. Er ist somit älter, als das um 1500/1503 entstandene Bamberger Beispiel, das neben den Leidensstationen auch eine vielfigurige Kreuzigungs- sowie eine Grablegungsgruppe enthält. Vieles spricht dafür, dass man die entsprechenden beiden Nürnberger Skulpturengruppen nach den Bamberger Vorbildern gegen 1506/08 schuf und die sieben Stationen auf diese Weise ergänzte. Insofern ist der Nürnberger Kreuzweg Adam Krafts ein großartiges Kunstwerk und ein Zeugnis spätmittelalterlicher Frömmigkeit zugleich, als gewachsenes Ensemble aber auch Spiegelbild damaliger Konkurrenzen benachbarter Städte hinsichtlich der Modernität und des Umfangs ihrer bildkünstlerischen Vorhaben.

Eine Studioausstellung im Germanischen Nationalmuseum informiert derzeit über die angewandten Methoden der Untersuchung, die Restaurierung sowie über Erkenntnisse zur Bildhauertechnik Krafts. Nicht zuletzt vermittelt sie einen Einblick in die Bildkultur am Ende des Mittelalters und eine über Jahrhunderte gelebte christliche Glaubenspraxis.

Adam Kraft. Der Kreuzweg

Bis 7. Oktober 2018

Ausstellungskatalog in der Museumsbuchhandlung 13,50 €

Dr. Frank Matthias Kammel ist Leitender Museumsdirektor am Germanischen Nationalmuseum und Stellvertreter des Generaldirektors. Er leitet die Skulpturensammlung und die Sammlung „Historische Bauteile“. Seine Anschrift lautet: Kartäusergasse 1, 90402 Nürnberg, E-Mail: f.m.kammel@gnm.de.

Bruno Langner: **Evangelische Gemäldeepitaphe in Franken. Ein Beitrag zum religiösen Bild in Renaissance und Barock** (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 73). Bad Windsheim [Fränkisches Freilandmuseum] 2015, ISBN 978-3-926834-92-8, 480 S., zahlr. Farb- u. s/w-Abb., 29,00 Euro,

Im Rahmen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften stellen Bild- oder Gemäldeepitaphe einen besonderen Typus der reformatorischen bzw. protestantischen Erinnerungskultur dar. Die Definitionen und begrifflichen Abgrenzungen (auch gerade zu weiteren Gedächtnismalern) sind in der kunsthistorischen und volkskundlichen Forschung nicht immer eindeutig, auf die Bedeutung dieser spezifischen Quellenbestände für die Landes- und Regionalgeschichte, die Namensforschung, die Genealogie und Heraldik sowie die Sozialgeschichte muss indes nicht eigens hingewiesen werden. Die überaus verdienstvolle Studie, die aus einer von Wolfgang Brückner betreuten volkskundlichen Dissertation an der Universität Würzburg hervorgegangen ist, dokumentiert, katalogisiert und untersucht über 450 Gemäldeepitaphe aus der Zeit zwischen 1550 bis 1800. Als Untersuchungsraum dienten dabei die drei bayerischen Regierungsbezirke Unter-, Mittel- und Oberfranken, ergänzende Bestände wurden in den Bezirken Schwaben, der Oberpfalz sowie in Hohenlohe-Franken herangezogen. Der räumliche Schwerpunkt der Untersuchung lag dabei auf den evangelischen Gemäldepitaphen der Stadt- und Landgebiete der früheren Reichsstädte Nürnberg und Rothenburg o.d.T. sowie den ehemaligen Territorien der Markgrafschaft Ansbach. Aber auch im Gebiet des ehemaligen Hochstifts Bamberg fanden sich eindrucksvolle Belege die-

ser frühen Kunstwerke der evangelischen Kirchen.

Der Verfasser setzt sich ausführlich mit den theoretischen und forschungsgeschichtlichen Grundlagen dieser QuellenGattung auseinander und behandelt allgemeine Fragen der Gemäldeepitaphe in Franken (Untersuchungsraum, zeitlicher Rahmen, Bestand, Aufbau, Stifter, Texte, Maler und Handwerker). Dabei sollte hervorgehoben werden, dass auch Forschungsergebnisse zu anderen deutschen Regionen berücksichtigt und einbezogen werden. Als Gedenk- und Andachtsbilder spielten Gemäldeepitaphe im Rahmen der Frömmigkeitsgeschichte eine bedeutende Rolle, weshalb der Schwerpunkt der Untersuchung ikonographischen Fragen gewidmet ist. Die dargestellten Motive sind außerordentlich vielfältig und umfassen rund 80 biblische Szenen. Eine präzise und teilweise sehr aufwendige Analyse der Bildauswahl und ihrer möglichen Vorlagen, des architektonischen Aufbaus, der Darstellung der Stifter und der ausgewählten Texte ermöglicht Typisierungen (Inscriptionenepitaphe, Portraitepitaphe u.a.) und verdeutlicht wesentliche Entwicklungslinien des fränkischen Bestandes. Angedeutet wird lediglich der sicherlich reizvolle Vergleich mit Beispielen aus den katholischen Gebieten Frankens. Ein umfangreicher Katalog der fränkischen Gemäldeepitaphe (S. 335–458) wird zahlreiche Impulse für weitere Detailstudien geben. Vor diesem Hintergrund stellt der mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Band einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der „evangelischen Bilderwelt“ (um den Titel einer Ausstellung aus dem Jahre 1992 aufzugreifen) und der Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts dar. Darüber hinaus sollte er als ein gelungenes Beispiel für das frucht-

bare Zusammenwirken zwischen akademischer Forschung und der seit vielen Jahren herausragenden Arbeit des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim gewürdigt werden. *Johannes Schellakowsky*

Horst F. Rupp und Karl Borchardt (Hrsg.): **Rothenburg ob der Tauber. Geschichte der Stadt und ihres Umlandes.** Darmstadt [Konrad Theiss Verlag in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft] 2016, ISBN 978-3-8062-2962-2, 751 S., Leinen gebunden, 124 Abb., 32 Tafeln, 39,95 Euro.

Nicht zum ersten Mal wird hier eine an wissenschaftlichen Maßstäben messbare und dennoch für ein größeres Publikum gedachte Stadtgeschichte geboten. Aber man muss weit – sehr weit – zurückgehen, bis man Vergleichbares findet. 1826/1827 veröffentlichte Johann David Wilhelm von Winterbach seine zweibändige „Geschichte der Stadt Rothenburg an [...] der Tauber und ihres Gebietes“. Kurz darauf, 1837, erschienen die „Historischen Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rothenburg“ von Heinrich Wilhelm Bensen. Es war also hoch an der Zeit, diese Geschichte auf's Neue zu schreiben, zumal sich auch die Bedingungen und Anforderungen an ein solches Werk in den letzten Jahrzehnten gewandelt haben.

Das Verfassen einer soliden Stadtgeschichte gleicht in vieler Hinsicht dem Bau eines großen Gebäudes, etwa einer Kathedrale. Beide Vorhaben ziehen sich über einen langen Zeitraum hin, erfordern umfangreiche Vorarbeiten (ohne dass allen daran Beteiligten die endgültige Form des Gesamtwerks immer vor Augen stünde), viele Menschen arbeiten Hand in Hand, und das Ende des Bemühens er-

scheint oft in weiter Ferne. Bei der Ausführung sind nicht nur die anerkannten Regeln der jeweiligen Handwerkskunst (hier die wissenschaftlichen Standards, da die Beherrschung der technischen Möglichkeiten) zu beachten; es sind auch wechselnde Moden des Geschmacks und der Empfindung, auch des Haupt- und Nebensächlichen zu berücksichtigen. Natürlich sollte auch auf die Bedürfnisse der späteren Nutzer geachtet werden, soll ein Buch nicht unbeachtet und ungelesen oder ein Bauwerk keine leere Halle ohne Leben bleiben. Sodann kann ein großes Werk nicht ohne gesicherte finanzielle Basis errichtet werden, will man nicht der Nachwelt ein unvollendetes Mahnmal für Hybris oder Realitätsverlust hinterlassen. Und schließlich wird aus Idee und Plan kein Monument, wenn der *spiritus rector* fehlt, der sowohl über die nötigen Fachkenntnisse verfügt als auch ein Netzwerk von Mitarbeitern, Ausstattern und Entscheidern geknüpft hat, so dass der feste Wille zu Vollendung und Abschluss trotz gelegentlicher Rückschläge und unerwarteter Schwierigkeiten letztlich dennoch zum guten Ende kommt.

Aufgabe der jüngst erschienenen Geschichte der Stadt Rothenburg und ihres Umlandes ist es, wie die Herausgeber, der langjährige Würzburger Ordinarius für Religionspädagogik Horst F. Rupp und der bei den *Monumenta Germaniae Historica* tätige Karl Borchardt, formulieren, eine auf den aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhende Hinführung zur historischen Entwicklung der Stadt und ihres Umlandes von den frühesten greifbaren Anfängen bis ins 20. Jahrhundert zu geben und dies in sachlicher Korrektheit und allgemeinverständlicher Sprache. Da trotz umfangreicher Vorarbeiten und Einzelstudien der letzten Jahrzehnte nicht alle

Epochen und Themen umfassend aufgearbeitet sind, markiert das Buch auch Desiderate für eine künftige Weiterarbeit. So sind die Jahre zwischen dem Tod des Bürgermeisters Heinrich Toppler 1408 und dem Bauernkrieg 1525 sowie die Epoche nach dem Friedensschluss von Münster und Osnabrück 1648 bis zur Mediatisierung der Reichsstadt 1802/1803 noch genauer zu erarbeiten, wie die Herausgeber betonen (S. 8). Auch ein Beitrag zur Geschichte nach 1945 bis in die Gegenwart war aus Mangel an geeigneten Vorarbeiten noch nicht zu realisieren, weshalb dieser Zeitabschnitt nur punktuell angesprochen wird. In allen anderen Bereichen aber haben die zwanzig Bearbeiter Herausragendes geleistet, das sich trotz der unterschiedlichen Verfasserschaft zu einem geschlossenen Ganzen fügt. Ursächlich dafür ist nicht nur die gewünschte durchgängige Verständlichkeit der Texte, sondern auch die erkennbar engagierte Begeisterung der Autoren für die behandelten Kapitel und Themen, ihre kenntnisreiche Sachlichkeit, die auf innerwissenschaftliche Polemik ebenso souverän verzichten kann wie auf einseitigen Lokalpatriotismus. Einige Autoren, die als Kollegen am Rothenburger Gymnasium tätig sind, zeigen mit ihren Artikeln Möglichkeiten auf, wie sich thematisch übersichtliche Bereiche der Stadtgeschichte sowohl von Lehrkräften, als auch in Schülerprojekten (etwa zum Thema Reformation und Bauernkrieg vor Ort, Geschichte der Rothenburger Juden, Pilgern auf dem Jakobsweg, Kunstwerke im Dekanat wie dem Heilig-Blut Altar) erarbeiten lassen. Zwar fehlen in Rothenburg die ganz großen Namen der Kirchengeschichte. Aber die lebendige Volkskirche, von deren Mitarbeitern zwar viel erwartet wird, die aber andererseits viele Möglichkeiten zur Mitgestaltung des

kirchlichen Lebens bietet, kann als modellhaft für andere ähnlich strukturierte Regionen gelten.

Der Name Rothenburg ob der Tauber, wie der Ort seit etwa 1800 heißt (ältere Namensformen wurden zunächst parallel verwendet), übt bis auf den heutigen Tag eine eigenartige Faszination auf die Besucher der Stadt aus. Kritische Stimmen wie die des Ansbacher Dichters August Graf von Platen-Hallermünde, der sich durch die verrammelten Torwerke, die Leerheit auf den Gassen und das schlechte Pflaster in ein Herculaneum aus dem Mittelalter versetzt fühlte (S. 528), sind seltene Ausnahmen. Wesentlich lauter ist der Chor derer, die das Loblied der Stadt singen. Joshua Hagen beschreibt schlüssig, „[w]ie Rothenburg zum Kleinod der deutschen Vergangenheit wurde“ (S. 559–576). Der Fremdenverkehr wurde besonders von den Nationalsozialisten nachdrücklich gefördert, die unter anderem wegen entsprechender Wahlergebnisse schon in den 1920er Jahren in dem Ort an der Tauber eine Musterstadt sahen und eine große Zahl von KdF-Urlaubern dorthin schickten (S. 570). Das nahezu vollständig erhaltene Altstadtensemble, umrahmt von Mauern und Toren, erlaubte eine Projektion von Vorstellungen, die dem Welt- und Menschenbild der damaligen Machthaber in idealer Weise entsprachen. Die Faszination durch die alte Stadt reicht aber weiter zurück. Nach einem dreijährigen Romaufenthalt hatte der Maler Ludwig Richter im Jahr 1826 Rothenburg besucht und sich auch 1858 noch einmal von der Atmosphäre der Stadt verzaubern lassen: Rothenburg sei „ein mit Ringmauern umgebenes gotisch-schwäbisches [...] Nestlein, voll Juwelen alter Architektur, die, wenn man [sie] anderswohin versetzen könnte, mit Millionen bezahlt würden“ (S. 561). In

seinen Worten zeichnet sich ein Wandel ab, der auch sonst im Empfinden und in der Kunst der Zeit zu beobachten ist und der sich mit den Begriffen „vom Großen zum Kleinen“ oder mit dem Titel einer 1998/1999 in Hamburg und Lübeck gezeigten Kunstausstellung „Von Rom nach Rothenburg. Deutsche Zeichner des 18. und 19. Jahrhunderts zwischen Italiensehnsucht, Romantik und Biedermeier“ umschreiben lässt.

Das Suchen und Finden neuer Einnahmequellen war für die Stadt aus der Not geboren, als sie im Zuge der Mediatisierung und des Übergangs an Bayern 1802/1803 nicht nur ihre aus der Reichsunmittelbarkeit herrührende Sonderstellung, sondern auch weite Teile ihres umfangreichen Landgebietes und damit ihres Wirtschaftsraumes verlor, den größten Teil an Württemberg. Obwohl die Stadt seit 1873 durch eine Nebenstrecke an das Eisenbahnnetz angeschlossen war, konnte zwar keine dauerhafte Industrialisierung erreicht werden, aber es ergaben sich doch neue Transportmöglichkeiten, die auch dem Tourismus zugutekamen. Durch das nach einigen Vorarbeiten von Glasermeister Adam Hörber (in der Zeittafel die Schreibweise „Hoerber“, S. 622) verfasste und 1880 uraufgeführte historische Schauspiel „Der Meistertrunk“ (vgl. das gleichnamige Kapitel von Hellmuth Möhring, S. 502–509) wurde eine Episode aus dem 30-jährigen Krieg greifbar, die es zur Freude der Touristen aus aller Welt seit 1910 mehrmals täglich auch als Figurenspiel am Giebel der Ratstrinkstube zu bestaunen gibt und um die sich touristisch noch heute in Rothenburg vieles dreht. Wenn auch Ludwig Schnurrer, der Nestor der Rothenburger Stadtgeschichtsforschung, dem der Band gewidmet ist, nachweisen konnte, dass der Meistertrunk

in der beim Schauspiel gebotenen Form nicht historisch zu belegen ist, so handelt es sich dabei doch um eine damals in ihren wirtschaftlichen Folgen noch nicht absehbare Meisterleistung des frühen Stadtmarketings.

Obwohl nach den Bombenschäden des 31. März 1945 und der schnellen historisierenden Rekonstruktion vieler Baudenkämler im „Heimatstil“ (S. 557) (Kapitel „Zerstörung und Wiederaufbau“ von Hanns-Jürgen Berger und Tobias Lauterbach, S. 550–558) etwa 45 Prozent der Altstadtgebäude im 20. Jahrhundert erstellt wurden, „kann die Stadt weiterhin gleichzeitig als Sinnbild der Vergangenheit, als Zufluchtsort der modernen Gesellschaft und als Art Erinnerungsort dienen [...] Die Attraktivität der Stadt findet man vermutlich weniger in ihrer historischen Substanz, sondern eher in ihrer symbolischen Kraft“ (S. 576).

Ein weiterer Erklärungsversuch für die bis in unsere Tage empfundene Besonderheit der Stadt sei hier gewagt. Obwohl die Nachbarstädte Nördlingen und Dinkelsbühl mit ähnlichen Kennzeichen wie Größe und Einwohnerzahl, Wirtschaftskraft, einheitlichem Stadtbild, Erhaltungszustand der Stadtmauern, geographischer Lage, historischer Entwicklung z.B. in der Reformationszeit, politischen Zielen wie jahrhundertelanger Reichsfreiheit und ähnlichem aufwarten können, gelang es nur Rothenburg zum Inbegriff einer Stadt zu werden, die in Vergangenheit und Gegenwart gleichermaßen im allgemeinen Bewusstsein verankert ist, und dies weit über den deutschen Sprachraum hinaus. Es scheint, als hätte die geographische Lage daran einen besonderen Anteil. Rothenburg liegt, kommt man von Osten, in einer weiten Ebene und ist doch auch, vom Taubertal aus gesehen, eine „Stadt auf

dem Berge“. Die unregelmäßige Stadtform selbst, die die Entwicklungsphasen abbildet (Tafel 3), erlaubt Ausblicke, die Tal und Ebene optisch verbinden, zum Beispiel vom Burggarten aus, dem Ort der ehemaligen Stauferburg (vgl. das Kapitel „Burg und Stadt Rothenburg unter den Staufern“ von Karl Borchardt, S. 65–81) hinüber zum Spitalviertel. Im Vergleich dazu ist die Lage von Dinkelsbühl am flachen Ufer der Wörnitz und die des kreisrunden Nördlingen inmitten der Ebene des Rieses ziemlich unspektakulär. Nahezu ein Alleinstellungsmerkmal erhält Rothenburg aber durch die altärmlich klingende, sich im 19. Jahrhundert durchsetzende Präposition „ob“, durch die das Hydronym an die Stadt gebunden und sozusagen Bestandteil des Ortsnamens wird. Das nach den roten Ziegeldächern seiner ehemaligen Burg so genannte Rothenburg (vgl. Kapitel „Der Ortsname Rothenburg ob der Tauber“ von Wolf-Armin Freiherr von Reitzenstein, S. 55–64) setzt sich durch seine Lage „ob der Tauber“ von allen anderen gleich und ähnlich klingenden Ortsnamen als „Marke“ ab, bei der Stadt, Fluss und das dazugehörige Umland, die sog. Landhege oder Landwehr (vgl. Kapitel „Die Rothenburger Landwehr“ von Florian Huggenberger, S. 202–251), zu einer unverwechselbaren Einheit wurden.

Ausführlich dargestellt wird die reichsstädtische Epoche (z.B. durch Horst F. Rupp, der seine Profession als Theologe, Pädagoge und Historiker in dem Kapitel „Frömmigkeit, Schulwesen und Bildung der Reichsstadtzeit“, S. 252–299, zu einem kenntnisreichen historischen Längsschnitt verknüpft). Die Reformation gelang erst im zweiten Anlauf 1544/1545 dank der vorübergehenden Unterstützung des württembergischen Reformators Jakob Andreae, dessen Kirchenordnung 1559

gedruckt und durch den Rat verbindlich gemacht wurde.

Einen weiteren Schwerpunkt des Bandes bildet die Vorstellung baugeschichtlich bedeutender Denkmäler und Entwicklungen sowie die Würdigung von Kunst und Kultur der Stadt allgemein. Zu diesem Themenkreis gehört auch ein Kapitel „Zur Altstadtarchäologie Rothenburgs“ von Horst Brehm (S. 300–322), sodann die Kapitel zur Romanik (von Thomas Biller) und Gotik (von Hellmuth Möhring) und schließlich die Behandlung der Epochen Renaissance, Barock und Rokoko sowie des 19. und 20. Jahrhunderts durch Karl-Heinz Schneider. Nicht nur diesen Abschnitten kommt die ungewöhnlich reiche Ausstattung des Buches mit Photographien, Bildern und Tafeln zugute, die von den Rothenburger Museen und Archiven bereitgestellt wurden. Im Kapitel „Kirchen und Vereine“ von Richard Schmitt wird zu Recht auf die vielfältigen Verdienste des historischen Vereins „Alt-Rothenburg“ bei der Erforschung der Stadtgeschichte und der Pflege des historischen Erbes verwiesen (S. 604–613).

Ähnlich wie in vergleichbaren Nachbarstädten (Nürnberg oder Nördlingen) steht auch in Rothenburg die Behandlung der jüdischen Mitbürger nicht auf einem Ruhmesblatt. Wenn sie überhaupt geduldet waren, mussten sie doch jederzeit mit Schikanen, Beschränkungen, Verfolgung und Vernichtung rechnen. Claudia Steffes-Maus stellt „Die Juden im mittelalterlichen Rothenburg ob der Tauber“ (S. 136–155) vor. Die Stadt beherbergte eine bedeutende jüdische Gemeinde, die im späten 13. Jahrhundert etwa zehn Prozent der Stadtbevölkerung ausmachte. Weit über die Stadt hinaus bekannt war der Rabbiner Meir ben Baruch, der eine eigene Talmudschule mit zahlreichen Stu-

denten gründete. Im Jahre 1298 wurden infolge der erstmals aufgetauchten Ritualmord-Legende auch in Rothenburg im Zuge der sog. Rintfleisch-Pogrome bei drei Angriffswellen 469 Personen mosaischen Glaubens zu Tode gebracht, die sich zuletzt in der Burg verschanzt hatten (S. 152). Seit der Pestepidemie 1347 wurde gegen die Juden der Vorwurf der Brunnenvergiftung erhoben. Karl IV. übertrug damals die mobilen und immobilen Güter der Rothenburger Juden, für den Fall, dass diesen etwas zustoßen sollte, auf den Würzburger Bischof. Am Bau der Stadtmauer mussten sich die Rothenburger Juden mit 6.000 Gulden beteiligen, die sie, wie das Stadtrechnungsbuch ironischerweise vermerkt „zu schenk“ gegeben hatten (S. 152). 1494 erbat der städtische Rat vom Kaiser die Erlaubnis, die Juden vertreiben zu dürfen. Wegen zu hoher Entschädigungszahlungen schob man das Vorhaben bis zur nächsten Thronvakanz hinaus. Bevor der neu gewählte Kaiser Karl V. deutschen Boden betreten hatte, wurden, mit polemischer Unterstützung des städtischen Predigers Johannes Teuschlein, die Rothenburger Juden im Februar 1520 aus der Stadt vertrieben.

Es sollte 350 Jahre dauern, bis sich 1870 wieder Juden in Rothenburg niederlassen konnten, die hauptsächlich im Viehhandel tätig waren. Oliver Gußmann zeichnet das nur zwei Generationen dauernde Kapitel „Die Judengemeinde vom Zweiten Kaiserreich bis 1938 und ihre Nachgeschichte“ (S. 577–589) nach. Bereits Ende Oktober 1938 wurden alle Juden aus der Stadt ausgewiesen. Die Hälfte der damals Geflohenen verlor später ihr Leben in einem Konzentrationslager. Ritualgegenstände der am 22. Oktober 1938 verkauften Synagoge brachte ein Antiquitätenhändler in seinen Besitz (S. 582). Vier

antisemitische Mahntafeln hingen, von der NSDAP-Ortsgruppe initiiert, seit 1937 siebeneinhalb Jahre lang bis zum Einmarsch der Amerikaner am 17. April 1945 an den Stadttoren. Im Mai 1943 verkaufte die Stadt Rothenburg, die sich als Rechtsnachfolgerin der jüdischen Kultusgemeinde betrachtete, den Neuen Jüdischen Friedhof an der Wiesenstraße in einem notariell beurkundeten „Kaufvertrag“ an sich selbst. Dabei trat der Stadtamtmann sowohl als Verkäufer als auch als Käufer auf (S. 583). Die amerikanische Militärregierung verlangte 1946 die Wiederherstellung des völlig verwahrlosten jüdischen Friedhofs. Erst 1953 wurde das Grundstück dem Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden zurückgegeben.

Der neue Band zur Rothenburger Stadtgeschichte, der durch Personen- und Ortsregister, eine Zeittafel (S. 617–623), Literaturverzeichnis und Anmerkungsteil bestens erschlossen ist, wird auf lange Sicht das maßgebliche Kompendium für diesen Bereich sein. Der Bau – um das eingangs gewählte Bild aufzugreifen – darf als rundum gelungen angesehen werden. Das Buch macht sowohl das allgemein Gültige, Typische einer kleinen süddeutschen ehemaligen Reichsstadt sichtbar, als auch das Einmalige und Besondere. In der Religionspädagogik und der Didaktik des Geschichtsunterrichts gewinnen auch neuere Ansätze zunehmend an Bedeutung, für die der Band reiches Material zur Verfügung stellt. So lassen sich künftig auch Fragestellungen aus den Bereichen der Wirtschafts- und Kommunikationsgeschichte, der Umwelt- und Bevölkerungsgeschichte, der Geschlechter- und Mentalitätsgeschichte auswerten. Sollten diese Fragen aufgegriffen und behandelt werden, dann wird sich zeigen, ob noch gilt, was Theodor Heuss vor genau hun-

dert Jahren bei einer „Wanderung im Fränkischen“ über die Bewohner dieses Landstrichs notierte: „*Der Menschenschlag ist gescheit, lebhaft, aufgeweckt, etwas rechthaberisch und selbstbewusst.*“ Gerhard Simon

Brunhilde Bross-Burkhard: **Gärten an Kocher, Jagst und Tauber. Ein Reiseführer ins Grüne.** Tübingen [Silberburg-Verlag] 2016, ISBN 978-3-8425-1448-5, 159 S., zahlr. durchgehend farbige Abb., 16,80 €.

Dieses Buch hat in der Silberburg Reihe von Publikationen über Hohenlohe gefehlt. Was Carl-Heinz Gräter als Anekdotenerzähler ist, das ist Brunhilde Bross-Burkhard für Parks und Gärten. Die Fachfrau hat sich zu ihrem runden Geburtstag selbst ein sehr schönes Geschenk gemacht: Sie hat ihr Wissen über die Gärten und Parks ihrer Heimat zusammengetragen, getextet, photographiert, alles zu Papier gebracht und dann zwischen zwei Buchdeckel gepackt. Bei den beschriebenen Gärten und Parks handelt es sich häufig um historische Anlagen, wie z.B. Barockgärten oder Landschaftsgärten, die zu Schlössern und Burgen gehören. Neugierige, Reisende, Touristen, aber auch Kundige profitieren davon. Herausgekommen im Jahr der Landesgartenschau in Öhringen war das Buch ein willkommener Wegweiser für weiteres Grün in Hohenlohe und Umgebung. Überhaupt scheint die Gartenbaukunst gerade den Nerv der Zeit zu treffen: So hatten damals auch die staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg das Themenjahr „Welt der Gärten – Kostbarkeiten für alle Sinne“ ausgerufen. Die Denkmalstiftung und das Schlossermagazin legen ihr verstärktes Augenmerk auf Grünanlagen und die dazugehörigen Bauten, z.B. die Orangerien.

Vielleicht sucht der moderne Mensch speziell in unserer Zeit Erholung vom hektischen Alltag in ruhigen, besinnlichen, zauberhaften Pflanzenparadiesen.

Das Paperback-Buch ist in drei Abschnitte gegliedert: Wissenswertes über Gärten, die Beschreibung dieser Gärten und Parks sowie der Besuch bei alten Baumgestalten. Ein Vorwort und der Anhang runden das Druckwerk ab. Besonders erfreulich ist im Anhang, dass auf zwei Seiten der öffentliche Nahverkehr der Region beschrieben ist. Auch bei jedem Park oder Garten wird auf die Anfahrtsmöglichkeiten hingewiesen. Teilweise sind diese mit dem öffentlichen Nahverkehr oder nur individuell zu realistischen Reisezeiten zu erreichen. Außerdem ist in den Beschreibungen jeweils eine kleine farblich hervorgehobene Besonderheit vom übrigen Textabgesetzt. In diesen Infokästen sind punktuell besondere Themen angeführt. Zusammengefasst werden am Ende jeder Beschreibung Schwerpunkte wie z.B. Gehölze, Nutzpflanzen, Zierpflanzen, die genaue Adresse und GPS-Koordinaten, Erreichbarkeit mit Bus, Bahn oder Pkw, Zugangs- bzw. Öffnungszeiten, ggf. Gastronomie, Einkaufsmöglichkeiten, Informations- und Führungsmöglichkeiten. All das ist vorbildlich zusammengetragen.

Frau Bross-Burkhard versteht es, mit der kurzen Einführung Appetit auf mehr Lesen und mehr Wissen über die Gärten und Parks in Hohenlohe und natürlich auf deren Besuche zu wecken. Dieses Vorgehen ist sehr ausgewogen. Mit den im Buch angerissenen Themen und den Parks und Gärten ließen sich sicher mühelos viele Bände wissenschaftlicher Werke füllen. Nur wer von uns Laien wollte diese lesen? Die promovierte Agrarwissenschaftlerin erliegt aber nicht dieser Versuchung, sondern gibt uns Lesern einen guten

Überblick, um dann zügig zu den einzelnen Grünanlagen zu wechseln. Dort beschränkt sie sich nicht streng auf Hohenlohe-Franken, sondern zeigt sich grenzüberschreitend. Das kommt ihrem Anliegen, die Anlagen in der Region abgerundet darzustellen, sehr zu Gute. Einige Ziele sind von Mittel- und Unterfranken aus leicht zu erreichen oder liegen gar dort; so auch in Rothenburg ob der Tauber. Ihre Auswahl ist umfassend, rd. vier Dutzend Gärten und Parks sind verzeichnet und werden vorgestellt. Es besteht also keine Gefahr, dass ein wesentliches Objekt vergessen worden wäre. Auch Anlagen, die erst seit kurzem wieder zugänglich oder erneut ins Bewusstsein gerückt sind, werden angesprochen, wie z.B. der Sophienberg in Kirchberg an der Jagst.

Die Autorin ist also nicht nur Fachfrau und in der Region bestens zu Hause, nein, sie ist auch auf der Höhe der Zeit. Mit dem Abschnitt über alte Baumgestalten gibt sie uns noch eine schöne Zugabe. Auf dem Inneren der Umschlagseiten befindet sich eine Übersichtskarte zur Orientierung in der Region mit farblicher Gliederung zu den unterschiedlichen Hauptschwerpunkten. Adressen von Baumschulen und Gartenliebhabervereinigungen sind ebenfalls enthalten.

Insgesamt also nicht nur ein wundervoller Reiseführer ins Grüne Hohenlohes, sondern ein regelrechter Aufschluss dieser einzigartigen Kulturlandschaft im Bereich des Gartenbaues. Das hat bisher gefehlt, und so geht der Dank an die Autorin und den Verlag, die sich dieser Herausforderung gestellt und diese so eindrucksvoll gemeistert haben. Die Landesgartenschau in Öhringen ist schon Vergangenheit, der Reiseführer ins Grüne bleibt uns aber erhalten und kann noch für viele Jahre genutzt werden.

Thomas Voit

Werner Eberth: **Der Deutsche Krieg 1866 im heutigen Landkreis Bad Kissingen nach Theodor Fontane (1819–1898)**. Bad Kissingen [Theresienbrunnen-Verlag] 2016, 224 S., 135 Abb., davon 35 in Farbe.

2016 jährte sich zum 150. Mal der Deutsche Krieg, eine militärische Auseinandersetzung zwischen dem Deutschen Bund und Preußen, als deren Ergebnis Österreich aus Deutschland hinausgedrängt wurde, was eine Voraussetzung für eine Einigung Deutschlands unter preußischer Führung war. Dieser Krieg überzog auch das nordwestliche Unterfranken. Mit dem Kriegsgeschehen im heutigen Landkreis Bad Kissingen befasst sich Werner Eberth. Dabei ist wichtig, sich den exakten Titel des Buches vor Augen zu halten. Aus ihm geht hervor, dass das kriegerische Geschehen „nach Theodor Fontane (1819–1898)“ präsentiert wird. Diese einleitende Bemerkung ist bedeutsam, weil die Schilderungen Fontanes oft über mehrere Seiten des Buches hinweg im Original wiedergegeben werden. Fontane war damals Kriegsberichterstatter für Preußen und brachte seine Kriegserlebnisse und -erkenntnisse einige Jahre später (1870/1871) in zwei Bänden zu Papier. Die anfänglich möglicherweise etwas irritierenden ausführlichen Zitate stellen sich jedoch nach einiger Zeit als gelungene Methode heraus, das Kriegsgeschehen lebensnah und unmittelbar zu schildern. Den Leser erwartet also keine nüchterne Darstellung des Kampfgeschehens, keine taktisch generalstabsmäßige Expertenanalyse, sondern ein sich am unmittelbaren Kampf orientierender und verarbeiteter Bericht eines Tatzeugen. Im Inhaltsverzeichnis wird das auch deutlich hervorgehoben, wenn Fontane spricht. Es spricht aber eben nicht nur

Fontane, sondern es werden auch andere Autoren zitiert: Gerhard Wulz mit zwei einschlägigen Veröffentlichungen, ebenso in einem Resümee der Hammelburger Stadtpfarrer Georg Michael Rappert, Pfarrer Michael Erhard von Nüdlingen sowie ein namentlich nicht genannter Augenzeuge (S. 134ff.). Dies alles erhöht die Authentizität der Schilderungen deutlich, weil sie von Zeitzeugen zu Papier gebracht wurden. Eberth hat sie in eine dem Ablauf der Ereignisse entsprechende Reihenfolge gebracht, wobei auch Fehler und Ungeheimtheiten zur Sprache kommen, hat doch beispielsweise Fontane seinen Bericht mit preußischer Brille geschrieben, was verständlicherweise zu Defiziten hinsichtlich der bayerischen Seite führte.

Weitere zeitgenössische Veröffentlichungen ergänzen diese Schilderungen. Zu den zwei folgenden Publikationen, bei denen Eberth die Namen der Verfasser nicht entschlüsseln konnte (S. 193 u. 199) seien diese nachgetragen. Ein Blick in den Bayerischen Verbundkatalog löst den Verfasser „M. C.“ mit „Martin Cohn“ auf. Durch Namensänderung 1869 nannte sich der Autor „Mels August“, so steht er auch heute in den Katalogen verzeichnet (vgl. Katalog der Dt. Nationalbibliothek, Idn. 116629746). Und die Vornamen von „P. G. Booms“ lösen sich in „Petrus Gerardus“ auf („Kissingen : Eene episode uit den oorlog van 1866 in Duitschland“).

Eberths dezidiert eigenes Forschungsinteresse, fokussiert sich erkennbar auf das, was sich vom Deutschen Krieg heute noch im Landkreis Bad Kissingen auffinden lässt. Das sind in großem Umfang Gräber, Gedenksteine und sonstige Erinnerungsmale (in einem Nachtrag ergänzt). Sie hat er aufgesucht, ihre Inschriften entschlüsselt und in den Kontext der damaligen Ereignisse gebracht. Sie können die

heutigen Menschen noch erleben. Damit kommt ein bedeutsamer lokalgeschichtlicher Aspekt der Arbeit zur Sprache.

Werner Eberth hat mit seiner Publikation einen Teil der Geschichte des Landkreises Bad Kissingen aufgearbeitet, er hat aufgespürt, was von der damaligen Zeit noch vorhanden ist und dieses festgehalten. Damit ist jedem Interessierten die Möglichkeit eröffnet, selbst den Spuren der Vergangenheit nachzufolgen. Vieles, was dem Vergessen anheimgefallen wäre, wurde auf diese Weise präsent gehalten. Das ist sein Verdienst. *Peter Kolb*

Andrea Brandl / Uwe Müller (Hrsg.): **Schweinfurt und der Krieg von 1866** (= Made in Schweinfurt XV, Schweinfurter Museumsschriften 218/2016, Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt Nr. 29). Begleitbroschüre zur Ausstellung in der Glashalle des Konferenzzentrums vom 23. Juli bis zum 23. September 2016 mit Beiträgen von Daniela Kühnel M.A., Rödelsee, und Prof. Dr. Matthias Stickler, Würzburg. Schweinfurt [Druckhaus Weppert] 2016, ISBN 978-3-945255-03-2, 63 S., zahlr. farbige Abb., 10,- Euro.

Im Jahr 2016 waren 150 Jahre vergangen, seit die Auseinandersetzung um die Vorherrschaft im Deutschen Bund in kriegerische Eskalation gemündet hatte. Auch die Zeitschrift *FRANKENLAND* hatte sich damals ausführlich mit den Ereignissen auseinandergesetzt: Die Reihe *Franken 1866* zählte elf Folgen im *FRANKENLAND*. Selbst ein Sonderheft widmete sich den Ereignissen von damals.

Die Ausstellung *Made in Schweinfurt XV* – eine nun schon vertraute jährliche Ausstellungsfolge – näherte sich den Ereignissen von damals im Hinblick auf

die lokalen Aspekte. Zu den Auswirkungen in Schweinfurt gehörte die Einrichtung eines großen militärischen Lagers unmittelbar am Stadtrand südlich des Mains auf den damaligen dortigen Wiesen. 9.000 Einwohner wurden plötzlich um 8.000 Soldaten nahezu verdoppelt. Das hatte vielfältige Auswirkungen, die in der Ausstellung und im Begleitband nachgezeichnet wurden.

Zunächst entwirft Matthias Stickler vom Lehrstuhl für Neueste Geschichte der Universität Würzburg ein Bild der damaligen politischen Lage Deutschlands: „*Die erste moderne Teilung der Nation*“, *Der Deutsche Krieg von 1866 – Ursachen und Folgen für Deutschland und Europa*. Ausgangspunkt sind die Revolutionsjahre 1848/1849 und das Gerangel zwischen sog. „Großdeutscher“ und „Kleindeutscher“ Lösung der nationalen Frage. Stickler versteht es auf wenigen Seiten aufzuzeigen, dass es sich vielmehr um den Streit um die Vorherrschaft in Mitteleuropa zwischen Preußen und Österreich handelte. Dass es dabei weniger um die Nation ging, zeigen die europäischen Zusammenhänge. Der Konflikt mit Dänemark um Schleswig-Holstein war ein Mosaikstein auf dem Weg zur Eskalation, der aus heutiger Sicht mit unglaublichem Snobismus gepflastert zu sein scheint. Der Leser tendiert zur Ansicht, dass die Ursache allen Übels des zwanzigsten Jahrhunderts nicht erst der Erste Weltkrieg war, sondern vielleicht doch schon im Scheitern der Revolution von 1848/1849 und seinem Nachspiel lag. Das gilt insbesondere, als die Chance einer Versöhnung der Nation nach 1866 nicht ernsthaft genug verfolgt wurde.

Daniela Kühnel aus Rödelsee nimmt sich der örtlichen Auswirkungen an und beschreibt diese in zehn Kapiteln sehr anschaulich. Dabei nehmen *Die Schattensei-*

ten des Krieges in Schweinfurt, Michael Weber – ein Schweinfurter Soldatenschicksal und Spuren des Krieges von 1866 in Schweinfurt durchaus eine Sonderstellung gegenüber der üblichen Darstellung ein. Das ist sehr erfreulich und gibt dem Ausstellungsband einen besonderen Touch. Die Quellenlage ist erfreulich gut mit Zeitungsauszügen, Briefen, Archivalien usw. Das örtliche Gewerbe erlebte einen Aufschwung, es gab „Kriegsgewinnler“, und es waren Tote und Verwundete zu beweinen. All das wird anschaulich geschildert.

Das Vorwort des Oberbürgermeisters Sebastian Remelé, Anmerkungen, Bildnachweise und Impressum verklammern die beiden Beiträge. Damit jährt sich eine außergewöhnlich erfolgreiche Ausstellungsreihe zum fünfzehnten Mal: *Made in Schweinfurt*. Auch für die Ausstellungsbroschüre scheint augenscheinlich ein Format gefunden zu sein. Sie ist wieder ganz in der anspruchsvollen Qualität der Museumsschriften. Zu danken ist ebenfalls wieder dem AKI-Förderkreis Industrie-, Handwerks- und Gewerbekultur der sich – wie bereits gewohnt – für die Ausstellung engagiert hat. Auch unter der neuen Leitung der Städtischen Sammlungen wird die gute Tradition fortgesetzt, einmal im Jahr eine Ausstellung zu einem Thema der Industriekultur und deren Umfeld am gewohnten Ort durchzuführen und auch dazu ein Begleitheft herauszugeben. Weiter so!

Thomas Voit

Hans Gaab/Pierre Leich (Hrsg.): **Simon Marius und seine Forschung** (= Acta Historica Astronomiae, Vol. 57). Leipzig [Akademische Verlagsanstalt] 2016, ISBN 978-3-944913-49-0, 481 S., zahlr. Abb., 34,00 Euro.

Mit der Biographie, dem wissenschaftlichen Werk und der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des aus Gunzenhausen stammenden Mathematikers, Astronomen und Arztes Simon Marius (1573–1624) beschäftigt sich ein umfangreicher und reich bebildeter Sammelband, der die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Tagung aus dem Jahre 2014 in gedruckter Form präsentiert. Aufgrund der Einführung des gerade erst erfundenen Teleskops gelang Marius mit seiner Entdeckung der vier Jupitermonde im Jahre 1610 – übrigens nahezu zeitgleich mit seinem berühmten italienischen Kollegen Galileo Galilei – zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine astronomische Sensation. Dies führte er in seinem astronomischen Hauptwerk „*Mundus Iovialis*“ (1614) aus und wurde dafür später von Galilei des Plagiats bezichtigt.

Es war dann im weiteren Verlauf vor allem der Wissenschafts- und Selbstvermarktungsstrategie geschuldet, wenn die Entdeckung von Marius wenig oder kaum rezipiert wurde. Aus heutiger Perspektive muss aber festgehalten werden, dass seine Beobachtungen zu Kometen, Sonnenflecken und Venusphasen die zeitgenössischen astronomischen Forschungen revolutionierten, was in den Beiträgen von Jay M. Pasachoff, Ralph Neuhäuser, Dagmar L. Neuhäuser und Jürgen Hamel eindrucksvoll dargestellt wird. Darüber hinaus geriet er in das „*Zentrum des Weltystemstreits*“ (Pierre Leich) zwischen den Anhängern des geozentrischen und heliozentrischen Weltbildes. Aufgrund seiner Erkenntnisse orientierte Marius sich am Weltmodell des dänischen Astronomen Tycho Brahe (Tychonismus), das von zahlreichen zeitgenössischen Wissenschaftlern favorisiert wurde.

Neben einer ausführlichen Darstellung der Biographie, Schulzeit, wissenschaftli-

chen Ausbildung und Tätigkeit als markgräflicher Hofastronom in Ansbach werden die astronomischen Forschungen von Simon Marius in einer Reihe von Beiträgen ausführlich dargestellt und wissenschaftshistorisch eingeordnet. Der fürstliche Beamte war darüber hinaus davon überzeugt, „*in den astris grosse geheimnuf*“ zu finden, was sich in seinen astrologischen Interpretationen der astronomischen Daten niederschlug.

Die Beiträge von Klaus Matthäus und Richard L. Kremer würdigen Marius als zeitgenössischen Kalenderschreiber und Verfasser von jährlichen prognostischen Werken. Auch wenn die herausragenden wissenschaftlichen Leistungen und das eindrucksvolle Werk des „fränkischen Galilei“ lange vernachlässigt wurden, so ehrte ihn die Internationale Astronomische Union mit der Benennung des Mondkraters Marius und des im Jahre 1980 entdeckten gleichnamigen Kleinenplaneten (7984), der sich in dem Asteroidengürtel zwischen Mars und Jupiter befindet. Der umfangreiche und verdienstvolle Band, der sich durchaus auch an ein breiteres Publikum wendet, wird sicherlich zahlreiche Impulse für weitere Forschungen über Simon Marius vermitteln.

Johannes Schellakowsky

Orangeriekultur in Oberfranken. Die Fürstentümer Bamberg und Bayreuth. Hrsg. vom Arbeitskreis Orangerien in Deutschland e.V. (= Schriftenreihe des Arbeitskreises, Bd. 13) Berlin [Lukas Verlag] 2017, ISBN 978-3-86732-250-8, 236 S., kart., zahlr. Farb- und SW-Abb., 19,80 Euro.

Die Behauptung scheint gewagt: „*Das Fürstentum Bayreuth spielt im Spektrum*

der mitteleuropäischen Orangeriekultur der frühen Neuzeit eine durchaus außergewöhnliche Rolle.“ Außergewöhnlich? Natürlich weiß der Kenner der fürstbischöflichen bzw. markgräflichen Gartenanlagen Bamberg's, Bayreuths und seiner Umgebung, dass sich die Fürsten nicht lumpen ließen, als sie ihre grandiosen Anlagen errichten, bepflanzen und kultivieren ließen. Auf die dem Laien eher unbekannte Trivialität, dass insbesondere die Orangeriekultur, ohne die ein fürstlicher Garten undenkbar wäre, das Gesicht der Anlagen bestimmt hat, macht nun ein wertvolles Buch aufmerksam, das die Beiträge einer Arbeitstagung des „Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e.V.“ enthält. 2015 traf man sich auf dem Michelsberg zu Bamberg, und nun darf man lesen, dass Orangeriekultur in Oberfranken im Rahmen der fürstlichen Repräsentation nicht unwichtig war. Davon zeugt auch das Deckengemälde in Schloss Weißenstein in Pommersfelden, das die Titelseite des Bandes sinnvoll zierte. Gleich zwei Beiträge thematisieren die Orangerien und die Pomeranzenwelt der Schönborns; wer in Bamberg zuhause ist, erhält Informationen über den Michelsberg und die Mang'sche Wachsbleiche.

Es ist kein Zufall, dass sich nicht weniger als die Hälfte des Bandes mit dem Fürstentum Bayreuth beschäftigt. Auch hier geriet, wie in Pommersfelden, die Pflege des „Goldenen Apfels“, also der begehrten Zitrusfrucht, neben den schönborn'schen Besitzungen zu einem Höhepunkt – auch zu einem bildkünstlerischen und literarischen. Wie immer im Barock kreuzten sich, im geistlichen und im weltlichen Fürstentum, profane Aspekte mit überhöhenden, den Hochadel feiernden Ideen, also propagandistische Selbstdeutungen mit technischen Erfordernissen des Gärtnerhandwerks. Die Zitrone (und

den Lorbeer) in allen vier Jahreszeiten samt „Winterung“ zu kultivieren bedeutete in höherem Sinne, sinnbildlich das „Goldene Zeitalter“ wiederherzustellen. Nicht erst Wilhelmine von Bayreuth hat mit ihren spektakulären Anlagen in der Eremitage und dem Hofgarten davon geträumt, mit Hilfe vieler kundiger und fleißiger Gärtner ein künstliches Paradies zu schaffen. Nach ersten Anfängen unter Markgraf Christian Ernst, der – gut 130 Jahre, nachdem eine Orangerie zum verbindlichen Teil einer fürstlichen Schloss- und Gartenanlage geworden war – in seinen Residenzstädten Erlangen und Bayreuth (hier mit einem ersten Pomeranzenhaus im Jahre 1670) auf den Spuren der Hesperiden wanderte, ließ sein Nachfolger Georg Wilhelm die außergewöhnliche Anlage seines Schlosses in St. Georgen errichten, die zu den berühmtesten ihrer Zeit zählte. Sollte St. Georgen mit seinem „Isolotto“, dem Inselgarten, und dem gigantischen See an eine antike Heldenlandschaft erinnern, so die poetisch erdachte Eremitage – in Erinnerung an den Nürnberger Musenhain der Dichtergruppe der Pegnitzschäfer – samt Verweisen auf Herkules und den Waldgott Pan sowie an ein idyllisches Arkadien. Wilhelmine und Friedrich erweiterten diese Konzepte: Wilhelmine richtete sich „Philosophengärten“ ein, in denen sie sich buchstäblich selbstbespiegeln konnte. Die Orangerie wurde damit zum Kunstwerk erklärt, dessen vergessener Bedeutungsgehalt später wieder rekonstruiert werden musste. Ihr Gatte Friedrich verstand sich auf repräsentative Gärten der „Weisheit“. So wurde aus dem Hofgarten mit seinem Kanal eine höchst ungewöhnliche Anlage gemacht, deren Konzeption in die Zukunft der europäischen Gartengestaltung wies: im Zeichen des vielfältig strahlenden Apoll und der „Felicitas“, die sich ebenso

gut auf Vergil wie auf die Prinzipien der Aufklärung berufen konnte.

Der wertvolle Band erläutert all diese Konzepte und Veränderungen der Gartenlandschaften ausführlich und klar genug, um auch noch dem heutigen Spaziergänger Vergnügen zu bereiten. Wer die glücklicherweise erhaltene Orangerie des Michelsbergs erblickt, durch die Eremitage mit ihrem Alten Schloss und dem neueren „Orangerieteatro“ oder durch den Hofgarten mit seinem „Hoheitengärtlein“ wandelt, darf sich – nicht nur, wenn er das noch bestehende Orangeriegebäude erblickt – an die Vorgeschichte(n) der Häuser und der Gärten (etwa des verschwundenen differenzierten Südgartens von St. Georgen) und an deren genau durchdachte Ideenwelten erinnern, die zwischen praktischer Gartenarbeit und idealistischer Theorie vermittelten. Vom in den 1830er Jahren errichteten Pflanzenhaus von Schloss Fantasie, das mit seinem bewusst inszenierten, die verschiedensten Klima- und Landschaftssituationen evozierenden Wandelweg im Kleinen so ungewöhnlich strukturiert war wie die Gärten im Großen, ist aufgrund der „autogerechten“ Straßenplanung der 1970er Jahre leider auch kein Glasstückchen mehr erhalten. Grund genug, den Band zu studieren, der v.a. durch den grundsätzlichen und gartengeschichtlich detaillierten Beitrag von Helmut-Eberhard Paulus eine grandiose wie wunderschöne, ja, außergewöhnliche Landschaft erschließt. So genau konnte der oberfränkische Gartenfreund es bislang nirgendwo lesen.

Frank Piontek

Johannes Sander: **Würzburg. Architektur seit 1918.** Regensburg [Schnell & Steiner] 2017, ISBN 978-3-7964-3232-4, 280 S., geb., 191 s/w-Abb., 39,95 Euro.

„Des Wagnisses, eine Würzburger Architekturgeschichte des 20. und frühen 21. Jahrhunderts zu schreiben, ist sich der Verfasser [...] wohl bewusst“, so ist es im Vorwort zu lesen. Und in der Tat muss Sanders akribisch erarbeiteter Buchinhalt als ein sehr mutiges Unterfangen gewertet werden, mutig deshalb, weil er es wagte, auf einem Feld zu arbeiten, das so viele Kunsthistoriker bis heute meiden.

Den *FRANKENLAND*-Lesern ist Bundesfreund Dr. Johannes Sander kein Unbekannter. Erinnert sei an seinen 30-seitigen Beitrag „*Klosterbauten des Historismus und der Moderne in Unterfranken*“ (*FRANKENLAND*, Heft 2 [Juni] 2016). Auch hier führte er bereits in einen Zeitabschnitt ein, auf den sich nur wenige Kunsthistoriker zuvor eingelassen hatten. Nun also ist sein Buch „*Würzburg. Architektur seit 1918*“ erschienen.

Sander stellt sich dieser großen Aufgabe und merkt zu Beginn an, er habe das „*ohne akademischen Auftrag und ohne akademischen Ehrgeiz*“ getan. Das Buch „*ging einzig aus dem Anliegen hervor, die Bauten des 20. Jahrhunderts, einer ebenso nahen wie andererseits vielfach fernen Zeit, sehen zu lernen, zu verstehen und beurteilen zu können und die hieraus gewonnenen Kenntnisse und Erkenntnisse weiterzugeben.*“

Dieser „Seh-Hilfe“ bedürfen nach meiner Erfahrung nicht selten anzutreffende Zeitgenossen in großer Breite, für die das ‚Schöne‘ in Würzburg vielleicht gerade bis zum Jugendstil reicht, ebenso aber auch Fachleute, die zunächst allem Neuen abwehrend gegenüberstehen.

Hilfe kann nur derjenige erfahren, der dazu bereit ist, sie anzunehmen. Dabei genügt es leider nicht, sich in der Vielfalt der gerade im 19. Jahrhundert schnell wechselnden Stilrichtungen auszukennen, erforderlich ist es ebenso, sich um die Erarbei-

tung von Qualitätsmaßstäben zu bemühen. Das Buch leistet Hilfestellung auf dem Weg zu eben jenem erforderlichen Verständnis, indem es mit Architekturbeispielen an das 19. und 20. Jahrhundert anknüpft. Danach bringt es Zug um Zug Beispiele der Folgezeit, die es in subjektiv- und objektivkritischer Wahrnehmung durchleuchtet und dabei oft auch dem Objekt einen Stellenwert zuweist.

Die Folgezeit ist treffend in sieben Zeitabschnitte gegliedert. Bei den darin ausgewählten Beispielen unterscheidet der Autor Zeitabschnitt für Zeitabschnitt sehr differenziert, so insbesondere Wohn- und Geschäftshäuser, öffentliche und halböffentliche Profanbauten, Kirchenbauten und liefert wohl überlegt ausgewählt jeweilige Bauwerk-Exemplar.

Die Arbeit tritt nicht belehrend auf; vielmehr informiert sie in lebendiger, anschaulicher Sprache, liefert Fakten, z.B. über die Entstehungszeit der Bauwerke, und nennt aufgetretene Probleme, die zu lösen waren. Meist sind auch die Entwurfsverfasser genannt.

Auch die schwierigeren Zeitabschnitte „Die Architektur während des Nationalsozialismus“ und das Kapitel „Zerstörung und Wiederaufbau bis in die frühen 1950er Jahre“ sind, wie alle übrigen ebenfalls, gut recherchiert und verständlich dargestellt.

Johannes Sander stellt für die Zwischenkriegszeit bis 1933 fest: „Für das Neue Bau-

en erwies sich Würzburg [...] als ein eher schwieriges Pflaster“. Er zeichnet nach, wie schwer es Peter Feile in den späten 1920er Jahren hatte, seine in die Zukunft weisenden Architekturideen zu Bauwerken werden zu lassen. Er stellt aber auch dar, wie sich dies in den 1950er Jahren wiederholte.

An dieser Stelle sei mir eine kurze Anmerkung gestattet: In Ergänzung zu Peter Feile, der bereits den ihm zustehenden Platz in der Literatur für das ‚Neue Bauen‘ gefunden hat, möchte ich dem im Buch nicht genannten Architekten Roland Müller-Haidmann mit einer nachträglichen Nennung die Ehre geben, da er in den 1950er Jahren – ähnlich wie einst Feile – mit den Widerständen der Gestrigen zu kämpfen hatte. Insbesondere schuf er Wohnhäuser, Geschäfts- und Ladenräume mit anspruchsvoller, richtungweisender Innengestaltung. In die einschlägige Literatur ist Roland Müller-Haidmanns Werk leider bislang noch nicht eingegangen.

So sei dieses Buch allen empfohlen, die sich für Architektur interessieren, vor allem aber jenen, die sich bislang – bei jedem neuen „Wagnis“ – ungeprüft auf die Seite der Ablehner gestellt haben. Empfohlen sei es aber auch den Planern bei der Abwägung zwischen Anpassung und dem Beschreiten neuer Wege – als Mutmacher, dass letztlich qualitätvolles neues Bauen auch in Würzburg immer eine Chance erhalten sollte.

Gottfried Berger

Unser Erster Bundesvorsitzender Herr Dr. Paul Beinhofer wurde 65 Jahre alt!

Am 2. Mai 2018 konnte unser Erster Bundesvorsitzender und Regierungspräsident von Unterfranken, Herr Dr. Paul Beinhofer, seinen 65. Geburtstag feiern. Die gesamte Bundesleitung des FRANKENBUNDES, die Gruppe Würzburg, deren Mitglied Herr Dr. Beinhofer ist, die Schriftleitung und alle Bundesfreunde gratulieren ihm auf das Herzlichste und wünschen ihm auf diesem Wege alles Glück, beste Gesundheit sowie recht viel Schwung und Lebensfreude. Die Gratulanten verbinden dies mit großem Dank für seine stets umsichtige und engagierte Führung des FRANKENBUNDES, die uns alle zuversichtlich in die Zukunft unserer gemeinsamen Ziele blicken lässt.

Besonders mögen ihm noch viel Tatkraft in seinem beruflichen Wirken, zündende Ideen für eine gedeihliche Entwicklung unseres Bundes und die große Freude an seinen Aufgaben beschieden sein. Alles erdenklich Gute für die kommenden Jahre! PAS



Photo: Dr. Axel von Erffa.

Alexander Biernoth

Aktivitäten zum Tag der Franken

Die Ansbacher Gruppe des Frankenbundes hat sich eine besondere Aktivität zum diesjährigen „Tag der Franken“ am 1. Juli ausgedacht: In Zusammenarbeit mit der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde St. Gumbertus wird es an zwei Terminen eine Kunstbetrachtung zum Kelterbild in der Schwanenritterkapelle geben. Dieses opulente Tafelgemälde aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wird Albrecht Dürer beziehungsweise seinen Schülern zugeschrieben und gilt als das wertvollste Einzelkunstwerk in der Stadt Ansbach. Über die genaue Geschichte des Kelterbildes, das eine Szene aus dem alttestamentlichen Jesaja-Buch zeigt, ist bisher wenig bekannt. Im Zentrum des Bildes steht Christus in einer Weinkelter. Am linken Bildrand sind die Schmerzensmutter Maria und Gottvater zu sehen. Er hat mit beiden Händen eine Art hölzernen

Schraubenschlüssel gefasst, mit dem er den Schraubstock auf der linken Seite der Kelter anzieht. Aus der Kelter kommt kein Wein, sondern Hostien, die von einer Petrus- oder Papstfigur aufgefangen werden, um sie an die Gläubigen weiter zu verteilen. Am unteren Bildrand ist eine kleine Figur im weißen Chorherengewand zu sehen, die aufgrund des Wappens als Mathias von Gulpen erkenntlich ist. Er war von 1464 bis 1475 Dekan des Ansbacher Chorherrenstifts. Wohl aus seinem Nachlass wurde das Bild in Auftrag gegeben und bezahlt.

Neben dem Kelterbild und seiner theologischen Bedeutung werden im Rahmen der rund halbstündigen Kunstbetrachtung auch die übrigen Kunstschatze in der Schwanenritterkapelle kurz erläutert und auch der Schwanenritterorden erklärt. Die Kunstbetrachtungen beginnen am 1. Juli 2018 um 15 Uhr und 16 Uhr. Die Teilnahme ist kostenlos.



links, Abb. 1: Das Innere der Schwanenritterkapelle in der Ansbacher St. Gumbertuskirche.

Photo: Alexander Biernoth.

rechts, Abb. 2: Albrecht Dürer (?): Christus in der Kelter. Ansbach, Schwanenritterkapelle.

Photo: Alexander Biernoth.

Burgen-Schlösser-Dynastien: Die Hohenzollern in Franken

2. Oberfränkische Regionalfahrt am 15. September 2018

Von schwäbischen Ministerialen zu Burggrafen in Nürnberg, Markgrafen, Kurfürsten, Königen und deutschen Kaisern

Die Kaiserburg in Nürnberg, auf der die Hohenzollern ihre dynastische Karriere als Burggrafen begonnen haben, die Eremitage, das markgräfliche Opernhaus und Sanspareil in und um Bayreuth, das Schloss und der Schlossgarten in Ansbach sind bauliche Höhepunkte, die uns die Hohenzollern in Franken hinterlassen haben.

Bei unserer diesjährigen Regionalfahrt wollen wir uns an Hand von weniger bekannten Plätzen an dieses Fürstengeschlecht herantasten:

Da ist zum einen die 1945 am Ende des Kriegs in Flammen scheinbar unwiederbringlich verlorengegangene **Cadolzburg** im Landkreis Fürth. Erbaut im 13.Jahrhundert als wehrhafte Residenzburg, später umgebaut zu einem der berühmtesten Renaissance-Schlösser und dann als fürstliche Verwaltung genutzt.



Abb. 1: Die Cadolzburg.
Photo: Wikipedia CC-BY-SA 3.0
(Keichwa).

Seit Juni 2017 ist sie nach jahrzehntelanger Wiederaufbau- und Rekonstruktionszeit mit einem hochinteressanten musealen Konzept für die Öffentlichkeit zugänglich. An keinem anderen Ort lässt sich durch das Bauwerk selbst der Aufstieg eines Geschlechts ähnlich gut ablesen. Die am wenigsten zerstörten Teile der Burg wirken wieder mittelalterlich und dienen als Ausstellungsräume. Dort wird u.a. das Leben auf der Burg dokumentiert. Im völlig ausgebrannten 2. Obergeschoss und im Dachgeschoss wurden die fürstlichen Repräsentationsräume aus dem 15. Jahrhundert an Hand von Überlieferungen aus dem letzten Jahrhundert rekonstruiert. Spannend ist auch der Versuch, ein historisches Gebäude brandschutztechnisch und behindertengerecht zeitgemäß zur Verfügung zu stellen.

Nach dem Mittagessen in Weidenbach besuchen wir **Triesdorf**. Diese ehemalige Sommerresidenz wurde schon im Barock auch landwirtschaftlich genutzt. Heute beherbergt sie die Landwirtschaftlichen Lehranstalten des Bezirks Mittelfranken. Richard Bartsch, der mittelfränkische Bezirkstagspräsident, wird uns empfangen und uns eine Führung „Historisches Bauen in Triesdorf“ ermöglichen.



Abb.2: Triesdorf, „Weißes Schloss“.

*Photo: CC-BY-SA 3.0
(Markus Weber).*

Es wird ein Bus in Bayreuth abfahren. Die Abfahrtszeit dort wird von der Gruppe Bayreuth noch rechtzeitig bekanntgegeben.

Ein zweiter Bus wird in Bamberg um 8 Uhr am ehem. Capitol (Neuerbstraße) abfahren. Für Bamberg sind persönliche Anmeldungen wie immer ab Mitte August im Zeitschriftenkiosk am Schönleinsplatz möglich.

Sie können sich aber auch mit dem Anmeldeformular in der Mitte dieses *FRANKENLAND*-Heftes direkt bei der Bundesgeschäftsstelle anmelden.

Der Reisepreis beträgt 30 €.

Fränkischer Thementag 2018: Fränkische Dialekte

am 22. September 2018 in Arnstein/Unterfranken

In den letzten Jahren ist ein wieder erstarktes Interesse am Dialekt zu beobachten, das den FRANKENBUND veranlasst, sich auf seinem diesjährigen Thementag mit den fränkischen Dialekten zu befassen. Als Kooperationspartner konnten wir Herrn Benedikt Feser mit seinem noch jungen und sehr rührigen „Verein zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes e. V.“ gewinnen; dieser Verein hat sich zur Aufgabe gemacht, den einheimischen Dialekt zu bewahren und mit neuem Leben zu füllen. (Infos zu diesem Verein bietet die sehr informative Homepage unter: www.unterfränkisch.de; wer sich über das neueste Projekt dieses Vereins informieren will, erhält über den Link: <https://www.ardmediathek.de/tv/Frankenschau/Das-Haus-des-Dialekts-in-Büchold/> weitere Informationen (abgerufen am 23.05.2018)) Getagt wird im unterfränkischen Ort Arnstein-Büchold, in dem dieser Verein zu Hause ist. Die wissenschaftliche Leitung der

Tagung hat Frau Dr. Monika Fritz-Scheuplein vom Unterfränkischen Dialektinstitut (Universität Würzburg) übernommen.

Auch die Dialekte der anderen Teile Frankens kommen auf unserer Tagung zu Wort, Mittelfranken wird ebenso wie Oberfranken und Südhüringen eigens behandelt. Neben Vorträgen bieten wir wieder ein vielfältiges Rahmenprogramm an mit Mundartkino, Mundartlesung, Führungen durch den Ort im Dialekt und zum Abschluss ein Konzert mit dem fränkischen Liedermacher Siggi Juhasz. Ein besonderes Highlight sind sicherlich auch die Führungen durch die frisch renovierte Burganlage des dem Ort na mengebenden Schlosses Büchold mit dem jetzigen Besitzer Henning Glawatz.

Aus diesen vielen Angeboten können Sie sich am Nachmittag Ihr eigenes Programm nach Ihren Interessen zusammenstellen.

Auch an Büchold ist das Wirtshaussterben nicht vorbeigegangen, weswegen es heute keine Einkehrmöglichkeit mehr im Ort gibt. Deshalb richtet der Verein ein gemeinsames Mittagessen mit drei verschiedenen Gerichten am Tagungsort aus; aus organisatorischen Gründen ist auch das Mittagessen in der Teilnahmegebühr enthalten.

Tagungsort: DJK Sportheim in 97450 Arnstein-Büchold, Kirchenstraße (Richtung Gauaschach) am Ortsende; vor dem Sportheim und auf der gegenüberliegenden Wiese gibt es genügend Parkmöglichkeiten.

Zeitlicher Ablauf: Die Tagung beginnt um 9.30 Uhr, vorher wird ab 9.00 Uhr ein Begrüßungsimbiss gereicht. Die Veranstaltung endet gegen 17.30 Uhr.

Teilnehmer: Die Veranstaltung ist offen für alle am Thema Interessierten! Mitglieder des FRANKENBUNDES sowie Mitglieder des „Vereins zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes e. V.“ zahlen eine geringere Teilnahmegebühr.

Kosten: In der Teilnahmegebühr inbegriffen sind die Tagungsgebühr, die Verpflegung mit Begrüßungsimbiss, Mittagessen, Nachmittagskaffee mit Kuchen – außer den Erforschungsgetränken, die vor Ort zu zahlen sind – sowie der Besuch aller Veranstaltungen einschließlich Filmvorführung und Konzert.

Wer kein Mittagessen wünscht, zahlt einen reduzierten Betrag; aus organisatorischen Gründen ist eine Änderung des Essenswunsches am Tagungstag nicht mehr möglich.

Die Teilnahmegebühr **mit Mittagessen** beträgt für Frankenbund-Mitglieder sowie für Mitglieder des Vereins „Unterfränkisch“ 40 EUR p.P.; für Nicht-Mitglieder 45 EUR p.P. Die Teilnahmegebühr ohne Mittagessen beträgt für Frankenbund-Mitglieder sowie für Mitglieder des Vereins „Unterfränkisch“ 30 EUR p.P.; für Nicht-Mitglieder 35 EUR p.P. Ermäßigung für Jugendliche bis 18 Jahre: 20% der regulären Teilnahmegebühr.

Hinweis: Leider ist die Veranstaltung nicht durchgängig behindertengerecht.

Änderungen sind vorbehalten.

Fränkischer Thementag am 22. September 2018 in Arnstein-Büchold: Fränkische Dialekte

9.00 h	Begrüßungsimbiss						
9.30 h	Begrüßung: Dr. Beinhofer, Frau Bürgermeister Stolz, Herr Feser						
10.00 - 10.10 h	Kurzfilm über den Ort Büchold (Verein "Unterfränkisch")						
10.10 h	Einführungsvortrag von Frau Dr. Monika Fritz-Scheuplein (Unterfränkisches Dialektinstitut Uni Würzburg)						
10.50 h	Vortrag: Dr. Gunther Schunk (Vogel Verlag Würzburg), Regionalität und Sprache						
11.30 h	Vortrag: Prof. Dr. Alfred Klepsch (Uni Erlangen), Fränkisches Wörterbuch						
12.15 h	gemeinsames Mittagessen im Tagungsraum						
13.30 h	Vortrag: Mundart am Kleinen Thüringer Wald: Hennebergisch-Fränkischer Dialekt Referent: Erhard Köhler/Schmerheim	Vortrag: Internetangebote Referent: PD Dr. Almut König	Kaffee	Kirchenführung im Mundart Referent: Margot Heilmann	Führungen durch das Schloss Büchold		
14.30 h	Mundartlesung: Asterix auf Messefränkisch Sprecher: Dr. Gunther Schunk/Würzburg	Vortrag: Mundart in Oberfranken Referent: Bertram Popp/Kleinlosnitz	und	Mit dem Ausrüfer durchs Dorf Peter Fuchs			
15.30 h	Vortrag: Mundart bedeutet Vielfalt und Kraftquelle: Der Dialekt heute am Beispiel von Mittelfranken Referent: Dr. Helmut Haberkamm/Spardorf	Mundartkino: "Wenn die Alten erzählen - Dialekt und Lebensart in Unterfranken" "Der Brandners Kischper und das ewige Leben"	Kuchen	Führung durch das geplante "Haus des Dialekts" in Büchold Referent: Benedikt Feser	Schlossbesitzer Henning Glawatz		
Raum:	Saal 2	Saal 1		Büchold	Schloss		
16.30 h							Konzert mit dem Liedermacher Siggi Juhasz
17.30 h	Schluss						Änderungen vorbehalten!

Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Tauberbischofsheim Wolfgang Vockel zum 89. Bundestag des FRANKENBUNDES am 20. Oktober 2018	143
Geschichte	
<i>Hermann Müller</i> Aus der Geschichte Tauberbischofsheims	144
<i>Claudia Wieland</i> Das Hospital Tauberbischofsheim – eine Sozialeinrichtung im Wandel der Zeit	158
Kunst	
<i>Kerstin Haug-Zademack</i> Die heilige Lioba und Tauberbischofsheim	174
Kultur	
<i>Gernot Wamser</i> Das Tauberfränkische Landschaftsmuseum in Tauberbischofsheim – seine Geschichte und seine Sammlungen	186
<i>Heike von Brandenstein</i> Wirtschaft und Tourismus in Tauberbischofsheim	193
Aktuelles	
<i>Ute Feuerbach</i> Erfolgreiche Volkacher Ausstellung „Vom Untertan zum Staatsbürger. 200 Jahre erste bayerische Verfassung im Landkreis Kitzingen“ auch andernorts zu sehen	205
Tag der bayerischen Landesgeschichte in Würzburg am 15. Oktober 2018	206
Bücher zu fränkischen Themen	207
Frankenbund intern	
Spenden erwünscht	185
Nachruf auf Bundesfreund Dr. Alexander von Papp	209
Unser Bundestag erstmals in Tauberfranken	209
Einladung zum 89. Bundestag!	211
Der FRANKENBUND gratuliert Frau Dr. Verena Friedrich und Herrn Professor Dr. Helmut Flachenecker zum 60. Geburtstag	212

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Heike von Brandenstein M.A. Redakteurin bei den „Fränkischen Nachrichten“
Lindenweg 11, 97941 Tauberbischofsheim
hvbppt@t-online.de

Dr. Ute Feuerbach M.A. Ehrenamtliche Stadtarchivarin von Volkach, 1. Vorsitzende des ‚Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V.‘
Gründleinstraße 3, 97332 Volkach
upia-feuerbach@t-online.de

Kerstin Haug-Zademack Gymnasiallehrerin i.R.
1. Vorstand der Tauberfränkischen Heimatfreunde e.V.
St.-Lioba-Straße 19, 97941 Tauberbischofsheim
kerstin.haug-zademack@web.de

Hermann Müller OStDir. i.R.
Tannenweg 14, 97941 Tauberbischofsheim
hermann.mueller.tbb@t-online.de

Johannes Schellakowsky M.A. Historiker, Regierungsdirektor
Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg
schellakowsky@web.de

Israel Schwierz Rektor i.R.
Postfach 250139, 97044 Würzburg
DL2NAI@t-online.de

Gernot Wamser Gymnasiallehrer i.R.
2. Vorstand der Tauberfränkischen Heimatfreunde e.V.
Taubenhausweg 7, 97941 Tauberbischofsheim
g.wamser@gmx.net

Claudia Wieland Referatsleiterin Kreisarchiv u. stellv. Abteilungsleiterin
Staatsarchiv Wertheim im Verbund mit dem Stadtarchiv
Wertheim und dem Archiv des Main-Tauber-Kreises
Bronnbach Nr. 19, 97877 Wertheim
claudia.wieland@la-bw.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

**Grußwort des Bürgermeisters
der Stadt Tauberbischofsheim Wolfgang Vockel
zum 89. Bundestag des FRANKENBUNDES am 20. Oktober 2018**

Liebe Mitglieder des Frankenbundes, sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser der Zeitschrift *FRANKENLAND*,

meine sehr geehrten Damen und Herren,

„Wie schön ist es, eine Heimat zu haben und eine Heimat, mit der man durch Geburt, Erinnerungen und Liebe verwachsen ist.“ – So sprach Otto von Bismarck.

Heimat muss nicht unbedingt der Ort sein, an dem wir geboren sind. Heimat ist oft verknüpft mit Familie, Freunden, Sprache und Natur. In der heutigen Zeit, in der die Globalisierung und Digitalisierung Entfernungen und Grenzen verschwimmen lässt, ist es für Menschen besonders wichtig, sich ihrer geschichtlichen und kulturellen Wurzeln bewusst zu werden.

Der FRANKENBUND setzt sich für dieses Bewusstsein ein und pflegt das vielfältige Erbe der Fränkischen Kultur. Dazu gehört auch die Zeitschrift *FRANKENLAND*, welche die Arbeit des Bundes der Öffentlichkeit darstellt.

Diese Ausgabe möchte Ihnen unsere schöne Kreisstadt mit allen ihren Vorzügen als Wohn-, Gewerbe- und Industriestandort näherbringen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie dadurch Lust bekommen, uns hier im fränkischen Randgebiet als Teil von Baden-Württemberg einmal besuchen zu kommen!



Den Mitgliedern des FRANKENBUND-DES danke ich herzlich für ihr großes Engagement und ihren besonderen Einsatz für den Erhalt unseres kulturellen Erbes!

Es grüßt Sie herzlich

Ihr

A handwritten signature in blue ink, appearing to read "Wolfgang Vockel".

Wolfgang Vockel
Bürgermeister

Hermann Müller

Aus der Geschichte Tauberbischofsheims

Als Wilhelm Heinrich Riehl 1865 das Taubertal durchwanderte, notierte er in seinem Reisebericht: „Ein Gang durchs Taubertal ist ein Gang durch die deutsche Geschichte, ist heute noch ein Gang durchs Alte Reich.“¹ Für Tauberbischofsheim gelten diese Worte ganz gewiss. Auf Schritt und Tritt begegnet man steinernen Zeugen seiner bewegten Vergangenheit. Zwar sind die alten Mauern und Türme bis auf wenige Reste abgebrochen, aber der Kern der mittelalterlichen Stadt ist im heutigen Stadtbild noch recht gut erkennbar und verleiht diesem einen besonderen Reiz.

Vereinzelte Spuren für die Besiedlung des mittleren Taubergebiets hat man seit etwa 5.000 v.Chr., in größerer Dichte seit dem Ende der Jungsteinzeit (ca. 2.500 v.Chr.). Von da an war es kontinuierlich besiedelt. Am deutlichsten geschichtlich fassbar sind die Kelten (seit etwa 500 v.Chr.). Ein sprachliches Erbe aus der Keltenzeit ist der Flussname Tauber, der in der Form „*du-bra*“ oder „*dubron*“ so viel bedeutet wie „Wasser“, „Bach“.

Begünstigt durch den Fall des Limes siedelten sich im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. germanische Stämme im Taubergebiet an, vor allem die Alamannen, die auch in Tauberbischofsheim Spuren hinterließen. Beim Bau der 1895 eingeweihten evangelischen Kirche fand man zahlreiche Gräber, die offenbar zu einem alamannischen Friedhof gehörten, was eine Siedlung voraussetzt. Im 6. Jahrhundert begann die Einwanderung und Landnahme

der Franken, des germanischen Stammes, welcher der Landschaft von da an das Gepräge geben sollte.

Seit ältesten Zeiten bestand an der Stelle der heutigen Tauberbrücke eine Furt, an der sicher schon früh eine Brücke gebaut wurde. Dieser Tauberübergang war seit dem Frühmittelalter von besonderer verkehrsgeographischer Bedeutung, denn über ihn liefen die alten fränkischen Königsstraßen, die von Speyer, Worms und Mainz über Würzburg nach Bayern und Thüringen führten und sich hier mit der in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Straße aus Augsburg und Fulda kreuzten. Dieser Tauberübergang wurde von den Franken besetzt, das gesamte umliegende Gelände dem König zugeschlagen und dort ein Königshof als Verwaltungsmittelpunkt und militärischer Stützpunkt eingerichtet.

Auch eine Kirche dürfte es in dieser Zeit in dem kleinen fränkischen Ort schon gegeben haben. Das Martinspatrozinium ist ein Hinweis auf eine frühe Gründung. Dass das Christentum schon in der Merowingerzeit im Taubergebiet Fuß gefasst hatte, beweisen die Ausgrabungen auf dem fränkischen Gräberfeld in Dittigheim in den 1980er Jahren, bei denen christliche Figuren und Symbole gefunden wurden, darunter ein Kreuz und ein Brustkreuz aus der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts.

Ins volle Licht der Geschichte trat die kleine Siedlung schließlich mit dem Wirken des Bischofs Bonifatius und der hl. Lioba. Im Jahr 732 schenkte der fränkische Hausmeier Karl Martell dem Bischof Bonifatius das Königsgut am Tauberübergang

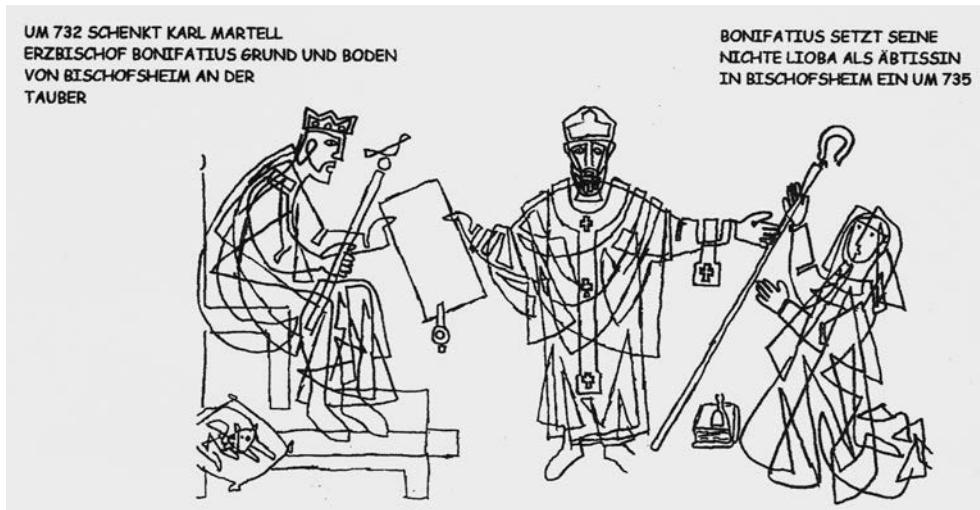


Abb. 1: Karl Martell, Bonifatius und Lioba.
Steinschnitt im Landratsamt. Vorlage: Archiv Hermann Müller.

als persönlichen Besitz. Dieser gründete um das Jahr 735 dort ein Frauenkloster und setzte seine Verwandte Lioba als Äbtissin ein. Diese beiden Szenen sind an den Wänden im Treppenhaus des Tauberbischofsheimer Landratsamts dargestellt und gehören zu den eindrucksvollsten der im Jahr 1959 von Sepp Biehler und Otto Horlbeck geschaffenen Steinschnitte.

Nach dem Bischof Bonifatius erhielt der Ort auch seinen Namen: Bischofsheim heißt nichts anderes als ‚Heim des Bischofs‘. Bei der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse im Frankenreich behielt Bonifatius Bischofsheim als persönlichen Besitz zunächst in seiner unmittelbaren Verwaltung und unterstellte es trotz der räumlichen Nähe nicht dem 742 von ihm gegründeten Bistum Würzburg. Nach dem Tod des Apostels der Deutschen (754) kam Bischofsheim an das Bistum Mainz, dessen Bischof Bonifatius gewesen war. Damit war für das nächste Jahrtausend ein wesentliches Merkmal der Stadtgeschichte

vorgegeben, nämlich die Zugehörigkeit zum Bistum Mainz. Für Wilhelm Ogiermann, den hervorragenden Kenner der mittelalterlichen Geschichte der Stadt, steht fest, „dass aus der Erbschaft von Bonifatius und Lioba letztlich die Mainzer Rechte an Tauberbischofsheim herrühren.“²

Die erste schriftliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 836. In einer von dem Fuldaer Mönch Rudolf verfassten Lebensbeschreibung der hl. Lioba wird der Ort „Biscofesheim“ genannt. Mit leicht veränderter Schreibweise hielt sich der Name Bischofsheim, gelegentlich ergänzt durch den Zusatz „an der Tauber“, ein Jahrtausend lang. Erst seit etwa 1830/1840 setzte sich der Stadtnname Tauberbischofsheim durch.

Durch die Zugehörigkeit zu Mainz erlebte Bischofsheim die wechselvollen Schicksale des Erzstifts mit, seine macht-politischen Auseinandersetzungen, aber auch seine Finanznöte. Mehrmals wurde Bischofsheim verpfändet, einige Male an

die Grafen von Wertheim, von 1160 bis 1237 an die Staufer. Die Stadt behielt jedoch ihre Bedeutung als Kreuzungspunkt wichtiger Fernstraßen und war auch in das Geflecht der königlichen Reisewege einbezogen. So urkundete hier König Konrad III., der erste Staufer, im Jahr 1147 zugunsten des Klosters Waldsassen in der Oberpfalz. 1165 war sein Nachfolger, Kaiser Friedrich I. Barbarossa, in Bischofsheim und stellte eine Urkunde für das Frauenkloster in Kitzingen aus.

1237 gab Kaiser Friedrich II. den Ort an Kurmainz zurück, wo er nun bis 1803, also noch fast sechs Jahrhunderte lang bis zum großen politisch-territorialen Umbruch in der Zeit der Säkularisation, endgültig blieb. Bis dahin war Bischofsheim Teil des

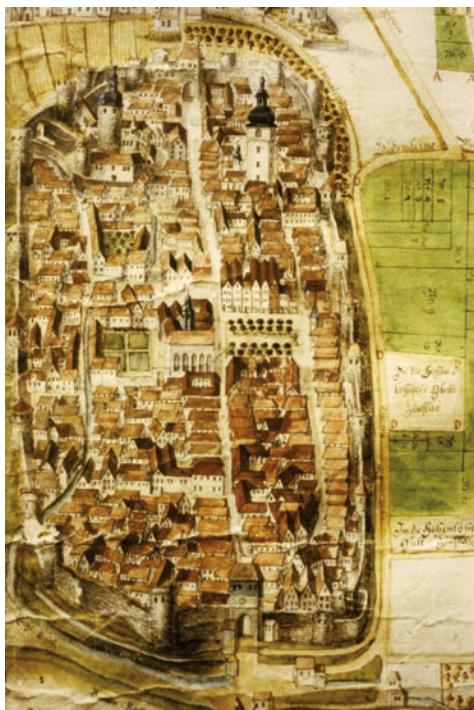


Abb. 2: Stadtansicht von Jacob Heinrich Zürner (1792). Photo: Städtisches Photoarchiv Heer Tauberbischofsheim.

sog. Mainzer Oberstifts mit Aschaffenburg als Mittelpunkt.

Mit Bischofsheim hatte die Mainzer Territorialpolitik einen wichtigen Vorposten im Frankenland gewonnen, der zum politischen und wirtschaftlichen Mittelpunkt ausgebaut werden sollte. Im Zusammenhang damit steht wohl auch die Verleihung des Stadtrechts. Die Urkunde über die Stadtrechtsverleihung ist leider nicht erhalten geblieben, so dass eine ungefähre Datierung nur indirekt aus anderen urkundlichen Hinweisen erschlossen werden kann. Als wahrscheinlichster Zeitpunkt gilt der Zeitraum von 1278 bis 1285.³

Mit dem Stadtrecht war auch der Bau der Stadtbefestigung verknüpft, mit dem im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts begonnen wurde. Im Jahr 1314 ist die „*porta superior*“, das Obere Tor, bezeugt und damit indirekt auch die Existenz eines Unteren Tores. Die Stadtmauern mit den insgesamt 21 Mauertürmen dürften bis etwa 1320/1330 entstanden sein und waren ein imposantes Bauwerk, wie die Stadtansicht von Jacob Heinrich Zürner aus dem Jahr 1792 eindrucksvoll zeigt.

Einen Hinweis auf eine funktionsfähige Stadtumwehrung kann man wohl auch der Tatsache entnehmen, dass die berüchtigten „Armleder“-Haufen im Jahr 1336 dreimal erfolglos gegen Bischofsheim anrannten. Die „Armleder“-Haufen, so genannt wegen ihres ledernen Armschutzes, wüteten in diesen Jahren in den fränkischen Judengemeinden. 1337 waren sie dann doch erfolgreich und richteten unter den Juden ein Blutbad an.⁴

Bei der Stadtbefestigung spielte auch die Burg, das heutige Kurmainzische Schloss (vgl. die Abb. auf dem Umschlag), eine wichtige Rolle. Ungefähr zeitgleich mit den Anfängen des Baus der Stadtumwehrung



Abb. 3: Die Peterskapelle.

Photo: Städtisches Photoarchiv Heer Tauberbischofsheim.

begann der rührige Mainzer Erzbischof Werner von Eppstein (1259–1284) mit dem Bau der Burg. Um 1280 entstanden der Hauptbau, der Palas, und der Rundbergfried, der Türmersturm, das heutige Wahrzeichen der Stadt. Die Burg war mit ihren Außenmauern ein wichtiger Teil der Stadtbefestigung, denn dort verschmolzen Burg- und Stadtmauern zu einer gemeinsamen Verteidigungsline. Die älteste schriftliche Erwähnung der Burg stammt aus dem Jahr 1309 im Zusammenhang mit der Lokalisierung einer Mühle. Weitere Zubauten, etwa das Jägerhäuschen und die Wirtschaftsgebäude, entstanden in den folgenden Jahrhunderten.⁵ Mehr als 500 Jahre lang, bis 1803, war die Burg der Sitz des kurmainzischen Amtmannes.

Eines der Rätsel der mittelalterlichen Geschichte Bischofsheims ist der Standort der Peterskapelle. Sie ist das älteste er-

haltene Bauwerk der Stadt, wie dendrochronologische Untersuchungen, der Vergleich der Jahresringe der Bauhölzer mit anderen sicher datierten Hölzern, ergeben haben: Die Eichenbalken des Chordachstuhls stammen von Bäumen, die zwischen 1178 und 1180 gefällt wurden. Demnach wurde die Kapelle etwa 1180 gebaut, und zwar außerhalb der gut hundert Jahre später begonnenen Stadtbefestigung, in einem Areal, in dem erst seit dem 15. Jahrhundert Gebäude einer westlichen Vorstadt bezeugt sind.⁶ Die Fragen, ob die kleine, bereits in staufischer Zeit entstandene Kapelle einmal die Pfarrkirche einer außerhalb des späteren Stadtmauerrings gelegenen Ursiedlung der Stadt war oder ob sie als Filialkirche zur Martinskirche gehörte, sind wohl kaum mehr zu klären.

Seit Beginn des 14. Jahrhunderts drängte die städtische Bürgerschaft gegenüber

der Mainzer Regierung mit Erfolg auf mehr Selbständigkeit in der Verwaltung der Stadt. Vor allem der Rat bekam als mitverwaltende Körperschaft im Stadtreiment immer größeres Gewicht, so dass ein hohes Maß an städtischer Selbstverwaltung erreicht werden konnte.

Das 14. und 15. Jahrhundert waren für Bischofsheim eine Zeit wirtschaftlicher Blüte. Dazu trug die günstige Verkehrslage der Stadt als Kreuzungspunkt wichtiger Durchgangs- und Fernstraßen bei. Eine wichtige Einnahmequelle, die in den Rechnungen der Amtskellerei stark zu Buche schlug, war deshalb das Wege- und Geleitgeld, das Durchreisende zu zahlen hatten. Da das Reisen in jener Zeit mit erheblichen Gefahren verbunden war, baten Reisende um Geleit, das die jeweiligen Landesherren auf den Geleitstraßen ihres Hoheitsgebiets gegen Entgelt anboten, womit sie auch die Haftung im Schadensfall übernahmen. Wenn sich Kaufleute aus Nürnberg, Regensburg oder Augsburg zur Frankfurter Messe aufmachten, mussten sie das Geleit zahlreicher Landesherren in Anspruch nehmen. Die Grenzen des Geleitgebiets wurden durch Grenzsteine markiert. Ein bekanntes Beispiel aus der näheren Umgebung sind die beiden Grenzsteine aus dem Jahr 1584 im Wald zwischen Gerchsheim und Kist, welche neben der Grenze für Wildbann, Zoll und Zentgericht auch die Grenze zwischen dem würzburgischen und dem mainzischen Geleit anzeigen.

Das Verhältnis zwischen dem Würzburger Bischof und dem Mainzer Erzbischof war über die Jahrhunderte oft recht spannungsgeladen. Die Würzburger Bischöfe trugen schwer daran, dass das kurmainzische Gebiet bis nach Kist reichte, also beinahe bis vor die Tore Würzburgs; sie empfanden diesen territorialen Ausläufer von Kurmainz fast wie einen

Stachel im eigenen Fleisch. Aber es gab auch immer wieder einmal freundschaftliche Begegnungen, so etwa eine gemeinsame Jagd im Jahr 1443 oder häufiger zur Grenzbegradigung einen Tausch von Orten oder Pfarreien und solche Vereinbarungen wie die o.g. Abgrenzung des Zoll- und Geleitgebiets. Der Würzburger muss gelegentlich sogar in Bischofsheim gewesen sein. An der dortigen Gastronomie scheint er Gefallen gefunden zu haben, weswegen es in der „Chronik der Bischöfe von Würzburg“ des Lorenz Fries heißt, Bischof Gottfried Schenk von Limburg habe im Jahr 1455 in einer Bischofsheimer Wirtschaft „*frolich gelebt, geessen [sic!] und getrunken, auch getanzet*“.⁷

Die wirtschaftliche und politische Blütezeit der Stadt lässt sich auch noch mit anderen Fakten belegen. Bischofsheim war Mitglied des seit 1336 bestehenden Neun-Städte-Bundes, dem außerdem Aschaffenburg, Dieburg, Seligenstadt, Miltenberg, Amorbach, Buchen, Walldürn und Külsheim angehörten. In diesem Bund, der wichtige Rechte und Privilegien erringen konnte, dafür aber an die Kasse in Mainz eine erhebliche Geldsumme abführen musste, spielte Bischofsheim wegen seiner Steuerkraft eine führende Rolle und zahlte fast immer den dritthöchsten Betrag (nach Dieburg und Aschaffenburg).

Der Wohlstand des Stadtbürgertums zeigte sich auch in der Gründung des Spitals in der Mitte des 14. Jahrhunderts durch die Bischofsheimer Bürgerin Elsbeth Liebhart (ihr Grabstein befindet sich an der Peterskapelle) und im Neubau der Pfarrkirche. Zwischen 1350 und 1450 dürfte die spätgotische Kirche in ihren wesentlichen Teilen erbaut worden sein. 1910 wurde sie abgerissen und durch den neugotischen Neubau, die heutige Martinskirche, ersetzt.

Diese alte spätgotische Kirche beherbergte mit den beiden von Matthias Grünewald geschaffenen Gemälden „Kreuzigung“ und „Kreuztragung“ den größten Kunstschatz, den es jemals in der Stadt gab. Die wohl 1524 gemalte Doppeltafel gehörte zu den Spätwerken des Meisters und stand ursprünglich im Chor der Kirche. 1740 wurde sie in eine Seitenkapelle versetzt, wobei die „Kreuztragung“ gegen die Wand gerichtet war, und das gut 130 Jahre lang. Der künstlerische Rang der Gemälde geriet völlig in Vergessenheit. Als man in den 1870er Jahren ihren Wert endlich erkannte und sie von der Steinwand abnahm, waren die Schäden, vor allem an der „Kreuztragung“, enorm. Nach mehreren Zwischenstationen über Kunsthändler und nach nicht gerade professionell durchgeführten Restaurierungen wurde die mittlerweile auseinandergesägte Doppeltafel im Jahr 1900 an die damals Großherzogliche, jetzt Staatliche Kunsthalle in Karlsruhe verkauft. Das war ein überaus schmerzlicher Verlust für die Stadt. Die 40.000 Mark, die man als Grundstock für die Finanzierung des Kirchenneubaus von 1910 bis 1914 erhielt, waren da nur ein schwacher Trost.

Der Bauernkrieg von 1525 markiert in der Stadtgeschichte einen tiefen Einschnitt, denn die Unterstützung des Bauernaufstandes hatte für die Stadt schwerwiegende Konsequenzen. Durch die vom Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg im Jahr 1527 erlassene neue Stadtordnung⁸ verlor sie ihre Selbstverwaltungsrechte; die mühsam errungene stadtbürgерliche Freiheit fand ein jähes Ende. Auch der Neun-Städte-Bund wurde aufgelöst.

Die kurmainzische Amtsstadt behielt jedoch ihre Bedeutung als Sitz eines Amtmannes; seit 1623 wurde er Oberamtmann genannt. Seine wichtigsten Mitarbeiter

waren der Amtskeller als Finanzverwalter und der Zentgraf als Leiter der Gerichtsbarkeit, der meist auch Stadtschultheiß und damit Stadtoberhaupt war. Hier zeigt sich, dass in dieser Zeit kurmainzische und städtische Verwaltung nicht immer strikt getrennt waren.

Die Bürger Bischofsheims und der umliegenden Orte hatten nicht nur an den Mainzer Erzbischof und seine Amtskellerei Abgaben zu leisten, sondern auch an andere Amts- und Würdenträger der kurmainzischen Hohen Geistlichkeit, an das Domkapitel und den Dompropst, die im Lauf der Jahrhunderte in Bischofsheim und vielen Nachbarorten Zehntrechte erworben hatten. Die Verwaltung der Einkünfte oblag der Domkapitels- und der Dompropstfaktorei, die ihren Sitz in unmittelbarer Nähe zueinander hatten (heute Hauptstraße 60 und 63, mit steinernen Relieftafeln über den Eingängen). Die dritte Faktorei war die des Aschaffenburger Stifts St. Peter und St. Alexander (heute Hauptstraße 46).

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde die Stadt durch Kriege, die von Plünderungen, Brandschatzungen und Zwangseinquartierungen begleitet waren, schwer in Mitleidenschaft gezogen. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie von 1631 bis 1634 von den Schweden unter Gustav Adolf besetzt, von 1645 bis 1648 erneut von schwedischen, dann von französischen und kaiserlichen Truppen. Fast noch mehr als unter den direkten Kriegseinwirkungen litten die Menschen aber unter den Seuchenkrankheiten Pest und Typhus, die in die Stadt eingeschleppt wurden. Der Friedensschluss von 1648 beendete für Bischofsheim und den ganzen Taubergau eine wahre Schreckenszeit.

Aber es gab auch hoffnungsvolle Entwicklungen, die das Leben in der Stadt

bereicherten und befruchteten. 1629 ließen sich die Franziskaner in der Stadt nieder und bekamen 1636 als Niederlassung Teile des Hospitals zugesprochen, von dem sie behaupteten, es sei aus dem ehemaligen Benediktinerinnenkloster der hl. Lioba hervorgegangen. Von 1719 bis 1722 erbauten sie das Kloster als vierflügelige Anlage völlig neu.

1688 genehmigte der Mainzer Erzbischof den Antrag des Bischofsheimer Stadtrats, in der alten Amtsstadt ein Gymnasium einzrichten zu dürfen, dessen Leitung den Franziskanern übertragen wurde. 135 Jahre lang, bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1823, spielten diese damit eine wichtige Rolle im Bildungswesen der Stadt.

Von da an war der Zugang zur gymnasialen Bildung und zum Universitätsstudium weit offen. Das Stadtbürgertum wusste die neuen Chancen zu nutzen, was sich

beispielhaft an Georg Michael de la Roche aufzeigen lässt. Geboren im Jahr 1720 im „Fratzenhaus“ am Marktplatz als 15. Kind des Wundarztes Johann Adam Franck, wahrscheinlich aber der leibliche Sohn des kurmainzischen Oberamtmanns Graf von Stadion, nach dem Namen seiner französischen Mutter „la Roche“ genannt, machte er nach dem Besuch des Bischofsheimer Gymnasiums und mehrerer Universitäten in kurmainzischen und kurtrierischen Diensten eine steile Karriere und wurde sogar in den Adelsstand erhoben. Verheiratet war er seit 1754 mit Sophie Gutermann, die als Sophie von la Roche eine gefeierte Schriftstellerin wurde und mit Goethe und Wieland befreundet war. Ihre Tochter Maximiliane heiratete 1774 den Frankfurter Kaufmann Peter Anton Brentano und wurde die Mutter der Romantiker Clemens Brentano und Bettina von Arnim.⁹



Abb. 4: Fratzenhaus und Gasthaus „Goldener Stern“ am Marktplatz. Historisches Photo ca. 1900.
Photo: Städtisches Photoarchiv Heer Tauberbischofsheim.



Abb. 5: Das Portal des Bögnerhauses.

Photo: Hermann Müller.

Die wirtschaftliche Basis des Wohlstands war für Bischofsheim seit dem Spätmittelalter neben der Landwirtschaft und dem Handwerk vor allem der Weinbau. In der Vermögensbeschreibung von 1578,¹⁰ einem zur Erhebung der Türkenssteuer erstellten Verzeichnis des Vermögens aller 433 steuerpflichtigen Einwohner von Bischofsheim, sind bei den meisten Bürgern weit mehr Weinberge als Äcker und Wiesen aufgelistet.

Zu den vermögendsten Bürgern der Stadt gehörten daher die Weinhändler; sie hatten die Mittel, um Häuser zu bauen, die noch heute im Stadtbild auffallen. Die Weinhändlerfamilie Bögner wurde sowohl in ihrer Heimatstadt Bischofsheim als auch in Frankfurt, dem wichtigsten Markt für die fränkischen Weinhändler, berühmt. Johann Georg Bögner erbaute mit seiner Frau Eva Margaretha, der Tochter des reichen Weinhändlers Johann Michael Schäffner, im Jahr 1744 das Barockpalais mit seinem prächtigen Portal am Marktplatz neben der Liobakirche genau an der Stelle, an der bis 1495 das älteste Rathaus gestanden hatte.¹¹

Neben den Weinhändlern betätigten sich auch andere vermögende Stadtbürger

als Bauherren. Nicht weit vom Bögnerhaus entfernt befindet sich in der heutigen unteren Fußgängerzone das wohl schönste Fachwerkhaus der Stadt, das Melusinenhaus, nach seinem Erbauer meist Lieblerhaus genannt. Die Bauinschrift in der schmuckvollen Außenfassade lautet: „*BALTASAR LIEBLER CATHARINA LIEBLERIN 1628*“. Berühmt ist das Haus besonders dadurch, dass zwischen dem schönen Renaissancefachwerk Wassermänner und Wassernixen, sog. Melusinen, dargestellt sind, jene Fabelwesen, die man sich als Wassergeister mit einem Fischschwanz vorstellte.¹²

Als Folge der Französischen Revolution und der Kriege Napoleons vollzog sich mit der Säkularisation eine tiefgreifende politische und territoriale Umwälzung, die auch das Ende des Mainzer Kurstaats bedeutete. Mit den kurmainzischen Oberämtern Miltenberg, Amorbach, Seligental und Buchen fiel auch Bischofsheim 1803 an die Fürsten von Leiningen, die sich aber schon 1806 mit der Eingliederung in das neugeschaffene Großherzogtum Baden abfinden mussten. Die Leininger mit Sitz in Amorbach behielten aber weiterhin den Besitz, den sie 1803 von Kurmainz übernommen hatten. In Bischofsheim waren



Abb. 6: Das Melusinenhaus (Lieblerhaus).

Photo: Hermann Müller.

das vor allem das Schloss mit dem Türmersturm, die Amtskellerei, jetzt Rentamt genannt, und die Faktoreigebäude.

Tauberbischofsheim – so der Stadtname seit etwa 1830/1840 – blieb auch in großherzoglich-badischer Zeit administrativer Mittelpunkt und beherbergte eine Amtsverwaltung. Das Bezirksamt hatte seinen Sitz zunächst im Schloss; im Jahr 1853 zog es in den als neuen Sitz für das Bezirksamt erworbenen Riedernhof um. Dieser war von den aus dem Erfatal stammenden und im späten Mittelalter öfter als kurmainzische Amtleute bezeugten Herren von Riedern im Jahr 1750 erbaut worden.

Das Leben in dem Amtsstädtchen an der Tauber vollzog sich im 19. Jahrhundert in einer gewissen Beschaulichkeit, Muße und Weltabgeschiedenheit, nur kurz und jäh unterbrochen durch die Ereignisse

während der Revolution von 1848/1849 und durch die Schlacht vom 24. Juli 1866, als sich im deutschen Bruderkrieg preußische und württembergische Truppen drei Wochen nach der Entscheidungsschlacht von Königgrätz noch einmal ein blutiges Gefecht lieferten und erbittert und lustreich um den Tauberübergang kämpften. Am Kriegerdenkmal in der Nähe der Bonifatiuskirche sind die württembergischen Gefallenen in einem Massengrab beigesetzt.

Die 1860er Jahre sind in der Stadtgeschichte auch noch in anderer Hinsicht bemerkenswert: es ist das Jahrzehnt einer außerordentlichen Bautätigkeit. Ein Teil der Neubauten wurde durch den großen Stadtbrand vom 16. Mai 1862 notwendig. Damals wurden im Bereich des heutigen Klosterhofs fast alle Gebäude vernichtet, darunter vor allem das Hospi-



Abb. 7: Das 1865 bis 1867 erbaute Rathaus.

Photo: Hermann Müller.

talgebäude und der große Komplex des Franziskanerklosters, in dem seit 1823 das Gymnasium untergebracht gewesen war. Die Stadt entschied sich für Neubauten an anderer Stelle. Das neue Spital wurde an der Schmiederstraße gebaut und 1865 eingeweiht. Der Neubau des Gymnasiums in der Weststadt wurde 1865 begonnen; 1868 wurde der neugotische Bau eingeweiht (heute Polizei).

Fast zeitgleich bewältigte die Stadt damals mit dem Neubau des Rathauses noch ein weiteres Großprojekt. 1864 wurde das alte, 1495 errichtete Vorgängergebäude abgebrochen und in dreijähriger Bauzeit durch den jetzigen neugotischen Neubau ersetzt. Dabei bereitete die Fundamentierung erhebliche Probleme, denn man brauchte dazu eine Pfahlgründung mit 280 eisenbeschlagenen Fichtenstämmen.¹³ Außerdem wurden damals noch zwei andere Großprojekte realisiert, an denen die Stadt zumindest planerisch beteiligt war: die 1865 abgeschlossene Begradigung des Flussbetts der Tauber zwischen Dittigheim und Hochhausen sowie der Bau der 1868 eröffneten Taubertalbahn zwischen Lauda und Wertheim mit einem Stationsgebäude in Tauberbischofsheim.

Von der alten Stadtbefestigung war um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr viel übrig (vgl. auch Abb. 2). Der Grundriss von Georg Adam Zürner aus dem Jahr 1790 zeigt sie noch intakt. Die Mauern und die 21 Türme waren noch erhalten, aber einige Veränderungen hatte es schon gegeben; die Gräben um die Stadtmauern waren z.T. schon eingeebnet, vor allem der Hirschgraben zwischen dem Schloss und dem Oberen Tor.

Seit etwa 1810/1820 wurde dann nur noch zerstört. Mauern und Türme wurden abgebrochen, auch die beiden Haupttore mit den Zwingermauern. Gerettet wurde

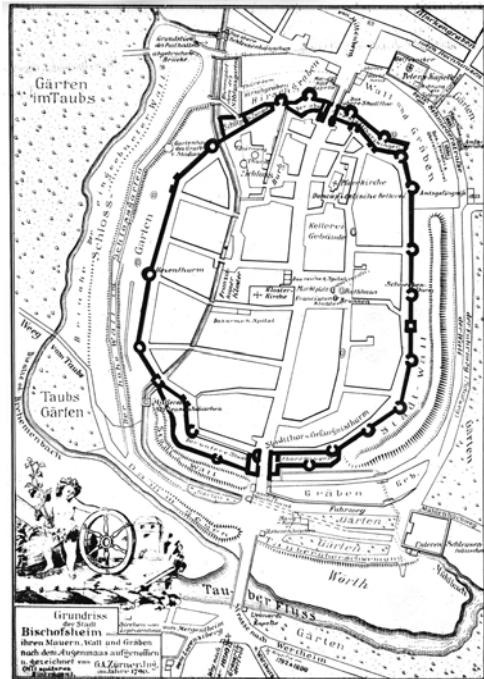


Abb. 8: Der Stadtgrundriss von Georg Adam Zürner aus dem Jahr 1790. Photo: Städtisches Photoarchiv Heer Tauberbischofsheim.

nur das Obere Vortor, das 1612 von dem kurmainzischen Amtmann Caspar Lerch von Dürmstein als repräsentativer Stadteingang vor das Obere Tor gesetzt worden war. Es wurde 1812 an den Besitzer der Rollenmühle verkauft, Stein für Stein abgebaut und dorthin versetzt. Heute ist es an der Hofeinfahrt der Halbigsmühle (der früheren Rollenmühle) zu bewundern. Von den 21 Mauertürmen blieb einer wenigstens als stattliche Ruine erhalten, der Hungerturm, unweit des Schlosses, unten am Mühlkanal reizvoll gelegen, der vielleicht stimmungsvollste, vom Atem der Geschichte umwehte Ort in der Stadt.

Zum kurmainzischen Erbe gehörte auch der Türmersturm, dem dasselbe Schicksal drohte wie der Stadtbefesti-



Abb. 9: Der ehemalige Torbogen vor dem Oberen Stadttor, heute an der Halbigsmühle.

Photo: Städtisches Photoarchiv Heer
Tauberbischofsheim.

gung. Das Zimmer des Turmwächters, der Brandherde melden sollte, hatte man 1809 noch renovieren lassen, seitdem war aber nur zerstört worden. Da wurden wahllos Balken als Brenn- oder Bauholz aus dem Turminnern herausgesägt, ohne dass jemand einschritt. Der Turm war dem Verfall preisgegeben. Die Fürsten von Leiningen wollten ihn loswerden und setzten im Jahr 1848 eine Versteigerung an. Retter des Türmersturms wurde der Schreinermeister Josef Zugelder. Julius Berberich hat in seiner Stadtchronik von 1895 die Szene ausführlich geschildert. Josef Zugelder drohte offen mit Gewalt: „... Wir haben 20 Türme gehabt und jetzt noch den einzigen, und den wollt ihr auch noch niederlegen.[...] Der erste, der dem

Turm was macht, den schlag ich nieder.“¹⁴ Wegen der entstandenen Tumulte sah sich der leinigen’sche Beamte gezwungen, die Versteigerung abzusagen.

1849 kam dann doch eine viel sinnvollere Lösung zustande. Nach zähen Verhandlungen in Amorbach mit dem Fürsten von Leiningen kaufte die Stadt Tauberbischofsheim für 13.000 Gulden das Schloss, den Türmersturm und das Leinigen’sche Rentamt, die frühere kurmainzische Amtskellerei. Der Kauf durch die Stadt bedeutete aber noch keine sichere Rettung für die Gebäude. Im Türmersturm wurden zwar die nötigsten Reparaturen durchgeführt, aber die Stadtverwaltung und der Stadtrat schwankten zwischen Erhaltung des Turms und Abriss zur Gewinnung von Baugrund, falls die weitere Nutzung des Schlosses Baumaßnahmen erfordern sollte, denn mit dem Schloss hatte die Stadt ganz besondere Pläne. Sie wollte Räumlichkeiten für staatliche Behörden anbieten können, insbesondere für ein Kreis- oder Bezirksgericht, über dessen Einrichtung damals gerade beraten wurde, und war daher bereit, das Schloss zu günstigen Bedingungen zu verpachten oder sogar zu verkaufen.

Aber die Großherzoglich-Badische Regierung in Karlsruhe ging auf das Angebot der Stadt nicht ein. Als Amtssitz für den Oberamtmann und das Bezirksamt entschied sie sich für den Riedernhof, den sie 1853 käuflich erwarb. Für die weiteren staatlichen Gebäude zog sie Neubauten in der Schmiederstraße vor: 1853 das Amtsgefängnis, 1880 das Amtsgericht, 1886 die Obereinnehmerei, das spätere Finanzamt.

Nachdem die Stadt auf dem Schloss sozusagen sitzengeblieben war, wurden wenigstens die Räume renoviert, in denen seit 1853 die Volksschule untergebracht war. Um die Wende zum 20. Jahrhundert

war es dann doch vom Abriss bedroht, weil die Schulaufsichtsbehörde die Schulverhältnisse im Schloss als unhaltbar bezeichnete und einen Schulhausneubau verlangte. Der Stadtrat beschloss, das Schloss abzubrechen und dort das neue Volksschulgebäude zu errichten. Glücklicherweise wurde dieser Beschluss nicht ausgeführt, weil sich das Bezirksamt 1902 gegen den Abriss aussprach. Als die Stadt gegen das Abbruchverbot Berufung einlegte, wurde diese vom Verwaltungsgerichtshof abgewiesen.

Von da an war die Stadt bemüht, mit dem baulichen Erbe der kurmainzischen Zeit pfleglich umzugehen. Ein Abriss des Türmersturms war kein Thema mehr. Das Schloss wurde bis 1911 mit hohen staatlichen Zuschüssen renoviert und bis 1967 als Schulgebäude benutzt: für die Aufbau-Oberrealschule, die Gewerbeschule, die

Landwirtschaftsschule, die Realschule und die Bundeswehrfachschule. 1967 begann die Renovierung für den Umbau als Museum, das 1970 schließlich eingeweiht wurde.

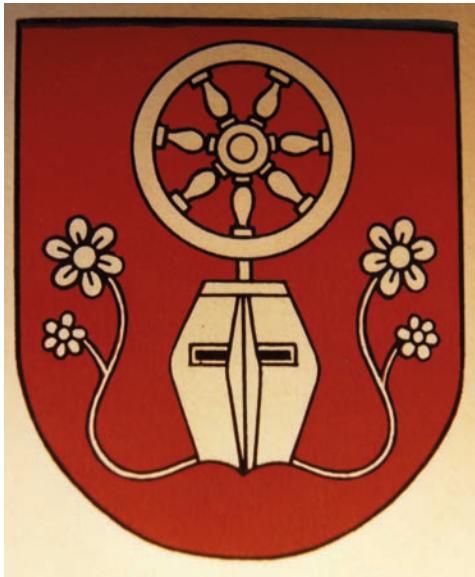
Nach der Rettung des Schlosses wurde die Volksschule, die heutige Grundschule am Schloss, an anderer Stelle errichtet, und zwar im aufgeschütteten alten Stadtgraben zwischen Schloss und Oberem Tor, dem Hirschgraben. Die anderen kurmainzischen, seit 1803 leiningen'schen Gebäude wurden an Privatpersonen verkauft: das Rentamtsgebäude, die frühere kurmainzische Amtskellerei, die beiden Faktoreien des Mainzer Domkapitels und des Mainzer Dompropstes, ebenso die Faktorei des Aschaffenburger Stifts St. Peter und St. Alexander.

Das ehemalige Franziskanerkloster war beim großen Stadtbrand vom 16. Mai



Abb. 10: Reste der alten Stadtmauer mit dem Hungerturm und dem Mühlkanal.

Photo: Hermann Müller.



*Abb. 11: Stadtwappen mit dem Mainzer Rad.
Photo: Archiv Hermann Müller.*

1862 zum größten Teil vernichtet worden. Das Gymnasium und das Hospital, die vorher darin untergebracht waren, erhielten an anderer Stelle Neubauten. Das Klostergebäude selbst wurde nur in verkleinerter Umfang wieder instandgesetzt. Der

völlig niedergebrannte nördliche Querflügel wurde nicht mehr aufgebaut, so dass die ehemals vierflügelige Klosteranlage von nun an zum Marktplatz hin offen war. 1875 wurde in den wieder aufgebauten Räumen des Klosters eine Anstalt zur Ausbildung von Lehrern eröffnet; 1924 wurde diese wieder aufgegeben.

Danach wurde das Klostergebäude mehr als ein halbes Jahrhundert nicht mehr genutzt und war dem Verfall preisgegeben. Erst in den 1980er Jahren entschloss sich die Stadt zu einer umfassenden Sanierung und Renovierung. Seitdem ist im Klosterhof der größte Teil der Stadtverwaltung untergebracht.

Nicht in der Trägerschaft der Stadt wurde Ende der 1950er Jahre mit dem Neubau des Landratsamts nach Abriss des alten Riedernhofs eine andere bedeutende, unter Denkmalschutzgesichtspunkten allerdings schmerzhafte Baumaßnahme verwirklicht. Seit 1853 war das großherzoglich-badische Bezirksamt im Riedernhof untergebracht gewesen, seit der Verwaltungsreform von 1924 mit der Schaffung der Landkreise das Landratsamt unter Leitung des Landrats, der an die Stelle des früheren kurmainzi-



*Abb. 12: Heutige Ostseite des Marktplatzes mit dem Fratzenhaus und der Stern-Apotheke. Vgl. histor. Photo Abb. 4.
Photo: Städtisches Photoarchiv Heer Tauberbischofsheim.*

schen und später großherzoglich-badischen Oberamtmanns getreten war. Die Raumprobleme des Landratsamts und erhebliche Schäden am alten Amtsgebäude verlangten Mitte der 1950er Jahre nach einer Lösung. Der Abriss des Riedernhofs im Jahr 1957 war sicher ein herber Verlust für das alte Tauberbischofsheim, aber wenigstens einige besonders wertvolle Teile wurden gerettet und in den Neubau übertragen, darunter eine Stuckdecke, die heute die Decke des Treppenhauses im neuen Landratsamt ziert.

Zum kurmainzischen Erbe, das bei diesem Streifzug durch die Stadtgeschichte in den Mittelpunkt gestellt wurde, gehört auch das Mainzer Rad, das wegen der jahrhundertelangen Zugehörigkeit zu diesem Bistum auch Teil des Tauberbischofsheimer Stadtwappens wurde.¹⁵ Als man Tauberbischofsheim 1963 zum Bundeswehrstandort machte, wurde die kurmainzische Tradition in der Namensgebung noch einmal sichtbar. Die Kurmainz-Kaserne auf dem Laurentiusberg bestand bis 2008.

Tauberbischofsheim zeigte sich in der Nachkriegszeit weltoffen und partnerschaftlich. Seit 1961 besteht eine Städtepartnerschaft mit Duderstadt in Niedersachsen, seit 1966 mit der französischen Stadt Vitry-le-François. In den Jahren 1971 bis 1975 wurden die Nachbarorte Dienstadt, Distelhausen, Dittigheim, Dittwar, Hochhausen und Impfingen eingemeindet. So erhielt die Stadt ihre heutige Gestalt als Mittelzentrum, das besonders im Dienstleistungsbereich wichtige zentralörtliche Aufgaben erfüllt.

Hermann Müller, geb. 1937 in Limbach/Odenwald, hat nach dem Abitur in Tauberbischofsheim in Heidelberg Latein, Geschichte und Politik studiert. Er wirkte als Lehrer, zuletzt als Schulleiter am Tauberbischofsheimer Matthias-Grünewald-Gymnasium. Seine Anschrift lautet: Tannenweg 14, 97941 Tauberbischofsheim, E-Mail: hermann.mueller.tbb@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Riehl, Wilhelm Heinrich: Ein Gang durchs Taubertal. Hrsg. v. Carlheinz Gräter. Tauberbischofsheim o.J., S. 7.
- 2 Ogiermann, Wilhelm: Tauberbischofsheim im Mittelalter, in: Tauberbischofsheim. Aus der Geschichte einer alten Amtsstadt. Tauberbischofsheim 1955, S. 161.
- 3 Vgl. ebd., S. 201–205.
- 4 Vgl. Schneider, Alois: Tauberbischofsheim. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg. Bd. 29, Esslingen a.N. 2005, S. 61.
- 5 Vgl. ebd., S. 62.
- 6 Vgl. ebd., S. 68 f.
- 7 Zitat ebd., S. 47, Anm. 146.
- 8 Vgl. Ogiermann: Tauberbischofsheim (wie Anm. 2), S. 245ff.
- 9 Vgl. Gehrig, Franz/Müller, Hermann: Tauberbischofsheim. Beiträge zur Stadtchronik. Tauberbischofsheim 1997, S. 421ff.
- 10 Staatsarchiv Würzburg, MRA Militär, K 240/467.
- 11 Vgl. Gehrig/Müller: Tauberbischofsheim (wie Anm. 9), S. 223ff.
- 12 Vgl. ebd., S. 425f.
- 13 Vgl. Schneider: Tauberbischofsheim (wie Anm. 4), S. 118.
- 14 Berberich, Julius: Geschichte der Stadt Tauberbischofsheim und des Amtsbezirks. Tauberbischofsheim 1895, S. 179.
- 15 Vgl. Gehrig/Müller: Tauberbischofsheim (wie Anm. 9), S. 43ff.

Das Hospital Tauberbischofsheim – eine Sozialeinrichtung im Wandel der Zeit¹

Was stellt man sich heute unter der Institution Hospital vor? Ist der Begriff Hospital in unserer Alltagssprache überhaupt noch geläufig oder kennen wir den Begriff eher aus dem englischen Sprachraum? War ein Hospital schon immer das, was wir uns heute in der Regel darunter vorstellen – ein Krankenhaus? Das Hospital Tauberbischofsheim hat im Laufe seines Bestehens verschiedene Funktionen ausgefüllt. Es war Dorfherr, Geldverleiher, Krankenstation, mithin eine Sozialeinrichtung im Wandel der Zeit.

Der Begriff Hospital selbst stammt, wie so vieles in unserer Sprache, aus dem Lateinischen. Der Hospes ist zunächst einmal der Gast, die Hospitia die Gastfreundschaft, das Hospitale das Gastzimmer. In seiner ursprünglichen Bedeutung bezeichnet das Hospital also eine – im Abendland aus christlicher Nächstenliebe gespeiste – gastfreundliche Einrichtung für Fremde, Reisende, Arme. Bei der Entstehung der frühen Hospitäler bestand ein enger Zusammenhang mit den Niederlassungen von Klöstern. Mönche und Nonnen, als „Arme Christi“ freiwillig und aus eigenem Entschluss arm, waren verpflichtet, sich den unfreiwillig und unverschuldet Armen zuzuwenden und ihnen nach Kräften beizustehen. Die Einführung der Regel des hl. Benedikt schuf hierzu in den Klöstern des Frankenreichs eine normative Grundlage. In einzelnen Kapiteln seiner Regel

nennt Benedikt die Personenkreise, denen die Liebeswerke der Klöster zu Gute kommen sollen: die kranken Mitbrüder, denen man im Kloster wie dem Herrn persönlich dienen soll, die Gäste des Klosters, die man wie Christus aufnehmen soll, und die Armen und Pilger. Diese seien die liebsten Gäste des Klosters, denn in ihnen komme der Herr im wahrsten Sinne selbst.² Besonders intensiv wurde die Einführung der Benediktinerregel durch Bonifatius gefordert und befördert. Man darf daher sicher davon ausgehen, dass auch in seiner Gründung Tauberbischofsheim diese Grundsätze beachtet wurden. So wird wohl das Tauberbischofheimer Frauenkloster, dem als erste Äbtissin in der Zeit um 740 die hl. Lioba vorstand, den Benediktinerregeln gemäß ein Hospital unterhalten haben. Schriftliche oder archäologische Belege gibt es dafür jedoch nicht.

„In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gehörte das von Bürgern, dem Stadt- oder Landesherrn gestiftete und vom Rat der Stadt verwaltete Hospital zum Stadtbild.“³ Nicht nur in Tauberbischofsheim, auch in den Städten der weiteren Umgebung fanden sich ähnliche Einrichtungen, beispielsweise in Wertheim und Bad Mergentheim. Die Klausur in Grünsfeld, die „armen gebrechlichen Frauen freie Wohnung, Holz und Licht, wöchentlich einen Laib Brot, Arzneien in Krankheit und nach dem Tod ein katholisches Begräbnis“ gewährte,⁴ hatte ebenfalls eine hospitalähnliche Funktion.

Erste gesicherte Nachrichten über das Tauberbischofheimer Hospital sind uns aus dem 14. Jahrhundert überliefert. Nun

künden Urkunden und ein Grabstein unzweifelhaft von der Existenz dieser Einrichtung. Sie wurde um das Jahr 1350 durch eine großherzige Stiftung von Elisabeth Liebhart, der Witwe des Tauberbischofsheimer Bürgers Liebhart am Markt, mit Grundbesitz und Vermögen ausgestattet. Der Grabstein Elisabeths mit der Umschrift „*Fundatrix huius hospitalis*“ (Gründerin dieses Hospitals) wurde sogar vor einigen Jahren wieder aufgefunden.

Eine richtige Stiftungsurkunde für das Tauberbischofsheimer Hospital fehlt uns zwar, die in solchen Gründungsurkunden nach festem Schema aufgeführten Elemente, wie der Name des Stifters, der Stiftungsgrund (als solcher wird meist das eigene Seelenheil genannt), das Stiftungsgut (Haus, Hof, Grundstücke), die Lage der Stiftung, der Stiftungszweck (für Arme, Bedürftige) und die Gründungsdotation können jedoch einer Urkunde aus dem Jahr 1354 größtenteils entnommen werden.⁵ Motivation für die Stiftung der Witwe, der „*relicta*“ des Bürgers Liebhart war eine „*pia devotione*“, d.h., fromme Hinwendung/Hingabe. Vorbild war ihr vielleicht ihre Namensvetterin, die hl. Elisabeth, die ja in Marburg selbst ein Hospital begründet hatte. Ausschlaggebend für die Stiftung einer im weitesten Sinne gesundheitsorientierten Einrichtung waren möglicherweise auch Erfahrungen mit der in den Jahren 1348/1349 in Franken wütenden Pest. Gestiftet wurden von Elisabeth Liebhart „*omnia bona sua temporalia*“ (alle ihre zeitlichen Güter) „*in dotationem unius hospitalis*“ (zur Ausstattung eines Hospitals). Zu unserem Leidwesen wurden diese Güter jedoch nicht im Einzelnen aufgezählt oder beschrieben.

Über die Person der Stifterin ist uns nur wenig bekannt. Nach Ausweis der Urkunden hatte sie vor 1333 den Tauberbischofs-

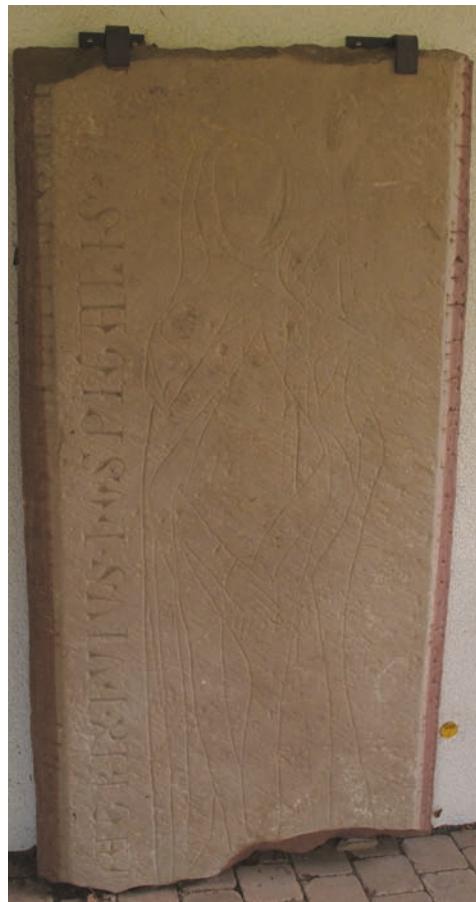


Abb. 1: Der Grabstein der Hospitalgründerin Elisabeth Liebhart steht heute an der Peterskapelle in Tauberbischofsheim.

Photo: Claudia Wieland.

heimer Bürger Liebhart geheiratet, der sich nach seinem Wohnsitz „am Markt“ nannte. Bereits 1314 wurde dieser als Bürger und Schöffe urkundlich erwähnt,⁶ drei Jahre später hatte er das Amt des Bürgermeisters inne.⁷ Noch 1336 fungierte er erneut als Schöffe.⁸ 1343 war seine Frau Virn Else, die alte Elisabeth, nach dem Inhalt eines Kaufvertrags bereits Witwe. In

diesem Vertrag wurden auch „*deren Erben*“ erwähnt, aber nicht namentlich benannt. Ob das Ehepaar Liebhart also Kinder hatte oder hier nur formelhaft und rein hypothetisch potentielle Erben, eventuell Geschwister o.ä., gemeint waren, muss offenbleiben. Die Tatsache, dass Elisabeth ihr gesamtes Vermögen aber einer Stiftung vermachte, lässt doch den Rückschluss zu, dass ihre Ehe kinder- und erbenlos geblieben war. 1357 taucht Elisabeth letztmals zusammen mit dem Hospital als Käuferin in einer Urkunde auf. Sie wird wohl bald darauf verstorben sein.

Der umfangreiche Grundbesitz, mit dem Elsbeth Liebhart das Hospital dotiert hatte, wurde von Seiten der Stadt Tauberbischofsheim weiter mit den vorher für den weltlichen Besitz üblichen Steuern und Abgaben belastet. Diesem Umstand verdanken wir auch die bereits genannte Urkunde von 1354, die heute im Staatsarchiv Würzburg verwahrt wird. Darin ersuchte Kaiser Karl IV. den Stadtherrn von Tauberbischofsheim, Erzbischof Gerlach von Mainz, die zum Stiftungsgut gehörigen Hospitalgüter in Zukunft nicht mehr mit Steuern zu belegen. Die Einkünfte aus dem Vermögen an Grund und Boden sollten ausschließlich dem Stiftungszweck, der Unterstützung von Armen und Bedürftigen, zu Gute kommen.

Das Privileg, von Steuern und Abgaben befreit zu sein, besaßen viele geistliche Einrichtungen. Sie waren nicht verpflichtet, Steuern und sonstige bürgerliche Abgaben an weltliche Obrigkeit zu entrichten. Zudem waren die Güter der sog. „Toten Hand“, d.h., von Kirche, Klerus und geistlichen Körperschaften, auch dem üblichen freien Liegenschaftsverkehr entzogen. Sie wurden – einmal im Besitz der Kirche – in der Regel nicht mehr verkauft. Diese Ausnahmestellung geistli-

chen Besitzes bildete ein stetiges Konfliktpotential zwischen den auf Einnahmen bedachten Verwaltungen der Städte und Territorien und der Kirche bzw. deren Einrichtungen. Dass selbst bei geistlichen Institutionen die fiskalischen Aspekte jedoch keineswegs außer Acht gelassen wurden, zeigt sich an unserem Beispiel. Wenn schon die Stadtverwaltung aus Eigeninteresse nicht auf eine Steuererhebung verzichten möchte, so hätte der Mainzer Erzbischof, in seiner Funktion als Oberhirte, selbst die Entscheidung in dieser Richtung treffen – und nicht erst auf ein kaiserliches Mandat hin die städtischen Behörden dazu anmahnen müssen.

Dieses Mandat von 1354 ist keineswegs die älteste Urkunde, die im Zusammenhang mit der milden Stiftung auf uns gekommen ist. Im umfangreichen Archiv des Hospitals,⁹ das heute im Kreisarchiv in Bronnbach verwahrt wird, finden sich noch ältere Pergamente. Diese beschreiben, wie auch die meisten aus späterer Zeit stammenden Urkunden, den Kauf, die Schenkung und die Verpfändung von Einkünften und Grundbesitz an die Stifterin bzw. an das Hospital und dessen Verwalter. Würde man allein diese urkundliche Überlieferung betrachten, käme man leicht zu dem Ergebnis, dass es sich ausschließlich um den Betrieb eines großen landwirtschaftlichen Unternehmens gehandelt haben müsse. Von karitativem Engagement, von der Unterstützung Armer und Bedürftiger ist äußerst selten die Rede.

War das für Tauberbischofsheim vermutete Hospital des 8. Jahrhunderts eine klösterliche Einrichtung, so war das Hospital im hohen und späten Mittelalter in erster Linie eine Einrichtung der bürgerlichen Gemeinde. Gestiftet von wohlhabenden Bürgern stand es v.a. den mittellosen Einwohnern der Stadt zur Verfügung.



Abb. 2: Titelblatt eines Bandes mit geometrischen Grundrissen und Beschreibungen der Hospitalgrundstücke auf Gemarkung Dittigheim, gefertigt von Geometer Georg Adam Zürner im Jahr 1792.
Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-K LRA 50 Nr. 1615.

Ungeachtet dieser hehren Aufgabe war jedoch das Verhältnis zwischen Hospital und Stadt nicht immer ungetrübt. Denn wie sonst erklärt sich die von Erzbischof Gerlach 1367 erlassene Ordnung und Satzung, deren Hauptpunkte waren:¹⁰ 1. Die Spitalmeister sollen künftig keine Güter und Geld- oder Naturaleinkünfte mehr in Stadt und Gemarkung Bischofsheim für das Spital kaufen. 2. Von den Gütern und Einkünften, die das Spital in Stadt und Gemarkung besaß oder noch besitzt, sind Geschoss und Bede (Vermögenssteuer) und Steuern abzuführen. 3. Bedepflichtige Häuser und andere Güter in Stadt und Gemarkung, die dem Spital gestiftet werden, sollen die Spitalmeister binnen eines Jahres veräußern.

Wenn auch die karitative Tätigkeit des Hospitals den Bewohnern der Stadt zu Gute kommen sollte, so wollte man doch andererseits nicht auf Steuereinnahmen verzichten. Das Hospital erhielt auch in den nachfolgenden Jahrzehnten zahlreiche Zuwendungen und erwarb auch selbst mit Hilfe des ihm zugewachsenen Vermögens Güter und Rechte. Allerdings verlagerte es seine Aktivitäten aufgrund der erzbischöflichen Ordnung auf die Gemarkungen der umliegenden Dörfer.

Insbesondere der kleine Weiler Dienstadt ist hier hervorzuheben. Denn dort konnte die Stiftung nicht nur Grund und Boden, sondern sogar Herrschaftsrechte erwerben. 1403 kauften sie von den Stettenberg neben anderem auch Gericht und

Vogtei in Dienstadt.¹¹ Das Hospital war in Dienstadt im Kleinen das, was der Mainzer Erzbischof im Großen für Tauberbischofsheim war. Wie weit die Eingriffsrechte des Hospitals in Dienstadt gingen, lässt sich in dem 1486 errichteten Weistum, einer Sammlung der damals gültigen Rechtsvorschriften für die Gemeinde Dienstadt, nachlesen.¹² Darin ist beispielsweise das Recht des Hospitals auf Errichtung einer Weinkelter vermerkt, die von den Dienstadtern, die über keine eigene Kelter verfügten, genutzt werden musste. Vorteilhaft für das Hospital war dies wegen des dabei zu erhebenden Kelterweins, einer Abgabe von den gekelterten Trauben.

Auch über Leibeigene verfügte das Hospital. Ein Verzeichnis aus den Jahren 1675 bis 1677 führt diese Personen namentlich auf.¹³ Sie wohnten v.a. in Dienstadt, aber auch in Königheim, Gissigheim, Schweinberg, Dornberg, Heckfeld, Uissigheim, Eiersheim, Gamburg, Werbach und Hochhausen. Die Existenz der Leibeigenen war zumindest in der Neuzeit erträglicher, als es der Begriff zunächst nahelegt. Sie hatten freilich eine hohe Last an Abgaben und Diensten zu tragen. Darin lag vor allem ihre Bedeutung für das Hospital und dessen finanzielle Ausstattung.

In welcher Form ließ nun die Hospitalstiftung ihre milden Gaben den Bewohnern der Stadt zukommen? „Die Bezeichnung Pfründe wurde schon frühzeitig, bereits in dem ältesten Zeugnis der mittelalterlichen Hospitalgeschichte, in dem Testament des Grimo von 636, für die regelmäßigen Leistungen eines Hospitals verwendet. Sie umfassen Unterkunft und Verpflegung für einen befristeten Zeitraum, zum Beispiel bis zur Genesung, oder auf Lebenszeit. [...] Um Gottes Lohn sollte die Pfründe gereicht werden. Die Aufnahme der Pfründner war al-

so materiell unentgeltlich. Doch nicht in ideeller Hinsicht. Die Stifter erhofften sich von den Gebeten der Armen himmlische Gnade und eigenen Seelenfrieden. Insofern kann das Gebet der Armen als Gegenleistung für die Gewährung der Pfründe angesehen werden. Das Prinzip der unentgeltlichen Aufnahme Armer wurde das ganze Mittelalter hindurch beibehalten. Mit dem Kommunalisierungsprozess setzte allerdings eine Entwicklung ein, die vom Armenhospital weg und hin zu einer bürgerlichen Versorgungsanstalt führte, in der immer mehr bemittelte und gesunde Bürger zur Sicherung ihres Lebensabends Aufnahme fanden. Diese Sicherung geschah durch den Kauf einer Pfründe.“¹⁴ Dies lässt sich auch für Tauberbischofsheim belegen. Der erste Nachweis für den käuflichen Erwerb einer Pfründe stammt aus dem Jahr 1534: „Hanns Echell und Kunigunde, seine eheliche Hausfrau, Mitbürger zu Bischofsheim, verkaufen Jörg Vogel, erzbischöflich mainzischer Spitalmeister zu Bischofsheim, alle ihre näher beschriebenen jährlichen Zinsen und Gültien von etlichen Häusern, Scheunen und anderen Gütern in Bischofsheim und auf dessen Gemarkung [...] um 20 Gulden Landeswährung für eine lebenslängliche Herrenpfründe im Spital.“¹⁵ „Der Preis für die Pfründe war unterschiedlich hoch. Er richtete sich von Fall zu Fall nach Alter, Stand, Vermögensverhältnissen und den gestellten Ansprüchen. Viele Bürger beabsichtigten mit einem rechtzeitigen Pfrundkauf, Alter und Notlagen vorzubeugen. [...] Verpfändungen konnten auch zugunsten Dritter vorgenommen werden. Ehemänner sicherten auf diese Weise den Lebensabend ihrer Ehefrau oder eine Pflege im Krankheitsfall.“¹⁶

In Tauberbischofsheim wurde über Jahrhunderte zwischen zwei Pfründarten unterschieden, der reichen oder Herrenpfründe und der armen Pfründe. Der

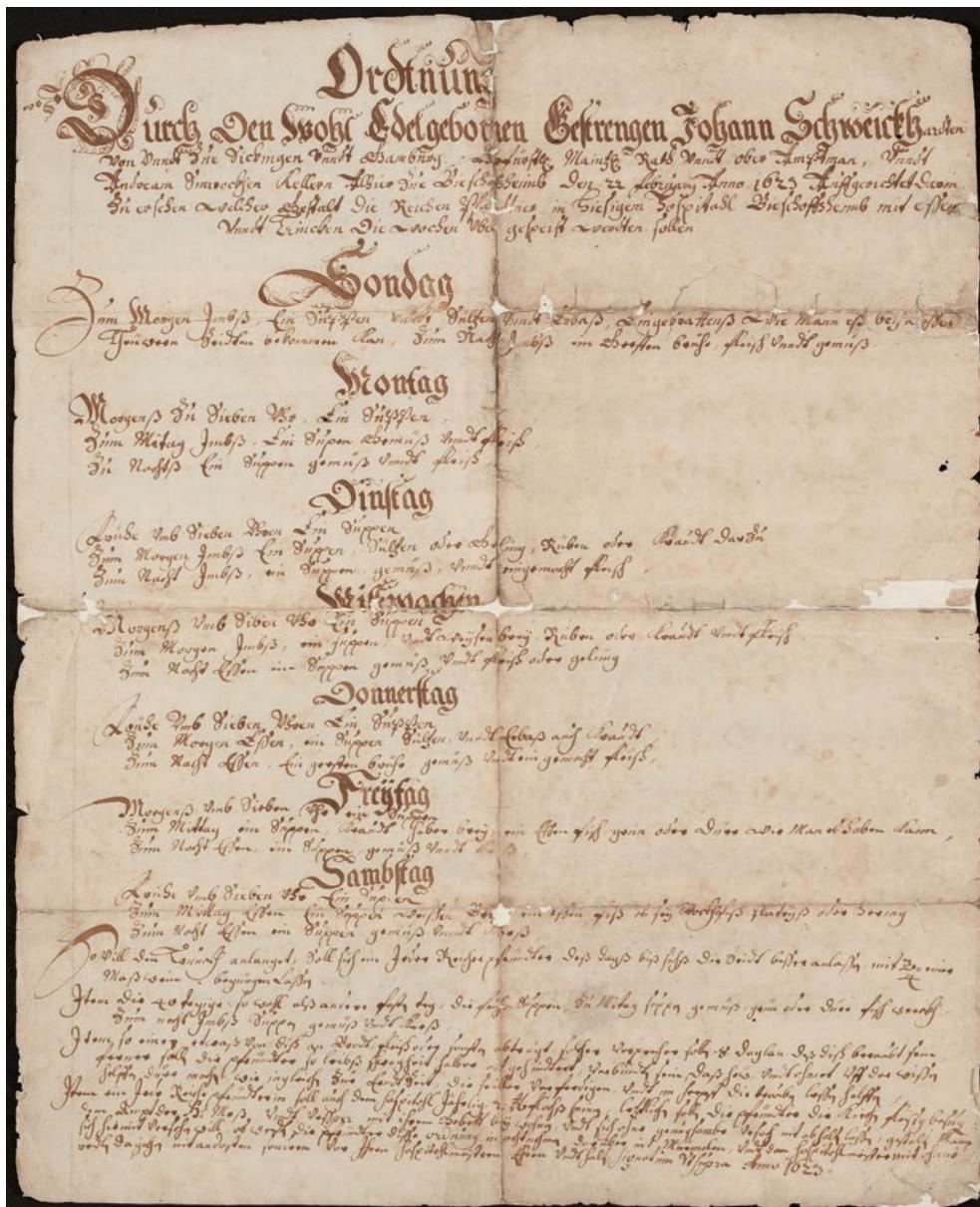


Abb. 3: Speiseordnung für die reichen Pfründner im Hospital Tauberbischofsheim aus dem Jahr 1623.
Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-K LRA 50 U 1.

Erwerb einer reichen Pfründe kostete beispielsweise in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zwischen 220 und 500 Gulden, arme Pfründen wurden für 65 bis 100 Gulden verkauft. Mehrfach ist in den Verpfändungsverträgen auch eine Arbeitsleistung des künftigen Spitalbewohners mit eingeschlossen. Männer mussten meist in der Landwirtschaft des Hospitals mithelfen, der Einsatz der Frauen war darüber hinaus im hauswirtschaftlichen Bereich und bei der Pflege erkrankter Bewohner gefragt. Unterschiede in der finanziellen Zuwendung der Pfründner an das Hospital führten natürlich auch zu Unterschieden in Unterbringung und Verpflegung. Ein Speiseplan für die armen Pfründner hat sich aus der Zeit um 1480 erhalten.¹⁷ Eine vergleichbare Ordnung für den Tisch der reichen Pfründner existiert aus dem Jahr 1623.¹⁸

Den armen Pfründnern wurde nach diesem Plan wöchentlich ein Laib Brot, an drei Wochentagen zwei Stück Fleisch und eine Gemüsebeilage, an den anderen Tagen zwei Beilagen (aber dafür wohl kein Fleisch) und freitags zusätzlich eine Abendsuppe serviert. An kirchlichen Feiertagen wie Ostern, Pfingsten und Weihnachten erhielten sie ein Gericht mit Braten. In der Fastenzeit gab es dreimal die Woche Fisch oder einen Wecken. Dazu erhielten die Pfründner täglich eine bestimmte Menge Wein. Das Essen wurde für alle gemeinsam von einer Pfründnermagd zubereitet. Vom Speiseplan der armen Pfründner unterschied sich der der reichen Pfründner vor allem dadurch, dass diese täglich eine Morgen- und Abendsuppe erhielten und ihre Hauptmahlzeiten zu einem weitaus größeren Teil aus Braten, Fleisch und Innereien bestanden. Auch wurde diesen zu ihrer Abendmahlzeit nochmals Gemüse mit Fleisch, Innereien oder Käse aufgetischt.

Man sieht: wer mehr bezahlt, bekommt auch mehr und Besseres zu essen.

Pfründen konnten nicht nur gekauft, sondern auch gnadenhalber verliehen werden. So befahl beispielsweise der Mainzer Erzbischof Friedrich Karl 1752 dem Hospitalmeister, zwei durch Tod freigewordene reiche Pfründen am Hospital den Bittstellern Johann Georg Schurer, vormals deutscher Schulmeister, und dem blinden und elternlosen Sohn des verstorbenen Stadtschultheißen Johann Adam Wolff gratis zu verleihen.¹⁹ Der letzte im Archiv des Hospitals vorhandene Verpfändungsvertrag stammt aus dem Jahr 1937.²⁰ Die Aufnahme der ledigen 41-jährigen Bittstellerin erfolgte jedoch erst nach Einholung eines ärztlichen Gesundheitszeugnisses. In diesem wurde bescheinigt, dass es sich um eine „schwächliche, wenig widerstandsfähige, älter erscheinende Frau in reduziertem Allgemeinzustand mit erschlaffter Muskulatur“ handelte. Allerdings urteilte das Gesundheitsamt auch: „Bei genügender Schonung kann [sie] noch ein hohes Alter erreichen“. Auch die Motivation der Antragstellerin wurde in diesem Attest erwähnt: „Sie hat nun den Wunsch als Pfründnerin aufgenommen zu werden, weil sie keine Bleibe in der Familie des Bruders hat. Sie wird dort sehr knapp gehalten und kann sich nicht zusetzen, obwohl sie doch allerhand arbeiten muss.“ Das Hospital bot also bessere Lebensperspektiven als die eigene Verwandtschaft.

Die Stiftungsmittel wurden aber nicht nur für die im Hospital wohnenden Pfründner eingesetzt. In den Genuss von Almosen kamen auch hausarme Tauberbischofsheimer, d.h., Bürger, die vom Hospital mit Gaben versorgt wurden. Zur Finanzierung wurde dafür u.a. eine Stiftung verwandt, bei deren Vertragsabschluss genau das Verfahren der Almosenausgabe beschrieben wurde.²¹ Der Spitalmeister hatte

für die Armenspeisung das dazu vorgesehene Brot und den Wein jeden Samstag auf einem kleinen Tisch „*in der Spitalkirche an der armen leutte gegitter*“ nach der Tagessmesse bereitzuhalten. Die Empfänger, zwölf an der Zahl, hatten im Gegenzug dafür niederzuknien und ein Vaterunser sowie ein Ave Maria für die Seelen der Stifter zu beten. Die Unterstützung Bedürftiger aus den Mitteln des Hospitalfonds, sowohl in Form von Naturalien wie auch in Geld für die Bestreitung des Lebensunterhalts oder auch einer Ausbildung, wurde bis ins 20. Jahrhundert fortgeführt.

Wo Menschen unterschiedlicher Herkunft, die außer ihrer Armut oft nicht viel mehr gemein haben, auf engem Raum zusammenwohnen, gibt es manchmal auch Streit. Um Konflikte zwischen den Pfründnern und der Hospitalverwaltung zu bewältigen, aber auch den Umgang der Pfründner untereinander zu regeln, war eine Ordnung notwendig. Aus dem Jahr 1752 ist uns der Entwurf einer solchen „*Ordnung, wie sowohl die Pfründner in ihrer Wohnung, als Kostgeld, Wein und Brodt, aigentlich gehalten werden, und dieselbe sich in ihrem Thun und Lassen bezaignen sollen*“ überliefert.²² Darin kommt auch der christlich motivierte Anspruch der Stiftung deutlich zum Ausdruck. Der erste Paragraph regelte: „*dieweilen ahn Besuch und Erhaltung des Gottesdiensts ahm allermeisten gelegen ist, so sollen die Pfründner sambt und sonders schuldig undt verbunden sein, alle Tag (es seye dann, das einer oder der andere erkrankt oder sonst rechtmäßiger Weiß verhindert wäre) mit sonderbarer Ahndacht, vormittag das Amt der Heyl. Meß, Sonntags undt Feyertags aber auch die Predig, und nachmittags der Vesper beyzuwohnen, sodann abents zue Som[m]erszeithen vor- und im Winter nach dem Ave Ma-*

*ria in der Conventsstuben für ihro Churfürstlichen Gnaden [d.h., den Erzbischof von Mainz als Landesherrn] einen Rosenkrantz undt die Litaney zur Mutter Gottes zu betten.“ Die Pfründner wurden ermahnt, „*insgesamt sowohl inn- als außerhalb des Hospithals beyeinander friedlich, einträchtiglich, und ohnbeweibt [zu] leben*“. Falls Ehepaare gemeinsam aufgenommen wurden, sollten diese „*ein keusch, züchtig und ehrbarliches Leben führen*“. Des Weiteren hatten die Pfründner „*mit zu sich Zihung, Einschlaiff und Gemeinhaltung verdächtiger Personen, oder Besuchung derselben Häußer und Schlupfwinckel sich gäntzlich [zu] enthalten, wie nicht weniger ohne Erlaubnus keine Nacht außer dem Hospithal [zu] liegen und alle abents vor läutendem Ave Maria, mithin nach bey Tag zeitlich und nicht in der Nacht sich darinn finden [zu] lassen, dann auch in Winterzeiten umb sieben, und im Som[m]er umb neun Uhr, jeder ahn sein verordnetes Orth schlaffen gehen und nicht ererst hin und her lauffen, oder sonst unnutzes Geschwätz treiben*“ solle. Bei Missachtung der Hausordnung war mit Sanktionen bis hin zum Entzug der Pfründe zu rechnen. Dass dem Verfasser des Entwurfs menschliches Verhalten keineswegs fremd war, spricht auch aus den Zeilen „*sollen die Pfründner sich vor dem Grewel des Fluchens und Gottlästerens, Überfüllung des Weins wie auch Zanckens, Haderns und sündhaftier Neydgierigkeit gäntzlich enthalten*“. Wenn dagegen „*ein Pfründner mit einiger Leibsschwachheit verhaftet wäre, solle derselbe von Hospithalmeister, dafern kein infectiver [d.h., ansteckender] Zustand vorhanden, ohne Ungedult oder Gebrauchung harther Worth, sondern in wahrer Lieb und christlichem Mitleiden, zu rechter Zeith besucht und ob er die gebührente Warth bekom[m]e, fleißig nachgesehen*“ werden.*

Es war nun bereits mehrfach von einem Hospitalmeister die Rede, weswegen hier einige Anmerkungen zur Organisation des Hospitals folgen sollen. Das Hospital, zunächst als bürgerliche Stiftung wohl unter dem Einfluss bzw. in der Trägerschaft der Stadt, wurde von einem Hospitalmeister verwaltet. Nach 1527, als Tauberbischofsheim wegen seiner Beteiligung am Bauernkrieg die Selbstverwaltungsrechte durch den Mainzer Erzbischof als Stadtherrn aberkannt bekam, amtierte dieser fortan als kurmainzischer Verwalter des Hospitals.

Die neue Stadtordnung vermerkt dazu unter Paragraph 39: „*Auch soll hinfurter die Versehung unsers Spitals, bey unserm Amtmann und Keller stehen, und das derselbig durch unsern Amtman und Keller zum treulichsten versehen werde, auch ein yeder Spitalmeister uns und unsern Nachkommen gelobt und geschworen sein soll und jerlich davon Rechnung thun wie herkommen.*“²³

Sichtbar wurde diese neue Zuordnung auch an der neuen Bezeichnung „*erzbischöflich mainzischer Spitalmeister*“.²⁴ Dem Spitalmeister oblagen die gesamte Verwaltung der Güter, die Aufsicht über die im Hospital lebenden Pfründner und die Verteilung der Almosen an die Armen in der Stadt.

Die Oberaufsicht über das Hospital lag bis 1802 bei der kurmainzischen Obrigkeit, nach der Säkularisation führte von 1802 bis 1810 die Leiningen'sche Justizkanzlei die Aufsicht über den Stiftungsfonds. Ab 1810 folgten darin badische Stellen, zunächst das Direktorium des Main- und Tauberkreises, dann die Regierung des Unterrheinkreises und zuletzt der Verwaltungshof in Mannheim. Die Aufsicht vor Ort fiel in kurmainzischer Zeit in den Aufgabenbereich des Tauberbischofsheimer Oberamtmanns. Im 19. Jahrhundert hatte dann zunächst eine mehrköpfige Stif-

tungskommission, ab 1853 der Verwaltungsrat, bestehend aus Oberamtmann, Bürgermeister, katholischem Stadtpfarrer, Amtsarzt und drei Vertretern der Bürgerschaft, die ordnungsgemäße Verwaltung des Hospitalfonds zu überwachen. 1954 ging die Verwaltung mit der Übernahme des Stiftungsvermögens und der Verbindlichkeiten des Hospitals auf den Landkreis Tauberbischofsheim über.

Wie bereits erwähnt, verfügte das Hospital über einiges Geldvermögen – von Pfründnern eingebracht, von Wohltätern gestiftet, aus Einkünften des landwirtschaftlichen Betriebs erwirtschaftet. Natürlich war auch das Hospital damals wie ein guter Wirtschafter heute bestrebt, dieses Stiftungskapital zu erhalten, besser noch zu vermehren. Da in früheren Jahrhunderten Barvermögen in weiten Kreisen der Bevölkerung so gut wie nicht vorhanden war, stellte das Hospital mit seinem großen und relativ frei verfügbaren Vermögen die ideale Geldleihanstalt dar. Kunden des Hospitals waren dabei nicht nur Privatleute, die beispielsweise eine schlechte Getreide- oder Weinernte zu überbrücken hatten, sondern auch Städte und Gemeinden. Die Stadt Mainz nahm beispielsweise im Jahr 1794 den Betrag von 2.400 fl. zur Anlegung eines städtischen Frucht- und Mehlmagazins und zum Ankauf von Getreide auf.²⁵ Diese Kreditaufnahme hing mit den gestiegenen Ausgaben zur Landesverteidigung im Umfeld der Napoleonischen Kriege zusammen, wobei dann genau diese Kriegsläufe die fälligen Zinszahlungen vereitelt haben, weswegen sich der Hospitalverwalter im Jahr 1806 in seiner Not sogar an die Erbgroßherzogin Stephanie von Baden wandte. In schwülstigen Worten bat er um Unterstützung für das Hospital und seine Belange und schloss mit den Worten: „*Die Armen,*

deren Bedürfnissen abzuholzen ich durch diese allerhöchste Gnade in den Stand gesetzt seyn werde, werden nie aufhören, die himmlische Hand zu segnen, welche sie von dem äussersten Elend rettete“. Diese Hand scheint aber doch recht irdisch gewesen zu sein, denn 1810 hatte das Hospital sein Darlehen samt Zins immer noch nicht zürckerhalten.

Beim Übergang des Hospitals an das Großherzogtum Baden im Jahr 1806 wurden die Darlehen und die vom Hospital erworbenen Staatsobligationen der besseren Übersicht wegen aufgelistet.²⁶ Es handelte sich um einen Geldbetrag von über 52.000 Gulden, der zu einem Zinssatz zwischen 4 und 5 Prozent ausgegeben bzw. angelegt worden war. Die einzelnen Darlehensbeträge reichten dabei von 20 fl., die sich der Dienstadter Schmied geliehen hatte, bis zu 8.100 fl. Staatsobligationen beim Leiningen'schen Staatsärar.

Die Aufgaben des Hospitals blieben über Jahrhunderte gleich. Zum einen war es die Fürsorge für die Armen in Form von Lebensmittelpaketen, gelegentlich auch Geldunterstützungen, und zum anderen die Unterbringung und Versorgung von Pfründnern – eine Aufgabe, die man heute Altenheim oder betreutes Wohnen nennen würde. Was beinahe völlig fehlte war der Bereich der eigentlichen Krankenbetreuung.

Krankenversorgung in speziellen Einrichtungen gab es schon seit dem Mittelalter. Die außerhalb der Siedlungen angelegten Siechen- oder Leprosenhäuser – über ein solches verfügte auch Tauberbischofsheim jenseits der Tauber – dienten aber noch eher der Absonderung der zur damaligen Zeit unheilbar Kranken als deren Behandlung und Genesung. Kleinere Verletzungen und Leiden wurden beim Bader in der Badstube bzw. vom hand-

werklich ausgebildeten Chirurgen behandelt. Die seit dem 14./15. Jahrhundert aufkommenden akademisch gebildeten Ärzte behandelten die Kranken in der Regel zu Hause und nicht in eigens dafür geschaffenen Institutionen. Nur in Klöstern und großen Städten fanden sich Hospitäler, die schon als Krankenhaus im heutigen Sinne anzusprechen waren. Auf dem flachen Land musste man sich mit dem Erfahrungsgut der Volksmedizin behelfen oder vertraute sich bei Bedarf auch umherziehenden Starstechern, Stein- und Bruchschneidern, nicht selten aber Quacksalbern oder Kurpfuschern an.

Mit dem Fortschritt der Naturwissenschaften, der sich auch auf dem Feld der Medizin bemerkbar machte, setzte eine neue Entwicklung ein. Eine Trennung von dauernd Pflegebedürftigen und befristet Kranken empfahl sich nicht zuletzt deshalb, weil mit steigender Mobilität der Bevölkerung nicht nur Eingesessene, sondern besonders Handwerksgesellen und Dienstboten bei Krankheit außerhalb ihres Familienverbandes zu versorgen waren. Die dafür bei bestehenden Hospitälern geschaffenen räumlichen Voraussetzungen sowie die Verpflichtung niedergelassener Ärzte als Spitalärzte im Nebenamt bildeten den Beginn der Umwandlung von einer Versorgungsanstalt zum Krankenhaus. In Tauberbischofsheim setzte diese Entwicklung Mitte des 19. Jahrhunderts ein. War die Stiftungskommission zunächst der Ansicht, dass die auf Vorschlag des Amtspräparaturs im Hospital einzurichtende Dienstbotenkrankenanstalt „*stiftungswidrig*“ sei, so stimmten die Mitglieder der Kommission 1847 „*im Interesse der Menschlichkeit*“ dem Wunsch des Präparaturs zu, „*zur Unterbringung hiesiger kranker Dienstboten zwei Zim[m]er in dem unteren Hospitalgebäude*“ zu verwenden.²⁷

Dies war die Geburtsstunde des Krankenhauses modernen Typs in Tauberbischofsheim. Die Kosten für die Einrichtung der Krankenzimmer teilten sich dabei die Stadtkasse und der Hospitalfonds, die weiteren Unterhaltskosten gingen jedoch allein zu Lasten des Hospitals. Die vom Oberamt daraufhin erlassenen „Statuten für die Errichtung einer Anstalt für kranke Dienstboten und Handwerksgesellen“ legten auch den Kreis der Anspruchsberechtigten fest: „Anspruch auf die Aufnahme in die Anstalt hat jeder hiesige Dienstbote und Handwerksgeselle, welcher von einer acuten, seine Dienstfähigkeit für mehr als zwei Tage aufhebenden Krankheit befallen wird. Die Entscheidung hierüber steht dem Hospitalarzte zu [d.h., dem Amtsphysicus, der diese Aufgabe mit wahrnahm]. Auch Kratzkranke werden aufgenom[m]en. Dagegen sind diejenigen Individuen, welche mit anderen chronischen Krankheiten, namentlich der Lustseuche [d.h., mit Geschlechtskrankheiten] behaftet sind, ausgeschlossen.“ Die Leistungen für die Kranken bestanden in „freie[r] Wohnung, Kost, Bett, Pflege, ärztliche[r] Behandlung und Arzenei“. Finanziert wurde dies, da der Hospitalfond ja nicht „stiftungswidrig“ sein Vermögen einsetzen konnte und wollte, durch die potentiellen Kranken selbst. „Jeder Dienstbote und Handwerksgeselle hat in die Anstalt einen monatlichen Beitrag von 3 Kreuzer zu entrichten, welcher am ersten Tag eines jeden Monats durch die Ortspolizeibehörde von ihm erhoben wird und für dessen Entrichtung die Dienstherrschaft beziehungsweise der Meister haftbar sind.“ Die Finanzierung funktionierte also nach dem Prinzip einer Krankenversicherung. Eine kleine Einschränkung gab es jedoch. Es war nur von „hiesigen“, d.h., Tauberbischofsheimer Kranken die Rede. Nach wie vor beschränkte sich also die Fürsorge auf

die Bewohner am Ort. Die Einrichtung dürfte in den folgenden Jahren ein in der Öffentlichkeit als segensreich angesehenes Wirken entfaltet haben. So äußerten auch die umliegenden Gemeinden den Wunsch, ihre Kranken ebenfalls dort behandeln zu lassen. Nach Ausräumung von Einwänden, die hauptsächlich der Kostenträgerschaft galten, wurde die Einrichtung im Jahr 1873 in eine „Allgemeine Krankenanstalt für den Amtsbezirk Tauberbischofsheim“ umgewandelt.

Wer versorgte aber die Kranken im Hospital, wer kümmerte sich um die Verabreichung der Medikamente, wer wusch und pflegte die Kranken? Erkrankte in früheren Zeiten ein Pfründner, so waren zunächst seine Mitbewohner und natürlich der Hospitalverwalter verpflichtet, sich um ihn zu kümmern. Wahrscheinlich war auch die bereits im 15. Jahrhundert nachweisbare Magd der Pfründner, die normalerweise für die Pfründner kochte, wusch und heizte, bei der Pflege Erkrankter beteiligt. Von einer halbwegs professionellen ärztlichen Behandlung kann ab dem 17. Jahrhundert ausgegangen werden. Seit dieser Zeit lassen sich akademisch ausgebildete „doctor[es] medicinae“ als Stadt- bzw. Amtsphysici in Tauberbischofsheim nachweisen. Zu deren Aufgabenbereich zählte wohl auch die Versorgung der Kranken im Hospital. Erst in Quellen des 19. Jahrhunderts wird diese Tätigkeit allerdings tatsächlich in Form von Besoldungsvereinbarungen fassbar. Die vermehrte Zahl der Patienten, aber auch die Vielfalt neuer therapeutischer Möglichkeiten überforderte im weiteren Verlauf der Entwicklung die nebenamtlich einzusetzenden Kräfte des Bezirksarztes. So wurde ab 1887 ein niedergelassener Arzt als zweiter Spitalarzt mit ärztlichen Aufgaben betraut. Doch erst im Jahr 1939 wurde mit Dr. Rudolf

Kraus der erste hauptamtlich tätige Hopsitalarzt berufen.

Die eigentliche Krankenpflege wurde im 19. Jahrhundert ebenfalls professionalisiert. 1838 stellte das Hospital auf staatliche Veranlassung hin wohl erstmals eine Krankenwärterin ein, die sich ausschließlich um die kranken Pfründner kümmern sollte.²⁸ In ihrem Dienstvertrag war im Detail geregelt: „*1. Die unterzeichnete Pflegerin übernim[m]t die ganze Pflege in allem Umfang für einen erkrankten Pfründner und Pfründnerin, als Bettmachen, Heben und Legen, Kost und Labung sowie Medikamente nach ärztlicher Vorschrift reichen. 2. Das Zimmer nebst Leibstuhl zu reinigen und fortwährend rein zu halten, die Lufterneuerung nur nach ärztlicher [...] Vorschrift pünktlich zu bewirken, Leibwäsche und Bettwäsche gleichfalls nach ärztlicher Vorschrift und Anweisung zu wechseln, kurz alles willig und freundlich mit dem Patienten zu vollziehen, was schon im allgemeinen zu einer guten Pflege gehört und besonders angeordnet wird.*“ Feuermachen, Wäsche waschen und die von den übrigen Pfründnern genutzten Zimmer unter Aufsicht zu halten, gehörten ebenfalls zu ihrem Aufgabenbereich. In einem Nachtrag zum Arbeitsvertrag wurde auch der bisweilen heikle Umgang mit dem anderen Geschlecht geregelt: „*Im Falle die Krankheitsart eines männlichen Pfründners die Zulassung einer weiblichen Pflegerin nicht erlaubt, letztere lediglich die Wäsche [...] zu waschen hat [...].*“ Einige Jahre später wurde für die männlichen kranken Pfründner daher ein eigener Krankenwärter eingestellt. Mit der Erweiterung des Hospitals um die Dienstbotenkrankenanstalt wurden auch in diesem Bereich Pflegekräfte für die Kranken notwendig. Der Dienstvertrag mit der Krankenwärterin Susanna Hemerich aus dem Jahr 1857 umfasste deswegen die Pflege



Abb. 4: Die letzten Vinzentinerinnen verlassen mit Schließung des Hospitals in der Innenstadt und dem Bezug des neu erbauten Kreiskrankenhauses im Jahr 1966 Tauberbischofsheim.
Photo: Fotoarchiv Heer, Stadt Tauberbischofsheim.

„für alle Kranken weiblichen Geschlechts im hiesigen Spital sowohl Pfründner als fremde Kranke“. ²⁹ Entlohnt wurde das in der Regel ledige bzw. verwitwete Pflegepersonal mit Kost und Logis im Hospital sowie einem Jahreslohn in Geld.

Die Krankenbetreuung durch willige, aber keineswegs fachkundige Hilfskräfte hatte auf Dauer keinen Bestand. Die Hospitalverwaltung musste sich, da „*die gegenwärtige Aufsicht und die Verpflegung der Hospitalitäten bis jetzt sehr mangelhaft ist*“, nach einer Alternative umsehen.³⁰ Diese wurde im Orden des hl. Vinzenz von Paul, dem Begründer der neuzeitlichen katholischen Caritas, gefunden. Die Barmherzigen Schwestern aus dem Mutterhaus in Freiburg traten nach langjährigen Verhandlungen im Jahr 1864 zunächst zu dritt ihren Dienst in Tauberbischofsheim an. Mit zunehmender Aufgabenfülle und Einsatz auch in der privaten Krankenpflege der Stadt und in der Kleinkinderschule wurde das Schwesternpersonal aufgestockt. Die Schwestern in ihrer auffälligen Haubentracht übernahmen im Hos-

pital nicht nur die Krankenpflege, sondern auch die Küche, die Wäscherei, den Pfortendienst etc. Sie waren bis 1966, dem Jahr des Umzugs des Hospitals in die neuen Räumlichkeiten des Kreiskrankenhauses, in Tauberbischofsheim tätig.

Eine Ausstattung an medizinischen Gerätschaften war vor der Zeit als Krankenanstalt überhaupt nicht vorhanden. Ein Inventar der Fahrnisse des Hospitals, also der beweglichen Gegenstände, aus der Zeit um 1840 führt auf:³¹ 1 blechernes Spuckkästchen im Krankenzimmer des Armenspitals, 1 Schreibzeug aus Steingut allda für den Arzt, 1 Schreibschränkchen für den Arzt im Armenspital – das war's. Die für eine Untersuchung und Behandlung notwendigen Instrumente brachte also der jeweils behandelnde Arzt mit, ganz so, wie

es heute der Hausarzt auf Hausbesuch macht. In den Folgejahren wurden vereinzelt Utensilien angeschafft, die im weiteren Umfeld der Krankenpflege Einsatz fanden, beispielsweise eine blecherne lackierte Badewanne, diverse Spuckschalen, ein Krückstock.³² Auch zwei extra Hemden für Krätzeckrane wurden gekauft. Mit der Einrichtung der Dienstbotenkrankenanstalt wurde dann nicht nur die Ausstattung mit zusätzlichen Betten und Sitzgelegenheiten notwendig. Zuber zu Fußbädern und Aderlass, Thermometer, Bruch- und elastische Bänder, eine Lauf- und Streckmaschine, ein Schlundrohr und diverse Spritzen finden sich in der Liste der neu erworbenen Gegenstände. Das Instrumentarium für diagnostische und therapeutische, insbesondere chirurgische Zwecke wurde nach Ausweis der Rechnungen nicht systematisch, sondern offenbar nach gerade aktuellem Bedarf angeschafft.

Verschiedene Äußerungen in den Akten deuten zudem darauf hin, dass das Hospital auch in den folgenden Jahrzehnten oft Mühe hatte, mit der apparativen Ausstattung von Praxen niedergelassener Ärzte Schritt zu halten. So entschied man sich bei der Beschaffung des langersehnten Röntgengerätes 1927 für einen gebrauchten Apparat, der bereits in der Praxis eines verstorbenen niedergelassenen Arztes im Einsatz gewesen war.³³

Zum Schluss soll noch auf die räumliche Unterbringung und die Gebäude des Hospitals eingegangen werden. Erste Nachrichten über einen Hospitalbau finden sich – außer natürlich in den Stiftungs- und Schenkungsurkunden – seit dem 15. Jahrhundert. 1420 stritt man sich mit einem Nachbarn um dessen widerrechtlich errichteten Abtritt im Winkel zwischen den beiden Gebäuden.³⁴ Ein halbes Jahrhundert später erfahren wir von einer „gro-



Abb. 5: Prospekt eines Apparates zur Desinfektion von Bettwäsche und Kleidung im Hospital, 1892. Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-K LRA 50 Nr. 612.



Abb. 6: Ansicht des 1738 zu einem Armenspital umgebauten landwirtschaftlichen Anwesens in der Klostergrasse.

Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-KLRA 50 Nr. 585.

ßen Stube des Spitalhofs“³⁵ in der man sich zu Verhandlungen und Sitzungen traf, zehn Jahre später gab es wieder einen Nachbarschaftsstreit wegen der Nutzung der Winkel zwischen den Gebäuden.³⁶ 1622 erwarb das Hospital eine ihm benachbarte Behausung von den Erben des verstorbenen Georg Thüring und nutzte diese als Wohnung für die reichen Pfründner.³⁷ Diese erwähnten Gebäude standen an der Südseite des Marktplatzes neben der Liebakkirche und gingen wahrscheinlich noch auf die erste Schenkung des Hauses von Liebhart am Markt zurück. In dem mehrstöckigen Gebäude wohnten der Hospitalverwalter mit seiner Familie sowie bis zu zwölf reiche Pfründner, zudem war im 19. Jahrhundert die Kanzlei des Hospitalfonds darin untergebracht.

Das Armenspital lag unweit davon entfernt in der heutigen Klostergrasse, die früher den Namen Spitalgasse trug. Das im Jahr 1738 zum Wohngebäude für die Pfründner umgebauten Gebäude war zuvor ein rein landwirtschaftliches Anwesen,

eine Viehstallung, gewesen. Da das Hospital über umfangreichen Landbesitz verfügte und diesen lange Zeit auch selbst bewirtschaftete, waren Viehställe, Heu- und Getreidelager sowie Weinkeller vonnöten. Mit der zeitweisen Verpachtung der Landwirtschaft wurde der Bedarf an Lagerflächen geringer, weswegen das Gebäude nach der Beschädigung des damaligen Armenspitals durch ein extremes Sommergewitter für Wohnzwecke umgestaltet wurde.

Am 29. September 1732, an Michaelis, gingen über dem gesamten Tauberraum und dessen Einzugsgebiet spätsommerliche Gewitterregen nieder, die innerhalb kürzester Zeit die Zuflüsse der Tauber und dann die Tauber selbst zu bis dahin nicht bekannten Hochwasserpegelständen ansteigen ließen. Die Wassermassen suchten sich ihre Bahn und zerstörten auf ihrem Weg zum Main alles, was sich ihnen in den Weg stellte; eine Spur der Verwüstung zog sich durchs Taubertal. Bei diesem Unwetter wurden auch Tauberbischofsheim und das Armenspital in Mitleidenschaft

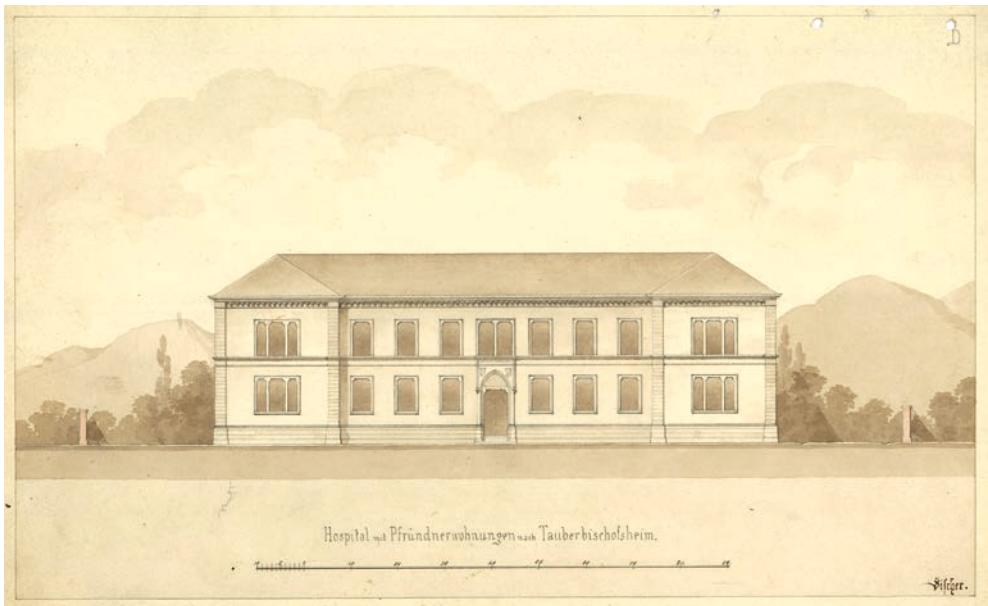


Abb. 7: Ansicht des geplanten Hospitalneubaus in der Schmiederstraße. Bei diesem Entwurf der gartenseitigen Ansicht fehlt noch das Glockentürmchen auf der Hospitalkapelle.

Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-KK 28.

gezogen. Der Hospitalverwalter berichtete, dass das Hochwasser „*in dem Armenhospithalbau das undere Stockwerckh gäntzlichen aufgehoben, daß die Pfründner in den oberen Stockh sich kümmерlich retiriren undt in Forchten leben müssen, es mögte das ganze Haus völlig über einen Hauven fallen undt selbe in dem Wasser elendig umbkommen.*“³⁸ Als Wohnung für nicht mehr allzu rüstige alte Menschen war das Gebäude nicht mehr zu gebrauchen. Ein weiterer Nachteil, der mit dem Umzug beseitigt werden konnte, war die große Entfernung zur Spitalkirche. Das Armenspital befand sich zu diesem Zeitpunkt nämlich in der Armengasse, der heutigen Frauenstraße. Der weite Fußweg zur Kirche ließ den Eifer der Pfründner zum Besuch der Gottesdienste und Gebetsstunden, zumindest nach Ansicht des Hospitalverwalters,

merklich erlahmen. In den Räumen dieses neuen Armenspitals richtete man dann im Jahr 1853 die zur medizinischen Versorgung kranker Dienstboten und Handwerksgesellen gegründete Dienstbotenkrankenanstalt ein.

Der große Stadtbrand von 1862, dessen Ausgangspunkt in einer Metzgerei in der Manggasse lag und dem neben anderen Gebäuden auch das Reichenspital am Markt zum Opfer fiel, führte dann zu einer grundlegenden Änderung der baulichen Situation des Hospitals. Man entschloss sich zu einem kompletten Neubau an anderer Stelle, im damaligen Neubau- und Verwaltungsviertel außerhalb der mittelalterlichen Stadtmarkung.

Neben der Peterskapelle in der heutigen Schmiederstraße konnte 1866 das neue Hospital eingeweiht werden. Dieses um-

fasste neben der dem medizinischen Standard der damaligen Zeit entsprechenden Einrichtung in den Krankensälen natürlich auch Pfründnerwohnungen. Die Jahrhunderte währende getrennte Unterbringung der armen und reichen Pfründner wurde nun aufgehoben, alle kamen im Neubau unter. Das jetzt überflüssige Armenspital wurde 1872 an Wilhelm Rincker, einen Enkel des früheren Hospitalverwalters Rincker, verkauft und befindet sich noch immer im Besitz dieser Familie.

In den folgenden Jahrzehnten vielfach um- und angebauten Räumlichkeiten des Hospitals, das sich mehr und mehr zu einem reinen Krankenhaus entwickelte, waren bis 1966 Ärzte und Schwestern tätig. Mit dem Umzug in das moderne Kreiskrankenhaus an der Albert-

Schweitzer-Straße brach für die Tauberbischofsheimer Traditionseinrichtung dann eine neue Zeit an.

Claudia Wieland ist seit 1990 Kreisarchivarin des Main-Tauber-Kreises und seit 2017 Kreisheimatpflegerin. Zum Aufgabengebiet des Kreisarchivs gehört die Betreuung der Bestände des Landkreises sowie der nicht fachlich besetzten Archive der kreisangehörigen Gemeinden. Die Beratung der Kommunen in historischen Fragestellungen und historische Bildungsarbeit sind weitere Bestandteile des Aufgabenspektrums. Ihre Anschrift lautet: Staatsarchiv Wertheim, Bronnbach Nr. 19, 97877 Wertheim, E-Mail: claudia.wieland@la-bw.de.

Anmerkungen:

- 1 Für die Druckfassung leicht überarbeiteter Text eines Vortrags, gehalten am Dekanatskatholikentag in Tauberbischofsheim am 13. 8. 2005.
- 2 Windemuth, Marie-Luise: Das Hospital als Träger der Armenfürsorge im Mittelalter. Stuttgart 1995, S. 27.
- 3 Ebd., S. 100.
- 4 Weiß, Elmar: Geschichte der Stadt Grünsfeld. Grünsfeld 2. Aufl. 1992, S. 324.
- 5 Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Urkunden Nr. 1155, 1354 Febr. 17.
- 6 Tauberbischofsheim. Aus der Geschichte einer alten Amtsstadt. Tauberbischofsheim 1955, S. 189 u. S. 211, Urkunde vom 23. Nov. 1314.
- 7 Ebd., S. 212, Urkunde vom 3. Juni 1317.
- 8 Ebd., S. 212, Urkunde vom 24. Dez. 1336.
- 9 Staatsarchiv Wertheim [künftig: StAWt] K LRA 50, Online-Findbuch, vgl. <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=7-4575> (Aufruf am 20.07.2018).
- 10 StAWt-K LRA 50 U 12, 1367 Jan. 18.
- 11 StAWt-K LRA 50 U 35, 1403 Febr. 1.
- 12 StAWt-K LRA 50 Nr. 1620.
- 13 StAWt-K LRA 50 Nr. 1619.
- 14 Windemuth: Hospital (wie Anm. 2), S. 103–104.
- 15 StAWt-K LRA 50 U 68, 1534 Nov. 16.
- 16 Windemuth: Hospital (wie Anm. 2), S. 104.
- 17 StAWt-K LRA 50 U 53, [ca. 1480].
- 18 StAWt-K LRA 50 Nr. 1.
- 19 StAWt-K LRA 50 U 90, 1752 Juni 17.
- 20 StAWt-K Nr. 1019.
- 21 StAWt-K LRA 50 U 61, 1494 März 8.
- 22 StAWt-K LRA 50 Nr. 574.
- 23 Tauberbischofsheim (wie Anm. 6), S. 249.
- 24 StAWt-K LRA 50 U 68, 1534 Nov. 16.
- 25 StAWt-K LRA 50 Nr. 570.
- 26 StAWt-K LRA 50 Nr. 669.
- 27 StAWt-K LRA 50 Nr. 162.
- 28 StAWt-K LRA 50 Nr. 442.
- 29 StAWt-K LRA 50 Nr. 662.
- 30 StAWt-K LRA 50 Nr. 425.
- 31 StAWt-K LRA 50 Nr. 897.
- 32 StAWt-K LRA 50 Nr. 1637.
- 33 StAWt-K LRA 50 Nr. 590.
- 34 StAWt-K LRA 50 U 42, 1420 Juni 28.
- 35 StAWt-K LRA 50 U 50, 1471 Okt. 14.
- 36 StAWt-K LRA 50 U 56, 1481 Juni 7.
- 37 StAWt-K LRA 50 U 70, 1622 Febr. 2.
- 38 StAWt-K LRA 50 Nr. 600.

Kerstin Haug-Zademack

Die heilige Lioba und Tauberbischofsheim

In der folgenden Arbeit wird zunächst ein Überblick über das Leben der hl. Lioba (ca. 710–782) und ihr Wirken in Tauberbischofsheim gegeben. In einem zweiten Teil geht es um die erneut aufkommende Lioba-Verehrung im 17. Jahrhundert. In deren Folge wurde die Lioba-Kirche neu erbaut, deren Geschichte und heutige Gestalt werden erläutert. Auch die Bedeutung der Heiligen in der Gegenwart, als Schirmherrin der Stadt Tauberbischofsheim, wird dargestellt.

„*Gaude, virgo gloriosa, Gruß dir, heil'ge Lioba. Gott zur Ehre, dir zum Ruhme singe laut Franconia! Aus dem grünen Inselreiche hat einst Winfried dich gesandt: Lehrerin der deutschen Jugend in der Franken fernes Land.*“ So dichtete 1949 Sr. Anna Henner, und so erklingt es jedes Jahr wieder in Tauberbischofsheim in der Lioba-Festwoche im September. Doch wer war die hl. Lioba?

1. Die hl. Lioba

Lioba wurde als Thruthgeba, von ihren Eltern Leobgyth (Geliebte) genannt, um 710 im Königreich Wessex (England) in eine adelige Familie hineingeboren, nachdem die Ehe ihrer Eltern lange kinderlos geblieben gewesen war. Wie auch bei manchen biblischen Gestalten wird ihre Geburt von einem Wundertraum begleitet: Ihre Mutter Aebba träumte, sie habe eine Glocke in der Brust und ziehe sie heraus. Als Deutung wurde ihr geweissagt, sie wer-



Abb. 1: Die hl. Lioba als Äbtissin am Lioba-Brunnen von Ludwig Sonnleitner, 1934.
Photo: Kerstin Haug-Zademack.

de eine Tochter bekommen, die sie Gott weihen müsse.

So wurde das Mädchen zunächst im Kloster Thanet (Kent) erzogen, wo es nach dem damaligen Kanon der ‚Sieben freien Künste‘ unterrichtet wurde. Dann setzte sie ihre Ausbildung im Kloster Wimborne fort und wurde dort zur geliebten Lehrerin. Ein zweiter Traum deutete auf ihre spätere Bedeutung hin: Ihr träumte, ein roter Faden komme aus ihrem Mund, werde immer länger, und sie rolle ihn zu einem Knäuel auf. Eine kundige Mitschwester

deutete diesen Traum: Der rote Faden bedeute die Lehre der Weisheit, das Knäuel sei das Geheimnis des Wortes Gottes, das durch Rat und Tat der Predigerin geformt werde. Sie werde aber ihre Heimat verlassen müssen. Wegen dieser beiden Träume und ihrer großen Bildung wird Lioba mit einem Buch, auf dem ein Glöckchen liegt, und dem von ihrem Mund ausgehenden roten Faden dargestellt.

Vermutlich 735, mit 25 Jahren, wie es damals üblich war, legte sie ihre ewige Profess ab. Etwa gleichzeitig rief Winfried/Bonifatius, mit dem sie durch ihre Mutter verwandt war, Lioba und einige ihrer Mitschwestern nach Deutschland, damit sie ihn bei seinem Missionswerk unterstützen könnten. Einige Briefe, die zwischen den beiden gewechselt wurden, sind erhalten. Lioba bat Bonifatius in ihrem ersten Brief, aus dem man auch die Namen ihrer Eltern erfährt, er möge ihr ein Bruder sein. Bonifatius drückte seine Wertschätzung der jungen Verwandten aus. Diese ging so weit, dass er testamentarisch verfügte, Lioba möge später auch in seinem Grabe bestattet werden, damit sie gemeinsam den „Jüngsten Tag“ erwarten könnten.

Liobas Aufgabe in Deutschland war es, Frauenklöster zu gründen und damit für die Bildung von Frauen und Mädchen Sorge zu tragen. 735, nach anderen Quellen erst 748, soll sie das Kloster in Bischofsheim an der Tauber gegründet haben. Der Ort, dessen alter Name unbekannt ist, dürfte eine kleine, um einen Königshof verkehrsgünstig an einer Tauberfurt und an einer Handelsstraße gelegene Siedlung mit einer Martinskirche gewesen sein. Von hier aus wurden z.B. Klöster in Kitzingen und Ochsenfurt gegründet, deren Führung ihre Mitschwestern aus England übernahmen, wobei Lioba die Aufgabe hatte, diese zu visitieren.



Abb. 2: Die hl. Lioba am Nordgiebel der Stadtkirche St. Martin von Peter Valentin 1912.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

Darüber hinaus war Lioba im Frankenland hoch geachtet, auch am karolingischen Königshof. So war sie mit der Frau Karls des Großen, Hildegard, eng befreundet.

Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie in dem Königsgut Schornsdorf bei Mainz, das ihr vom König überlassen worden war. Schließlich starb sie wahrscheinlich am 28. September 782 (nach anderen Quellen am 23. September 780) und wurde zunächst in Fulda in der Nähe des Bonifatiusgrabes bestattet. Aber 836 wurden ihre

Gebeine in die am 28. September 836 von Hrabanus Maurus geweihte Kirche auf dem Petersberg bei Fulda übertragen. Allerdings wurden sie von dort vermutlich 915 während des Ungarneinfalls wieder nach Fulda zurückgebracht. 836, eventuell aus Anlass ihrer Heiligsprechung, verfasste auch der Fuldaer Mönch Rudolf ihre Lebensbeschreibung in lateinischer Sprache, in der er auch über Wunder und Rettungstaten durch Lioba berichtet: So habe ihr Eingreifen bei einem Stadtbrand in Bischofsheim größeren Schaden verhindert. Hier wird auch erwähnt, durch ihr Kloster sei ein Fluss geflossen. Wenn man annimmt, das Kloster, von dem heute keinerlei Spuren mehr zu finden sind, habe sich etwa an der Stelle befunden, wo rund 400 Jahre später das Spital mit einer der hl. Elisabeth geweihten Kapelle errichtet wurde, so könnte es sich bei dem Gewässer um den Brehmbach gehandelt haben, der heute noch durch Tauberbischofsheim fließt. Eine Lage des Klosters direkt an der Tauberfurt, im Überschwemmungsbereich der Tauber, ist sehr unwahrscheinlich. Jedenfalls aber ist durch eine Bemerkung in der Vita Rudolfs gesichert, dass Bischofsheim an der Tauber (nicht vor der Rhön) ihre Wirkungsstätte war: Eine erkrankte Mitschwester wurde zu ihren Eltern über den Fluss, der „*Tuberaha*“ genannt wird, getragen („*trans flumen quod vocatur Tuberaha portaverunt*“).

2. Wiederaufleben der Lioba-Verehrung im 17. Jahrhundert

Die Erinnerung an die hl. Lioba und ihr segensreiches Wirken in unserer Region verblassste im Laufe der Jahrhunderte, und es wurde nur noch das Elisabeth-Patrozinium begangen. Eine Änderung trat erst im 17. Jahrhundert ein, als 1629 Franzis-

kaner in Tauberbischofsheim ein Kloster gründeten. Sie baten den Mainzer Erzbischof Anselm Kasimir Wambolt von Umstadt um Überlassung des Spitals, das einst das Klösterlein der hl. Lioba gewesen war („*domus hospitalis, quae olim sanctae Liobae fuerat coenobiolum*“). In der Genehmigungsurkunde vom 8. März 1636 heißt es: „....monasterium sanctae Liobae“.

Es gibt keine weiteren archäologischen oder schriftlichen Quellen, dass das Kloster an der Stelle des späteren Spitals gelegen habe. Jedenfalls übernahmen die Franziskaner am 23. April 1636 den Südflügel des Spitals und die Kapelle der hl. Elisabeth. Ab 1637 nannte sich der Konvent „Zur hl. Jungfrau Lioba“.

Schon 1631 hatte Pater Adam Burvenich in Fulda um Überlassung von Lioba-Reliquien gebeten. Wegen des Dreißigjährigen Krieges wurde seiner Bitte aber erst 1655 entsprochen. Am 25. April sägte die Priorin des Frauenklosters in Fulda im Beisein des Paters, inzwischen Guardian des Klosters, einen Teil des Schulterblattes der hl. Lioba ab. Am folgenden Tag schenkte der Fürstbischof dem Guardian noch eine Reliquienpartikel aus seinem Besitz und bestätigte deren Echtheit. Mit einer feierlichen Prozession wurden die Reliquien von Impfingen nach Tauberbischofsheim getragen und in die Pfarrkirche gebracht.

1661 gelang es Adam Burvenich, vom Mainzer Erzbischof noch eine Kiefer-Reliquie zu erhalten, mit der er am 26. September in Tauberbischofsheim eintraf. Am Fest der hl. Lioba am 28. September wurden die Reliquien dem Volk zum Kuss dargereicht. So berichtete Caspar Liebler, gebürtiger Bischofsheimer, der zunächst Mönch bei den Franziskanern in Fulda war und seit 1666 als Guardian in Tauberbischofsheim wirkte, in seinem 1683 erschienenen Büchlein: „Leben der hl. Jung-

Unsere Orgelwanderung

Erste Station | Die Jakobskirche in Urphar

In diesem Jahr ist die Jakobskirche in Urphar bei Wertheim der Ausgangspunkt unserer Orgelwanderung. Dieses Gotteshaus fußt auf einer über 1000 Jahre alten Wehrkirche. Von außen lässt der schlichte Bau kaum vermuten, was den Besucher im Innern erwartet: Großflächige Fresken aus dem frühen 14. Jahrhundert, Jahrhunderte alte Kirchenbänke sowie doppelgeschossig umlaufende Emporen dominieren das Kircheninnere. Über die Kostbarkeiten dieses Baudenkmals wird uns Frau Segner in ihrer Kirchenführung informieren.



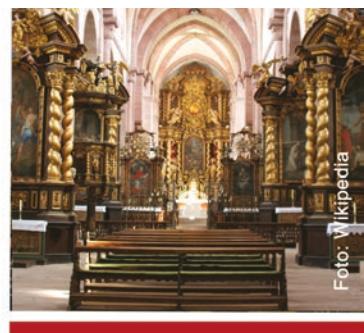
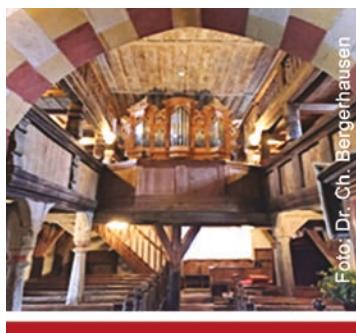
Auf der zweiten Empore befindet sich, fast noch im Urzustand, die Orgel des mainfränkischen Orgelbauers Johann Conrad Wehr aus dem Jahre 1780. Ihren Klang wird uns Herr Arno Leicht, emeritierter Professor an der Musikhochschule Nürnberg, zu Gehör bringen und uns auch die Funktionsweise dieses Instruments erläutern.

Zweite Station | Kloster Bronnbach

Das Urpharer Gotteshaus liegt an einem Pilgerweg von Miltenberg nach Rothenburg ob der Tauber. Diesem Weg folgen wir erst einmal auf unserer Wanderung zum Kloster Bronnbach. Nach einem etwas steileren Anstieg, der auch mit dem Auto zurückgelegt werden kann, befinden wir uns auf einem Hochrücken, der sich zwischen dem Main- und dem Taubertal erstreckt. Auf weitgehend gut begehbar Wegen abseits der Straße gibt es immer wieder lohnende Ausblicke in die weite Landschaft.

Auf halber Strecke werden wir unterwegs im Freien picknicken; für einige Sitzplätze ist gesorgt. Ihre Brotzeit und Getränke bringen Sie bitte selbst mit (keine Einkehrmöglichkeit auf dieser Strecke!).

Nach unserer Rast geht es hinunter ins Taubertal. Vor uns liegt das Kloster Bronnbach, eine Mitte des 12. Jahrhunderts gegründete Zisterzienserabtei. Wir erkennen die für diesen Orden typische Lage, nämlich abseits größerer Besiedlungen und an einem Gewässer. Das Kloster wurde erst im Rahmen der Säkularisation 1803 aufgegeben. 1985 kaufte der Landkreis Main-Tauber die Liegenschaft, um die Klostergebäude Stück für Stück als Kulturzentrum im Taubertal wieder herzurichten.



Die seit der Gründung des Klosters vergangenen Epochen lassen sich auch an der Abteikirche Mariä Himmelfahrt ablesen. Es handelt sich um einen spätromanischen Bau mit frühgotischen Elementen. Im Inneren überwiegt die Formensprache des Barock mit aufwendig gestalteten Altären, Chorgestühl und Kanzel. Deutlich erkennbar ist die Nutzung der Kirche als Klosterkirche, in der der Chorraum vom übrigen Kirchenschiff abgetrennt ist.

Die Westseite der Kirche wird beherrscht durch die Orgel. Es handelt sich um ein Instrument der renommierten Würzburger Orgelbaufirma Schlimbach aus dem Jahr 1890 mit einem neugotischen Prospekt.

Das Wichtigste in Kürze

- Der Termin: **Samstag, 6. Oktober 2018**
- Die Wanderoute (ca. 12 km): Von der Jakobskirche in Urphar am Main zur Abteikirche Mariä Himmelfahrt in Bronnbach an der Tauber u. zurück
- Unser Wanderführer und Organist: Professor Arno Leicht
- Über die Teilnahme von Gästen freuen wir uns ganz besonders!



Meine Anmeldung

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich zur
Orgelwanderung am 6. Oktober 2018 an:

.....
Name **Vorname**

.....
Name **Vorname**

.....
Straße **Ort**

.....
Telefon **E-Mail (freiwillig)**

Meine Teilnahmegebühr

Teilnahmegebühr: € 15 p.P. Inbegriffen sind alle Eintritte und Führungen.

Meine Überweisungsdaten

Empfänger: Frankenbund e. V.

IBAN: DE67 7905 0000 0042 0014 87

Überweisungsbetrag €
(= Teilnahmegebühr)

Verwendungszweck: Orgelwanderung 2018

.....
Datum **Unterschrift** (bitte nächste Seite beachten)

Meine Anmeldung schicke ich an

Frankenbund e. V. | Bundesgeschäftsstelle
Stephanstraße 1 | 97070 Würzburg
Fax: 0931-45 25 31 06 | E-Mail: info@frankenbund.de

■ **Unser Zeitplan**

10.00 Uhr Beginn der Führung im Außenbereich der Jakobskirche am oberen Eingang (Parkplatz)

ca. 11.30 Uhr Beginn der Wanderung, 1. Abschnitt evtl. mit Auto
Mittagspause Picknick im Freien unter Bäumen, einige Sitzgelegenheiten

ca. 14.00 Uhr Ankunft in Bronnbach

ca. 16.00 Uhr Rückweg

ca. 18.00 Uhr Ankunft an der Jakobskirche in Urphar bzw. am Auto

■ **Unsere Wegstrecke**

Der Weg führt auf gut laufbaren Wegen abseits der Straße. Zu überwinden sind auf dem Hinweg und auf dem Rückweg jeweils ca. 170 Höhenmeter. Der Anstieg auf dem Hinweg kann mit dem Auto umfahren werden.

■ **Ihre Anfahrt**

Sie erreichen die Wehrkirche am schnellsten aus der Richtung Würzburg über die A 3 in Richtung Frankfurt/Main. Von der Autobahn-Abfahrt Lengfurt („Wertheim Village“) sind es den Main entlang Richtung Wertheim noch ca. vier Kilometer bis Urphar. Am Ortseingang geht es erst links Richtung Kembach in die Dietenhaner Straße, dann gleich rechts in die Gustav-Rommel-Straße; an der nächsten Kreuzung biegen Sie an der Ortsverwaltung Urphar nach links in den Neuen Weg, dem Sie bis zum Parkplatz hinter dem Friedhof folgen.

■ **Ihre Ausrüstung**

Dem Wetter entsprechende Wanderkleidung, gutes Schuhwerk
Selbstverpflegung (auf der Wanderstrecke gibt es keine Gaststätte)
Toiletten in Urphar und Bronnbach.

frau und Äbtissin Lioba“.² In der Folge wurde ein Neubau der Spitätkirche nötig.

3. Die Lioba-Verehrung im 20. und 21. Jahrhundert

Erst im 20. Jahrhundert lebte die Lioba-Verehrung erneut auf. 1920 gründete Maria Föhrenbach in Freiburg eine benediktinische Schwesterngemeinschaft, die sie unter das Patronat der hl. Lioba stellte. Über 70 Jahre wirkten die 1936 von dort ausgesandten Lioba-Schwestern segensreich in Tauberbischofsheim als Erzieherinnen, Lehrerinnen und natürlich auch in der Seelsorge. Im Oktober 1936 wurde das ehemalige Pfarrhaus als „Klösterle“ geweiht. Nach dem Krieg entstand die Lioba-Schule, die zunächst Mädchen in der Hauswirtschaft, dann Kinderpflegerinnen ausbildete. Später führte eine Berufsfachschule zur Mittleren Reife. Seit 1969 diente das alte Krankenhaus in der Schmiederstraße als Schule und Wohnheim. 1974 entwickelte sich daraus die Fachschule für Sozialpädagogik, die 1985 wegen Schwesternmangels in weltliche Hände übertragen wurde und inzwischen unter dem Dach der Euro Schulen Akademie weiterhin Erzieherinnen und Erzieher ausbildet. Sie hat ihr Schulgebäude jetzt im ehemaligen Bahnhof.

Für Tauberbischofsheim besonders bedeutsam wurde aber, dass im 2. Weltkrieg der damalige Stadtpfarrer Erich Weick unter Berufung auf die hl. Lioba ein Gelübde ablegte, er wolle sich dafür einsetzen, dass der letzte Samstag im September, also um den Todestag der Heiligen herum, zum lokalen Feiertag erklärt werde, wenn die Stadt von größerer Zerstörung verschont bleibe. Tatsächlich fielen nur wenige Bomben auf Tauberbischofsheim, die nur geringen Schaden anrichteten, während um-



Abb. 3: Die hl. Lioba an der Altarwand der St. Bonifatius-Kirche von Lukas Gastl 1967.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.



Abb. 4: Die St. Lioba-Kirche am Marktplatz.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

liegende Städte, Würzburg und Königs-
hofen, fast gänzlich zerbombt wurden.
Schon 1945 wurde deshalb das erste Lio-
ba-Fest gefeiert und Lioba wurde als Stadt-
patronin und Fürsprecherin verehrt. In-
zwischen findet Ende September eine
ganze Festwoche zu Ehren der Heiligen
statt, bei der auch ihre Reliquien in einer
Lichter-Prozession von der Martinskirche
über die Tauber zur Bonifatiuskirche ge-
tragen werden. Alljährlich führen auch
Grundschulkinder ein Lioba-Spiel in der
Martinskirche auf. Sr. Hieronyma Hieber
führt in ihrem Büchlein über die hl. Lioba
20 zu Ehren der Heiligen gedichtete Lie-
der auf. Auch im Stadtbild ist Lioba noch
präsent: So wurden eine Straße und ein
Platz nach ihr benannt, und der der Bo-

nifatiuskirche angegliederte Kindergarten
heißt nach der Heiligen.

Im Juni 2005 schließlich wurde Lio-
ba durch den Gemeinderat offiziell zur
„Schirmherrin“ der Stadt erklärt, und am
24. September sprach Erzbischof Robert
Zollitsch auch die kirchliche Anerkennung
der hl. Lioba als „*Patrona urbis Tauberbi-
schofsheim*“ aus.

4. Die Lioba-Kirche: Baugeschichte

Für die nach der Übertragung der Reli-
quien 1656 und 1661 aufbrechende Lio-
ba-Verehrung erwies sich die bisherige Spi-
tal- und Klosterkirche als zu klein und zu
baufällig. So wurde diese 1656 abgebro-
chen und schon am 15. (oder 25.) März

1656 der Grundstein für die neue Kirche gelegt. Diese wurde nicht mehr wie üblich geostet, sondern steht in Nord-Süd-Richtung mit der Frontseite zum Marktplatz. Augenzeugen berichten jedoch, dass unter dem Fußboden des Chores Baureste einer älteren, geosteten Kirche gefunden wurden.

Schon im folgenden Jahr, am 14. Oktober 1657, wurde die neue Kirche durch den Würzburger Weihbischof Johann Melchior Söllner geweiht und unter das Patronat der heiligen Lioba und Elisabeth gestellt. Aus diesem Bau stammt wohl noch die um 1680 datierte Kanzel. Durch den Stadtbrand am 16. Mai 1862 wurde auch die Kirche schwer beschädigt. Es wurde berichtet, dass das Dach rauchte und bebte und Löschwasser die Decke durchfeuchtete, so dass die Deckenbilder herunterhingen.

Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die Kirche nochmals erweitert, die Sakristei zum Chor umgebaut und die Sakristei hinter den Chor verlegt. An der Giebelseite belegt die Jahreszahl 1753 den Umbau. Auch die erhaltene künstlerische Ausschmückung der Kirche erfolgte in den Jahren um 1757 und danach. Infolge der Säkularisation wurde das Kloster aufgehoben, und nach dem Tod des letzten Mönchs 1832 gingen Kirche und Kloster in den Besitz der Stadt über. Die Kirche diente weiter den Schulgottesdiensten des Gymnasiums.

Das weitere Schicksal der Kirche war sehr wechselhaft. Zeitweise war die entstehende evangelische Gemeinde zu Gast, bis diese 1895 ihre eigene Kirche einweihen konnte, dann diente sie vorübergehend von 1910 bis 1914 als Ausweichraum während des Neubaus der Stadtkirche St. Martin. 1920 wurde sie als baufällig bezeichnet. Im 2. Weltkrieg war sie Lagerstätte für

Kriegsmaterial, dann diente sie als Kleiderlager und Kulissendepot.

Neues Leben zog nach 1948 ein, als die Kolpingfamilie die Kirche wieder herrichtete. Nachbarn stifteten neue Bänke, von St. Martin kamen Paramente und liturgische Geräte. Am 28. September 1948 konnte Stadtpfarrer Anton Ulrich die Kirche wieder benedizieren. Zwanzig Jahre später, 1967/1968, erfolgte dann die grundlegende Restaurierung durch den Gerlachsheimer Restaurator Robert Bronold. In seiner Dokumentation bezeichnete er den Zustand der Kirche als „*fast trostlos*“.³ Besonders die Decke mit ihren Fresken war stark beschädigt, Stuck und Deckenteile waren abgefallen. Auch dem die hl. Lioba darstellenden Altarblatt des Hochaltars wurde ein sehr schlechter Zustand bescheinigt. Dagegen war der Zustand des „*Ausschaubildes*“ oberhalb erstklassig.



Abb. 5: St. Lioba-Kirche, Blick zum Altar.
Photo: Kerstin Haug-Zademack.



Abb. 6: Das Hochaltarbild von August Wilhelm Stein 1757. Photo: Kerstin Haug-Zademack.

48 Jahre später, am 6. November 2016, erlitt die Kirche erneut einen Brandschaden: Das Feuer war im anschließenden „Dormitorium“, das heute durch die Stadtverwaltung genutzt wird, ausgebrochen. Wieder wurden die Kirche und die Deckenfresken durch Verrauchung und Löschwasser stark in Mitleidenschaft gezogen. Auch diesmal erfolgte die Sanierung durch die Firma Bronold, jetzt durch den Sohn Michael. Am 14. April 2018 schließlich wurde die nun in neuem Glanz erstrahlende Kirche wieder festlich eingeweiht.

5. Das Innere der Lioba-Kirche

Die St. Lioba-Kirche ist eine Saalkirche ohne eigenen Chorraum mit einer Orgelempore. Nach der Sanierung wirkt sie einladend hell. Beim Eintritt wird der Blick von der in Rot-Grau-Gold-Tönen gefärbten Chorwand angezogen, in die die Tür zur dahinter liegenden Sakristei integriert ist. Marmorierung und Vergoldung mit 23-karätigem Gold mussten wegen Verbrauchung und Löschwasserschäden völlig erneuert werden. Vor diesem Hintergrund heben sich die Assistenzfiguren in ihrer Fassung aus Polierweiß, was sie wie Porzellan wirken lässt, gut ab.



Abb. 7: Die Kanzel von ca. 1680.
Photo: Kerstin Haug-Zademack.



Abb. 8: Ansicht der Lioba-Kirche um 1900.

Postkartensammlung Uwe Büttner.

Das Altarblatt zeigt die hl. Lioba in einer Himmelfahrts-Szenerie, umgeben von Engeln. Unten erscheint sie noch einmal im Kreis von Müttern, die die Heilige für ihre kranken Kinder um Heilung bitten. Unten links sieht man die Stadtsilhouette von Tauberbischofsheim mit dem Türmerssturm. Unten rechts ist das Bild auf 1757 datiert. Man vermutet, dass August Wilhelm Stein aus Konstanz, der 1740 nach Tauberbischofsheim geheiratet hatte, der Maler sei. Darüber befindet sich das „*Ausschaubild*“, das die 1728 heiliggesprochene Franziskanerin Margareta von Cortona (1247–1297) darstellt und nicht die hl. Lioba, wie in früheren Darstellungen behauptet. Dies legen das Attribut eines Hündchens sowie ihr Franziskanerinnenhabit nahe. Dieses Bild ist von deutlich höherer künstlerischer Qualität und wurde von dem Fuldaer Hofmaler Johannes Andreas Herrlein (1723–1796) gemalt. Es

ist links unten signiert und datiert: „1777 J.A.H.“ Die beiden seitlichen Chorwandbilder stellen Maria und den Verkündigungssengel Gabriel dar.

Schreitet man im Kirchenraum nach vorne, so fallen zunächst seitlich je drei barocke Beichtstühle auf, die in die Wände eingelassen sind. Ihre aus Eichenholz geschnitzten Bekrönungen zeigen um ein Heiligenbild herum unterschiedliche Ornamente.

Wendet man den Blick nach oben, so sieht man, von zartem Rokoko-Ornamenten umgeben, eine Folge von vier Deckenbildern. Sie stellen, von der Orgel aus gesehen, dar: 1. Die Stigmatisation des hl. Franziskus, 2. Das „Weihnachtsbild“ von A.W. Stein, welches links unten signiert und datiert ist: „A. W. Stein 1756“, 3. Die „Himmelfahrt“ der hl. Lioba und 4. über dem Altar eine Dreifaltigkeitsdarstellung, vermutlich ebenfalls von Stein. Das Fran-



Abb. 9: Die hl. Lioba am Hochaltar der St. Martinskirche von Thomas Buscher 1916.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

ziskusbild sowie das Liobabild sind später entstanden und wurden von einer deutlich schwächeren Künstlerhand, vielleicht von einem der Mönche, gemalt.

Unter der Decke sind seitlich zehn paarweise angeordnete Medaillons, die, wieder von der Orgel aus gesehen, zunächst Elisabeth und Zacharias (die Eltern Johannes d.T.), dann Anna und Joachim (die Eltern Mariens) darstellen. Es folgen schließlich Maria Cleophas und Judas Thaddäus, Maria (von Bethanien?) und Jakobus, endlich Bonifatius und Lukas; letztere mussten wegen starker Zerstörungen fast vollständig neu gemalt werden.

Von der übrigen Ausstattung seien genannt: An der westlichen Seitenwand ein großes St. Martin-Bild des aus Bozen gebürtigen Malers Josef Anton Glantschnigg (1695–1756). An der Rückwand der Kirche befindet sich eine weitere Martinsdarstellung, nämlich eine Holzskulptur um 1600. Prunkstück an der westlichen Seitenwand ist die Kanzel von ca. 1680, die also noch von der früheren Ausstattung der Kirche stammt. Deren Treppe musste allerdings vollständig erneuert werden. Farbfassung und Vergoldung sind ebenfalls neu.

An der östlichen Seitenwand ist die barocke Statue des hl. Bonifatius angebracht, die 1976 von Dekan Mönch anlässlich seines 40-jährigen Priesterjubiläums der Kirche übergeben wurde. Unter den weiteren Figuren an dieser Wand ist noch die Statue der hl. Anna Selbdritt künstlerisch erwähnenswert. Bezeugt ist auch ein Kreuzweg in der Kirche, der 1877 geweiht wurde und ursprünglich für die Martinskirche bestimmt war, aber nach deren Neubau in die Liobakirche übertragen wurde. Über dessen Verbleib ist der Verfasserin nichts bekannt.

Überhaupt war die Ausstattung der Kirche früher viel reicher, wie ein altes Pho-



Abb. 10: Die hl. Lioba als Beschützerin der Frauen und Kinder. Relief am rechten Seitenaltar (Lioba-Altar) in der Stadtkirche St. Martin von Thomas Buscher 1929. Photo: Kerstin Haug-Zademack.

to bezeugt, das um 1900 aufgenommen worden ist. Über den Verbleib der Seitenaltäre ist ebenfalls nichts bekannt. Wohl aber sind zwei Bilder von Johannes Andreas Herrlein, die ursprünglich links und rechts des Altars an der Chorwand hingen, jetzt im Tauberfränkischen Landschaftsmuseum zu sehen. Sie zeigen die Anbetung durch die Hirten bzw. durch die Heiligen Drei Könige.

In der Nordwestecke unter der Orgelempore haben Mitglieder der Tauberfränkischen Heimatfreunde vor drei Jahren eine Ausstellung mit Erinnerungen an die hl. Lioba wieder eingerichtet, die ursprünglich von Sr. Hieronyma Hieber in einem Raum des Jägerhäusles am Schloss zusammengetragen und gestaltet worden war. In einer Vitrine sind u.a. Reliquienkästchen sowie das Lioba-Buch von Lieb-

ler ausgestellt. So ist diese Dokumentation der Öffentlichkeit besser zugänglich als an ihrem ursprünglichen Standort.

6. Darstellungen der hl. Lioba in der Stadt

Im heutigen Stadtbild ist die hl. Lioba noch an mehreren Stellen präsent, besonders um die Stadtkirche St. Martin herum. So steht sie, 1916 von Thomas Buscher geschaffen, in dieser Kirche im Schrein des Hochaltars zur Rechten des hl. Martin als lebensgroße, farbig gefasste Holzskulptur.

Der Seitenaltar im südlichen Seitenschiff, 1927 ebenfalls von Buscher geschnitten, ist ganz der Heiligen gewidmet: Das Relief zeigt sie vor dem Hintergrund des Kurmainzischen Schlosses mit dem Türmersturm als Beschützerin der Mütter



Abb. 11: *Lioba und Bonifatius*. Bronzerelief an der Tür der St. Bonifatius-Kirche von Lukas Gastl 1967.
Photo: Kerstin Haug-Zademack.

und Kinder. In einem Glasschrein darunter sind die beiden Reliquien, der Teil des Schulterblattes und der Kiefer, verwahrt.

Oben am nördlichen Querhausgiebel ist eine Statue der Heiligen von Peter Valentin aus Offenburg aus dem Jahr 1912 angebracht. Sie schaut direkt zum Neubau des Landratsamtes, dessen Treppenhaustrände Steinschnittbilder von Sepp Biehler zur Stadtgeschichte zeigen, u.a. eines mit dem Titel: „*Bonifatius setzt seine Nichte als Äbtissin in Bischofsheim ein um 735*“.⁴

An der Südseite der Kirche steht, beschattet von hohen Haselnussbäumen, der 1934 von Ludwig Sonnleitner geschaffene Lioba-Brunnen mit einer großen Statue der Heiligen. Am Brunnenrand krabbeln einige steinerne ‚Bischemer Kröten‘, ein Hinweis auf den Necknamen, der den Tauberbischofsheimern gegeben wurde,

weil im ehemaligen Stadtgraben viele dieser Tiere lautstark ihre Existenz bezeugten. (Solche Kröten findet man übrigens noch an mehreren Stellen der Stadt, eine auch auf der Orgel der Martinskirche!)

Nur wenige Schritte weiter erhebt sich neben dem ehemaligen „Klösterle“, seit 2012 „Haus der Seelsorgeeinheit“, die Sebastianuskapelle über dem ehemaligen Karner, heute Gedenkstätte für die Gefallenen der Weltkriege. Die Kapelle, die den Liobaschwestern als Hauskapelle diente, wird durch neun Glasfenster geschmückt, die das Leben der Heiligen erzählen. Sie wurden 1983/1984 von Valentin Feuerstein geschaffen.

Auch im „Klösterle“ hängt ein kleiner Zyklus von Tontafeln, 2011 von Rudi Knaus für die neue Bestimmung des Hauses geschaffen, deren Thema wiederum die hl. Lioba ist. Auf einer dieser Tontafeln ist sie als Lehrerin der Kinder dargestellt. Schließlich befinden sich an und in der 1967 geweihten St. Bonifatiuskirche jenseits der Tauber zwei Bronzekunstwerke von Lukas Gastl, die Lioba neben Bischof Bonifatius zeigen, ein kleines Relief an der Eingangstür und eine große Figur an der Altarwand. All dies bezeugt, dass Lioba, eine herausragende Frau, die vor mehr als zwölfhundert Jahren hier gelebt hat, unsere Stadt bis heute prägt und als Schirmherin im Bewusstsein der Stadtbewohner ist.

Kerstin Haug-Zademack ist Oberstudiendienrätiin am Matthias-Grünewald-Gymnasium in Tauberbischofsheim im Ruhestand und derzeit Vorsitzende des Vereins der „Tauberfränkischen Heimatfreunde“ in Tauberbischofsheim. Ihre Anschrift lautet: St. Lioba-Straße 19, 97941 Tauberbischofsheim, E-Mail: kerstin.haug-zademack@web.de.

Literatur:

Berberich, Julius: Geschichte der Stadt Tauberbischofsheim und des Amtsbezirks. Tauberbischofsheim 1895.

Gehrig, Franz/Müller, Hermann: Tauberbischofsheim. Beiträge zur Stadtchronik. Tauberbischofsheim 1997.

Hieber, Sr. Hieronyma: Hl. Lioba. Erste Lehrerin Germaniens und Patronin des Taubertals. Dokumentation einer Sammlung. Tauberbischofsheim o.J. [1988].

Katholische Kirchengemeinde St. Martin (Hrsg.): 100 Jahre Stadtkirche St. Martin Tauberbischofsheim 1914–2014. Tauberbischofsheim 2014.

Leinweber, Josef: St. Lioba. Leben und Wirken. Hrsg. v. Bistum Fulda. Fulda o.J. [1982].

Anmerkungen:

- 1 Ulrich, Anton: Die hl. Lioba und Tauberbischofsheim. Artikelserie in den „Fränkischen Nachrichten“, 4. Fortsetzung, 1947 (?).
- 2 Nach Sr. Hieronyma Hieber: Caspar Lieblers Lioba-Büchlein von 1683. Fränkische Nachrichten, 24. und 25. September 1987, S. 24 bzw. 27.
- 3 Bronold, Robert: Dokumentation St. Lioba-Kirche Tauberbischofsheim (maschinenschriftlich), 15.11.1968.
- 4 Das Relief ist als Abb. 1 in Hermann Müllers Beitrag „Aus der Stadtgeschichte Tauberbischofsheims“ in diesem Heft abgebildet.

**Spenden erwünscht**

Auch der FRANKENBUND ist auf Spenden angewiesen, um seine Kulturarbeit erfolgreich fortsetzen zu können.

Für alle, die spenden möchten:

Kontonr.: DE67 7905 0000 0042 0014 87
bei der Sparkasse Mainfranken, BIC: BYLADEM1SWU

Als gemeinnütziger Verein ist der FRANKENBUND berechtigt, eine Bestätigung über eine Geldzuwendung (Spendenbescheinigung) zur Vorlage beim Finanzamt auszustellen.

Gernot Wamser

Das Tauberfränkische Landschaftsmuseum in Tauberbischofsheim – seine Geschichte und seine Sammlungen

„Das Tauberbischofsheimer Landschaftsmuseum im Kurmainzischen Schloss bietet seit seiner Eröffnung am 5. Juli 1970 dem Besucher ein eindrucksvolles Erlebnis in der Begegnung mit Zeugnissen der Wohnkultur und Arbeitswelt wie auch der religiös-kirchlichen Kunst des tauberfränkischen Raumes aus vielen Jahrhunderten: Spiegel eines bunt gefärbten Lebens von der Gotik über Renaissance und Barock bis zur Biedermeierzeit des 19. Jahrhunderts. Nicht weniger Interesse findet aber auch eine wohlgeordnete vorgeschichtliche Sammlung mit ihrem durchgehenden Fundmaterial.“ So schreibt Ottmar Bischof, der langjährige Vorsitzende des Vereins „Tauberfränkische Heimatfreunde e.V.“ Tauberbischofsheim und Leiter des Museums, im Museumsführer des Tauberfränkischen Landschaftsmuseums.

Die Pflege des Heimatgedankens und die Erhaltung geschichtlicher Kulturgüter aus der Kreisstadt Tauberbischofsheim und ihrer Umgebung ist aber schon seit über hundert Jahren ein besonderes Anliegen interessanter Bürger. Schon vor dem Jahr 1900 existierte in Tauberbischofsheim ein Verschönerungs- und Verkehrsverein, der z.B. für einen großen Teil des Baumbestandes in den Anlagen und am Stadtrand verantwortlich zeichnete.

Aus diesem ging dann 1922 der „Bezirksverein für Heimatpflege“ hervor, auf

dessen Initiative hin bereits 1922 in der Peterskapelle, dem ältesten Tauberbischofsheimer Gebäude aus dem Jahr 1180, ein erstes Museum eingerichtet wurde. Das Museum zeigte eine Sammlung erhaltenswerter Geschichts-, Kunst- und Gebrauchsgegenstände.

Bereits kurz nach der Eröffnung des Museums stellte auch das Landesmuseum in Karlsruhe einige Leihgaben zur Verfügung, u.a. einen spätgotischen Altarschrein aus Kembach sowie je zwei holzschnitzte Renaissance- und Barockengel. Leiter des Museums waren nacheinander die Gymnasialdirektoren Dr. Lengle und Rach sowie der Rektor der Realschule Grein. Wichtigster Sammler für das Museum war zwischen 1931 und 1946 dann Stadtpfarrer Erich Weick, der nach einer 1932 erfolgten Renovierung des Museums für eine wesentliche Erweiterung der Bestände sorgte. Seine besondere Vorliebe galt dabei den vorgeschichtlichen Funden, wobei er von Prof. Dr. Wahle von der Universität Heidelberg unterstützt wurde.

Der 1922 gegründete „Bezirksverein für Heimatpflege“ spielte im Verlauf der 1930er Jahre und während der Kriegszeit kaum noch eine Rolle, und nach dem Tod von Stadtpfarrer Weick im Jahre 1946 entstand schließlich ein Vakuum. Die Wirren der Nachkriegszeit und ungenügende Lagerung führten im Museum sogar zu Bestandsverlusten. Daher kam es im Jahr 1949 zur Bildung einer „Gesellschaft für Heimatpflege“, einem lockeren Zusammenschluss heimatinteressierter Bürger. Die Leitung der Gruppe hatte anfangs Hugo



Abb. 1: Das Kurmainzische Schloss in Tauberbischofsheim. Photo: Tauberfränkische Heimatfreunde.

Stang und ab 1957 Hugo Pahl. Ziele waren die treuhänderische Verwaltung der Museumsbestände in der Peterskapelle sowie die Vorbereitung des großen Stadtjubiläums des Jahres 1955 „1200 Jahre Tauberbischofsheim – 700 Jahre Amtsstadt“. Außerdem gab es bereits damals Überlegungen, im Kurmainzischen Schloss ein neues Museum einzurichten.

Dieses Kurmainzische Schloss hatte sich aus einem seit dem Frühmittelalter bestehenden Königshof entwickelt und war in seinen ältesten romanischen Bauteilen eine mittelalterliche Wehranlage, eine Burg, die von einem Wassergraben umgeben war. Nachdem Bischofsheim – so lautete der Stadtname bis ins 19.Jahrhundert – 1237 endgültig an Mainz gefallen war, entstan-

den um 1280 der Türmersturm, das heutige Wahrzeichen der Stadt, und der Hauptbau der Burg, der Palas. In spätgotischer Zeit wurden im 15.Jahrhundert weitere Zubauten errichtet. Auch die Renaissancezeit brachte zwischen 1550 und 1650 umfangreiche bauliche Veränderungen und Ergänzungen. Bis 1803 war das Schloss kurmainzischer Amtssitz.

An die Realisierung des Gedankens, im Kurmainzischen Schloss ein Museum zu eröffnen, war aber vorläufig nicht zu denken, weil die genannte „Gesellschaft für Heimatpflege“ kein rechtfähiger Verein war, und vor allem auch deshalb, weil das Schloss in diesen Jahren noch als Aushilfsschulgebäude und Ersatz-Amtsgebäude diente.

Die eine erwähnte Bedingung einer Museumsgründung wurde schließlich 1964 erfüllt, als am 23. Januar 1964 der Verein „Tauberfränkische Heimatfreunde e. V.“ gegründet wurde und sich eine Satzung gab. In dieser ist neben anderen heimat- und kulturgeschichtlichen Aufgaben ausdrücklich die Einrichtung, Unterhaltung und Weiterführung eines Museums im Kurmainzischen Schloss gefordert. Als kurz danach 1965 die Bundeswehrfachschule aus dem Schloss auszog, wurde 1967 dem Verein „Tauberfränkische Heimatfreunde e.V.“ vom Gemeinderat der Stadt Tauberbischofsheim grünes Licht zur Einrichtung eines Museums gegeben.

Durch die Zielstrebigkeit des Vereinsvorsitzenden, des Oberamtsrichters und Mitglieds im FRANKENBUND Dr. Otto Heinrich Chrestin, gelang es dann auch, die Grundlagen für die Einrichtung eines Museums im Kurmainzischen Schloss zu schaffen. Zunächst wurde das doch sehr heruntergekommene Gebäude entsprechend vorbereitet, eine Aufgabe, die damals ehrenamtlich Kreisbaumeister und Kreisheimatpfleger Wilhelm Wamser übernahm. Neben umfangreichsten allgemeinen Renovierungsarbeiten wurde eine Reihe von besonderen Einbauten von denkmalpflegerischem Wert vorgenommen, wie z.B. die Übernahme des Melusinenbrunnens und der sechs Kragsteine vom ehemaligen Templerhaus in Tauberbischofsheim, der Rokoko-Stuckdecke vom 1957 abgerissenen Riedernhof in Tauberbischofsheim oder einer Holzlambris, einer Flügeltüre und des Kamins aus einem alten Weinhandlerhaus in Königshofen.

Unterstützt und gefördert wurde die Einrichtung des neuen Museums auch durch das Staatliche Amt für Denkmalpflege, damals für Tauberbischofsheim übrigens noch in Karlsruhe. Hier war es vor

allem der Hauptkonservator Dr. Albrecht Dauber, der die Gestaltung der reichhaltigen vorgeschichtlichen Abteilung besorgte. Die Stadt Tauberbischofsheim im Besonderen, aber auch der Landkreis und viele private Spender und Leihgeber halfen damals auf vielfältige Weise bei dem großen Vorhaben.

In erster Linie muss aber auch hier die Leistung von Dr. Otto Heinrich Chrestin hervorgehoben werden, der dabei in jeder Hinsicht von seiner Gattin, Frau Dr. Gunhild Chrestin, unterstützt wurde. Dr. Chrestin erwarb sich bleibende Verdienste: Mit größtem Sachverstand setzte er sich für sein Museum ein. Mit feinem Gespür wurden die Exponate angeordnet. Durch eine Vielzahl von Schenkungen verschiedenster Art bereicherte er zudem das Museum. Hier seien stellvertretend nur die wertvollen Möbel, Uhren, Porzellans- und Zinnexponate genannt.

So konnte am 5. Juli 1970 schließlich das Museum mit dem Namen „Tauberfränkisches Landschaftsmuseum“ in einem von der Stadt veranstalteten Festakt feierlich eröffnet werden. Der weitere Ausbau, die gesamte Pflege und die Geschäftsführung, vor allem auch der ehrenamtlich ausgeübte Museumsdienst wurden Aufgabe des Vereins „Tauberfränkische Heimatfreunde e.V.“. Die Stadt Tauberbischofsheim ehrte damals übrigens die drei Hauptaktivten auf besondere Weise, indem Dr. Otto Heinrich Chrestin, Dr. Albrecht Dauber und Wilhelm Wamser die goldene Ehrenmedaille der Stadt Tauberbischofsheim überreicht und Dr. Chrestin außerdem die Ehrenbürgerwürde verliehen wurde.

In Kürze noch ein paar Worte zur weiteren personellen Museumsführung: Als Dr. Chrestin 1979 aus gesundheitlichen Gründen von der Museumsleitung zurück-



Abb. 2: Die obere Diele im Tauberfränkischen Landschaftsmuseum.

Photo: Tauberfränkische Heimatfreunde.

trat, übernahm Ottmar Bischof bis 1991 den Vorsitz, von 1991 bis 2007 hatte Gernot Wamser dieses Amt inne, von 2007 bis 2013 war Manfred Frank für das Museum zuständig, ab 2013 noch einmal Gernot Wamser, und seit 2016 fungiert Kersstin Haug-Zademack als Vorsitzende der „Tauberfränkischen Heimatfreunde“ und damit als Leiterin des Museums.

Gemäß dem Auftrag, den sich der Verein in seiner Satzung gegeben hat, wurde in diesen Jahren stets versucht, den vorhandenen Bestand nicht nur zu erhalten, sondern ihn auch tatkräftig zu mehren. Immer wieder kam Wertvolles hinzu, außerdem wurde eine große Zahl von Exponaten fachgerecht restauriert.

Heute verfügt das Museum in einer unteren und einer oberen Diele, die sich

im Hauptbau, dem ehemaligen Palas, befinden, sowie in 18 weiteren Räumen über eine Vielzahl von überaus sensibel angeordneten Exponaten. Eine vor- und frühgeschichtliche Sammlung spiegelt die kontinuierliche Besiedlung des mittleren Taubertals als Lebens- und Kulturraum wider. Ausgestellt sind in vier Räumen Bodenfunde aus der Altsteinzeit bis hin zur alamannisch-fränkischen Zeit. Vitrinen mit Versteinerungen aus verschiedenen Erdzeitaltern ergänzen diese Abteilung.

In stimmungsvoll ausgestatteten Wohnräumen können Ausstellungsstücke der Wohnkultur des Adels und des Bürgertums des tauberfränkischen Raumes von der Zeit der Gotik über die Renaissance und das Barock bis ins Biedermeier besichtigt werden. Dasselbe gilt für die zahl-

reichen Zeugnisse der Arbeitswelt der Handwerker- und Bauernkultur des Tauberlandes; stellvertretend seien hier Haus- und Handwerksgerät, Gebrauchsgeräte, Keramik und bemalte Möbel genannt. Daneben sind alle Bereiche des täglichen Lebens mit eigenen Sammlungen vertreten. Beispielsweise können Freunde alter Uhren über 30 Uhrenexponate aus dem 17. bis ins 19. Jahrhundert bewundern. Ebenso finden Liebhaber alter Waffen ein reiches Feld vor: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Feuer-, Jagd- und Stangenwaffen sind genauso zu bestaunen wie Schusswaffen aus dem 18. und 19. Jahrhundert bis hin zum preußischen Zündnadelgewehr von 1866. Eine Sammlung von Münzen der römischen Kaiserzeit, des Kurfürstentums Mainz sowie des Bistums

Würzburg ist in gleicher Weise betrachtenswert wie die Präsentation einer Auswahl alter Landkarten, einer großen Anzahl von Zinn- und Porzellanexponaten sowie die reichhaltigen Ausstellungen von Trachten aus dem Ochsenfurter Gau oder von Tabakspfeifen aller Art.

Einen Schwerpunkt des Museums bilden die vielen sakralen Kunstwerke. Herzuheben sind hier mehrere spätgotische Tafelbilder, und zwar eine Kreuzigung aus Oberschwaben, ein Gnadenstuhl sowie ein Petrus und ein Paulus, auf der Rückseite jeweils mit Stifterbild. Auch mehrere spätgotische Holzbildwerke sind sehenswert, so eine Schutzmantelmadonna, eine Marienkrönung, Maria und Josef, Petrus und Paulus sowie ein hl. Stephanus. Aus derselben Zeit stammt der



Abb. 3: Der Biedermeiersaal im Tauberfränkischen Landschaftsmuseum.

Photo: Tauberfränkische Heimatfreunde.



Abb. 4: Schutzmantelmadonna, um 1450, im Tauberfränkischen Landschaftsmuseum.

Photo: Winfried Berberich, Gerchsheim.



Abb. 5: Zwei Hausmadonnen aus der Barockzeit, 1740/1750, im Tauberfränkischen Landschaftsmuseum.

Photo: Winfried Berberich, Gerchsheim.

sog. Kembacher Altar, wohl sogar aus der Werkstatt Riemenschneiders. Hier müssen auch Kopien von Grünewalds Tauberbischofsheimer Altar von 1524, „Kreuzigung“ und „Kreuztragung“, erwähnt werden, beide 1984 bis 1986 in Originalgröße und Originalmalweise von M. Hickel geschaffen. Kirchliche Kunst aus der Barockzeit wird in mehreren Räumen gezeigt. Hier seien als Beispiele zwei Hausmadonnen von 1745 genannt.

Ein eigener Raum im Museum ist einem 2003 fertiggestellten Modell von Bischofsheim um das Jahr 1750 gewidmet. Dieses im Maßstab 1:250 aus vorwiegend Buchen- und Kirschenholz geschaffene Stadtmodell gibt eine genaue Vorstellung

davon, wie die Zwei-Tore-Stadt ausgesehen hat, bevor die Befestigungsanlagen nach und nach abgebrochen wurden. In äußerster Detailgenauigkeit hat eine heimatverbundene Arbeitsgruppe hier beispielsweise das Schloss, die Ringmauer mit ihren Wach- und Tortürmen nebst den Zwingern, die Fachwerkbauten, Mühlen, Badehäuser und den großen Marktplatz herausgearbeitet. Im Modellraum ist außerdem eine pädagogisch wertvolle Dokumentation zur Entstehung und Entwicklungsgeschichte von Tauberbischofsheim zu sehen, die – wie übrigens das gesamte Museum – gerade in der Schulstadt Tauberbischofsheim einem wichtigen Bildungsauftrag nachkommt.

Ergänzend zu den vielseitigen und reichhaltigen Sammlungen des Museums sind übrigens immer wieder aktuelle Ausstellungen und Dokumentationen zu sehen. Diese werden in der Regel auf der oberen Diele präsentiert.

Bei all dem aufgezeigten Reichtum an Exponaten der verschiedensten Art kann man das Tauberfränkische Landschaftsmuseum in Tauberbischofsheim als echte Besonderheit herausstellen: Geblieben ist über all die Jahre seit seiner Eröffnung im Jahr 1970 die besondere Ausstrahlung des Hauses, die von den Besuchern immer wieder hervorgehoben wird. Ottmar Bischof hat dies im Museumsführer so formuliert: Der Besucher findet „ein Mu-

seum, das nicht ermüdet, sondern zu vielfachem Verweilen einlädt.“

Gernot Wamser, geb. 1940 in Tauberbischofsheim, war beruflich als Lehrer mit den Fächern Geschichte, Deutsch und Sport am Matthias-Grünewald-Gymnasium in Tauberbischofsheim tätig. Seit 1978 ist er aktives Mitglied im Verein „Tauberfränkische Heimatfreunde e.V.“ in Tauberbischofsheim, davon insgesamt 19 Jahre als Vorsitzender. Seine Anschrift lautet: Taubenhauseweg 7, 97941 Tauberbischofsheim, E-Mail: g.wamser@gmx.net.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

Ich berate Sie gerne, kostenfrei und unverbindlich!



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

Wirtschaft und Tourismus in Tauberbischofsheim

So viele sozialversicherungspflichtige Arbeitsplätze wie heute gab es noch nie in der Geschichte Tauberbischofsheims. Das frühere Bischofsheim hat sich im Laufe der Jahrhunderte von einem landwirtschaftlich und kleingewerblich geprägten Landstädtchen über ein Beamtenstädtchen zum heutigen Industrie- und Dienstleistungsstandort entwickelt.

„Eine gute verkehrliche Anbindung kennzeichnet den Wirtschaftsstandort Tauberbischofsheim.“ Ein solcher Satz könnte einer Werbebrochure der städtischen Wirtschaftsförderung entstammen. Für Tau-

berbischofsheim – der Flussname Tauber wurde dem Stammnamen erst in den 30er bis 40er Jahren des 19. Jahrhunderts zur besseren Unterscheidung von Bischofsheim am Neckar, am Rhein und an der Rhön hinzugefügt¹ – trifft er vom Mittelalter bis heute zu.

Bereits in fränkischer Zeit hatte Bischofsheim aufgrund des Handelsverkehrs und des Warenumschlags eine zentralörtliche Bedeutung. 1346 wies die Stadt ein Steueraufkommen von 66 Pfund Heller auf und erbrachte damit im Mainzer Oberstift eine höhere Summe als Miltenberg oder Külsheim und Buchen zusammen.² Grund war die zentrale Lage an den Handelswegen, die Bischofsheim zum Knotenpunkt in



Abb. 1: Der Weinbau und der Weinhandel hatten schon immer eine große Bedeutung für die Stadt. Der „Edelberg“ ist ein städtisches Weingut.

Photo: Heike von Brandenstein.

den regionalen und überregionalen Austauschbeziehungen werden ließ. Die wichtige Ost-West-Handelsroute, die Böhmen mit dem Rheingebiet verband, führte über Nürnberg durch das Taubertal in Richtung Frankfurt. Auch die Nord-Süd-Achse, die Verbindung zwischen dem sächsischen Raum um das Harzgebiet mit Oberschwaben, gewann zunehmend an Bedeutung, so dass von Würzburg kommende Handels- und Verkehrswege über Bischofsheim führten. Die Stadt hatte durch ihren Flussübergang im Wortsinn eine Brückenfunktion. Letztlich war es auch der Tauberfluss selbst, auf dem gerade von Nürnberg kommende schwere Metallwaren Richtung Wertheim getreidelt werden konnten, was den Umschlagplatz Bischofsheim stärkte.

Der Weinbau spielte in wirtschaftlicher Hinsicht bereits im Mittelalter eine große

Rolle, denn er ist im Taubertal bereits im 11. Jahrhundert belegt.³ In Bischofsheim, wo nahezu jeder Bürger über zumindest einen Weinberg verfügte, war der Rebsaft nicht nur für den eigenen Verbrauch bestimmt, sondern als Tisch- oder Messwein beliebtes Exportgut. In erster Linie wurde er in Richtung Frankfurt, aber auch nach Osten und Süden gehandelt. Nach Sachsen und Bayern sind Weinlieferungen für das Jahr 1124 belegt.⁴ 1465 gab es bereits acht Bischofsheimer Weinhändler.⁵ Für das 18. Jahrhundert sind Verkäufe nach Sachsen, Köln, Halberstadt, Schmallkalden, München und Salzburg nachgewiesen⁶.

Um das Jahr 1550 hatte sich Bischofsheim als Verwaltungs- und Gerichtssitz sowie als Standort wirtschaftlicher Institutionen längst etabliert. Die Stadt hatte vier Jahrmärkte, wenngleich diese auf



Abb. 2: Die Belegschaft bei der Gründung der „Vereinigten Schulbankfabriken“ im Jahr 1898.

Photo: VS Vereinigte Spezialmöbelfabriken.

den regionalen Handel mit dem Umland beschränkt waren.⁷ Aber seit dem 17. Jahrhundert verringerte sich die Stellung Bischofsheims im Fernhandel, und gegen Ende des 18. Jahrhunderts verlor die Stadt an der Tauber in dieser Hinsicht weiter an Bedeutung. Grund war die Verschiebung der Verkehrswege, weil wegen des Neubaus der Chaussee durch den Spessart die Ost-West-Route nun nicht mehr durch das Taubertal, sondern von Nürnberg über Würzburg nach Frankfurt führte. Als regionaler Marktplatz blieb Bischofsheim dennoch wichtig, weswegen sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Anzahl der Märkte auf sieben Vieh- und Krämermärkte erhöhte, ein Wochenmarkt hingegen konnte sich nicht auf Dauer halten.

So prägte die Landwirtschaft und das Kleingewerbe die Stadt bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Echte Firmenansiedlungen sollte es in Tauberbischofsheim erst kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert geben. Sie lagen da, wo bis heute das industrielle Herz der Kreisstadt schlägt: In der Hochhäuser Straße neben der Taubertalbahn, die 1868 eröffnet wurde.

VS Vereinigte Spezialmöbelfabriken

Der 15. Mai 1898 gilt als das offizielle Gründungsdatum des damals als „Vereinigte Schulbankfabriken“ firmierenden Unternehmens mit Sitz in Stuttgart und Produktion in Tauberbischofsheim. Wie es zur Vereinigung kam, sei kurz beschrieben.⁸ Albert Ramminger hatte seinen Beruf als Gewerbelehrer in Tauberbischofsheim aufgegeben, um sich als Unternehmer mit einem Holzverarbeitungsbetrieb selbstständig zu machen. Der Schulmöbelbau boomte zur damaligen Zeit, denn zum einen war die allgemeine Schulpflicht mit



Abb. 3: Die von Wilhelm Rettig entwickelte und nach ihm benannte Rettig-Schulbank.

Photo: VS Vereinigte Spezialmöbelfabriken.

dem Volksschulgesetz eingeführt worden, auch wenn deren Umsetzung nur schlepend verlief.⁹ Zum anderen hatten die Hygiene-Bewegung und damit einhergehende orthopädische Studien Haltungsschäden wie gekrümmte Rücken durch falsches Sitzen moniert und setzten sich für auf die Schülergröße angepasste und ergonomisch geformte Schulbänke und Tische ein.

Gemeinsam mit seinem Schwager Konrad Stetter meldete Albert Ramminger am 20. Mai 1890 das Gewerbe bei der Stadt Tauberbischofsheim an und produzierte die „Columbus-Schulbank“, auf die er das Patent hatte. 1893 arbeiteten die beiden erstmals mit der „Bayerischen Schulbankfabrik“ zusammen. In dieses Jahr fiel auch die Entwicklung von Wilhelm Rettigs Schulbank, die in acht verschiedenen Größen hergestellt wurde und komplett umlegbar war, so dass sich die Klassenzimmer leichter reinigen ließen. Alleiniger Lizenzgeber der Rettig-Schulbank war die Ber-



Abb. 4: Ein Blick auf die von Karl Nothhelfer Ende der 1950er Jahre entworfenen Werkshallen mit Sheddachkonstruktion.

Photo: VS Vereinigte Spezialmöbelfabriken.

liner Firma „P. Johs. Müller & Co, Werkstätten für Schuleinrichtung“.

1896 wurde eine Fusion der verschiedenen Schulmöbelhersteller angeregt. 1898 verlegte die „Bayerische Schulbankfabrik“ ihre Warenvorräte und Maschinen nach Tauberbischofsheim, das Unternehmen „P. Johs. Müller & Co“ blieb in Berlin und betreute das Verkaufsgebiet in Norddeutschland. 1898 schlossen sich neun Firmen zur neuen GmbH zusammen und bildeten fortan die „Vereinigten Schulbankfabriken“. Paul Johannes Müller brachte das Patent für den Bau der Rettig-Schulbank mit und hatte deshalb eine Sonderstellung. 40 Mitarbeiter waren anfangs beschäftigt. 1905 wurde schließlich der Name „Vereinigte Schulbankfabri-

ken“ in „Vereinigte Schulmöbelfabriken“ geändert.

Wer in Tauberbischofsheim heute vom Bahnübergang kommend die Hochhäuser Straße entlanggeht, wird den zum 100-jährigen Bestehen der VS erbauten Neubau von Günter Behnisch¹⁰ zuerst erblicken, rechts davon, entlang der Bahngleise, die von Karl Nothhelfer Ende der 1950er Jahre entworfene Sheddachkonstruktion, die heute ganz mit Solarmodulen des in Tauberbischofsheim angesiedelten Unternehmens „Tauber-Solar“ belegt ist.

In der Hochhäuser Straße befinden sich die Industriebauten der VS und der Firma Weinig in reger Abwechslung nebeneinander. Die Entwicklung beider Unter-

nehmen war schon immer von einer stetigen Expansion geprägt.

Die Entwicklung der VS wurde durch die Weltwirtschaftskrise und die Weltkriege zurückgeworfen, doch sie ging weiter. Bereits 1946 hatte das Unternehmen wieder hundert Beschäftigte. 1950 wurde der von Karl Nothhelfer entworfene Kufenstuhl zum Patent angemeldet; dieses wurde 1952 erteilt. Dieser Stuhl sollte sich in der Folgezeit durchsetzen. Jeder Schüler kennt entweder ihn oder eine spätere Abwandlung. Er wurde in fünf unterschiedlichen Größen gefertigt und gilt als erster beweglicher Schulstuhl, der das Prinzip des starren Banksystems ablöste.

In den darauffolgenden Jahren und Jahrzehnten haben sich die VS stetig weiterentwickelt. Ob mehr Flexibilität oder andere Materialien als Holz gefordert waren, die VS passten sich an, ohne ihren



Abb. 5: Der von Karl Nothhelfer entworfene Kufenstuhl wurde bis zum Jahr 2006 sechs Millionen Mal verkauft und oft kopiert.

Photo: VS Vereinigte Spezialmöbelfabriken.



Abb. 6: Das zum 100-jährigen Bestehen der VS von Günter Behnisch gebaute Firmen-Entrée.

Photo: VS Vereinigte Spezialmöbelfabriken.

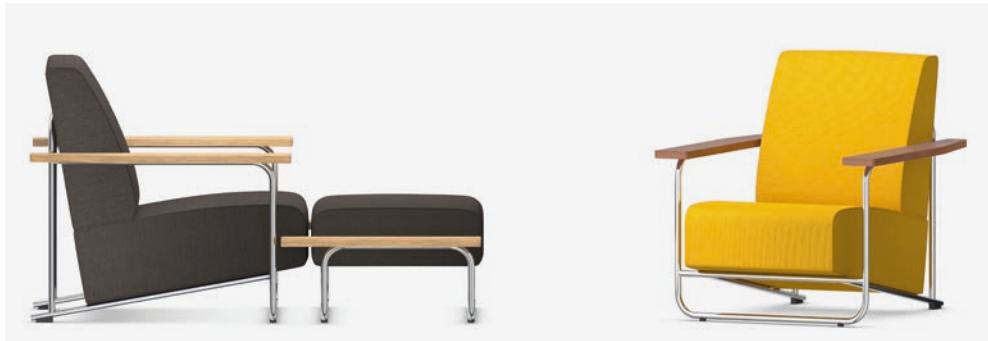


Abb. 7: Der von Richard Neutra entworfene „Boomerang Chair“, der als Manufaktur-Kollektion von den VS gefertigt wird und im jüngst eröffneten Thomas-Mann-Haus in Kalifornien zur Innenausstattung gehört.

Photo: VS Vereinigte Spezialmöbelfabriken.

Anspruch auf ergonomisch geformte Möbel zu vernachlässigen. 1983 änderte die VS erneut ihren Namen von der „VS-Schulmöbel GmbH“ in die heutigen „VS Vereinigte Spezialmöbelfabriken“. Neben Schulmöbeln wurden auch Büromöbel und andere Möbel gefertigt, die bei aller Sachlichkeit dem Prinzip der Ergonomie folgen. So wurden beispielsweise im Jahr 2001 alle Verwaltungsarbeitsplätze des Deutschen Bundestages in Berlin – das Jakob-Kaiser- und das Paul-Löbe-Haus – mit Möbeln der VS ausgestattet.

Mitte Juni dieses Jahres eröffnete Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier das Thomas-Mann-Haus in Kalifornien, in dem der Literaturnobelpreisträger von 1942 bis 1952 gelebt hatte, als Residenz der Bundesrepublik.¹¹ Ausgestattet wurde es unter anderem mit der Möbel-Kollektion „Neutra by VS“. Der österreichisch-amerikanische Architekt Richard Neutra war 1923 von Europa nach Chicago ausgewandert und entwarf seine Möbelkollektion in den 1920er bis 1940er Jahren in Kalifornien. 90 Jahre später kam sie durch Kontakte von VS-Chef Thomas Müller zu Dion Neutra zurück nach Europa und

wurde als Manufaktur-Kollektion erstmals 2014 auf der Möbelmesse in Köln präsentiert. Im Thomas-Mann-Haus können die Gäste jetzt auf dem „Lovell Easy Chair“ und dem „Boomerang Chair“ Platz nehmen.

Mittlerweile werden die VS von Philipp Müller in vierter Generation geführt. Das Unternehmen hat rund 1.400 Mitarbeiter, Niederlassungen in München, Dortmund und Berlin und ist weltweit aktiv.

Weinig

Das zweite große Unternehmen an der Hochhäuser Straße ist die Firma Weinig. 1905 als Handels- und Fertigungsbetrieb für Landmaschinen von Michael Weinig gegründet, ist es heute der weltweit größte Hersteller von Maschinen und Systemen in der Massivholzbearbeitung mit über 2.100 Mitarbeitern.¹² Weinig gehört zu den sogenannten „hidden champions“ in Deutschland.

Während des Zweiten Weltkriegs kam die Produktion bei der Firma Weinig zum Erliegen, doch schon 1945 baute Bertold Weinig das Unternehmen wieder auf. 1947



Abb. 8: Fertigung und Montage bei der Firma Weinig in Halle 1 im Jahr 1954.

Photo: Weinig.



Abb. 9: Eine schnelle und getaktete Produktion war bei der Firma Weinig bereits 1967 Standard.

Photo: Weinig.



Abb. 10: Das Unternehmen Weinig ist „hidden champion“ und deckt mit seinen Produkten die gesamte Massivholzfertigung ab.

Photo: Weinig.

wurde die Produktion auf Holzbearbeitungsmaschinen umgestellt. Bereits 1948 führte Weinig als erstes Unternehmen seiner Branche die Serienfertigung ein. Auf das Produktprogramm Kehlmaschinen spezialisierte man sich 1964. Durch die Einführung der getakteten Fließbandmontage im Jahr 1970 gehörte Weinig weltweit zu einer der modernsten Fabriken für Holzbearbeitungsmaschinen. 1979 begann dann die Produktion von Fenstermaschinen.

Zur Weinig-Gruppe gehören mehrere Einzelunternehmen, deren Produkte die gesamte Massivholzfertigung abdecken: Hobel- und Kehlautomaten, Fensterbearbeitungsmaschinen, Werkzeugschleifmaschinen, Vierseitenhobelmaschinen, Sondermaschinen und Automatisierungen, aber auch Steuerungssysteme, komplette Anlagen, Vielblattsägen, Keilzinkenanlagen, Kappsägen, Verleimpresen, Hochgeschwindigkeitshobelmaschinen, Trenn-

bandsägen oder Doppelendprofiler. 1988 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Die Michael Weinig AG war von 1989 bis 2002 börsennotiert, gehört aber bereits seit 1984 mehrheitlich kuwaitischen Investoren. Die Weinig-Gruppe produziert in Deutschland, Österreich, Luxemburg, den USA sowie in China und vermarktet seine Produkte weltweit. Mit 30 Tochtergesellschaften und Niederlassungen ist Weinig in Europa, Amerika, Asien und Australien vertreten.¹³

Mafi Transport-Systeme

Das dritte und jüngste Unternehmen an der Hochhäuser Straße ist die Firma Mafi Transport-Systeme. Sie ist ein führender Hersteller von Zugmaschinen für den innerbetrieblichen Transport in Seehäfen, in der Industrie, in Logistik- und Distributionszentren. Ergänzt wird die Produkt-

palette durch Schwanenhäuse, Cargo- und Rolltrailer, Containerchassis sowie Industrie- und Schwerlastanhänger.¹⁴ Alles, was Gewicht hat, wird von Mafi-Produkten bewegt. Mit der größten Baureihe der Mafi-Traktoren können Lasten von weit über 200 Tonnen gezogen werden.

Der Reisende kennt Mafi in erster Linie vom Flughafen: Flugzeuglader zum Be- und Entladen von Flugzeugen mit Gepäck, Paletten und Containern mit einem Gewicht bis zu 30 Tonnen. Flugzeugschlepper oder Cateringfahrzeuge produziert das Unternehmen für seine Schwesterfirma Trepel Airport Equipment.

Mafi wurde 1957 von drei Brüdern gegründet. Die jeweils ersten beiden Buchstaben des Vor- und Nachnamens des Mitgründers Martin Fiala wurden zum Firmennamen. Zunächst spezialisierte sich das Unternehmen auf die Herstellung von Anhängern, Tiefladern, Elektroschleppern und Sektionstransportern für die Industrie, den Warenaumschlag und Seehäfen.



Abb. 11: Alles, was schwer ist, kann mit Zugmaschinen von Mafi transportiert werden.

Photo: mafi.

In den 1960er Jahren entwickelte Mafi das Roll on-roll off-System und setzte damit Standards für das effiziente und wirtschaftliche Be- und Entladen von Schiffen. Das Cargo-Rolltrailersystem, bestehend aus Zugmaschine, Schwanenhals und Rolltrailer, revolutionierte weltweit den Warenaumschlag in den Seehäfen, weil es zu einer drastischen Reduzierung der



Abb. 12: Das Unternehmen Mafi gehört zu den drei großen Arbeitgebern in Tauberbischofsheim.

Photo: mafi.

Be- und Entladezeiten führte.¹⁵ Ein Kran zum Entladen war dadurch nicht mehr nötig.

Seit 1975 produziert Mafi am Standort Tauberbischofsheim unter dem Namen Mafi Transport-Systeme. Das Unternehmen gehört heute zur NDW-Gruppe mit Sitz in Eberbach. Es beschäftigt rund 400 Mitarbeiter und ist mit 90 Prozent stark exportorientiert.¹⁶ Hauptexportmarkt ist Europa, der Mittlere Osten und Afrika. Mafi ist mit seinen Produkten weltweit unterwegs und präsentiert sich auf zahlreichen Messen in Europa und Afrika.

Der Industriepark A 81

Außer den drei großen Tauberbischofsheimer Unternehmen in der Hochhäuser Straße gibt es im Industriepark A 81 etliche gewerbliche Ansiedlungen. Er liegt an der Bundesstraße 27 in Richtung Großrinderfeld mit Blick auf die namengebende Autobahn 81. Wurden im ersten Bauabschnitt 22,3 Hektar erschlossen, sind es im zweiten Bauabschnitt 30 Hektar. Hier stehen Ansiedlungswilligen Terrassen mit Flächen bis zu 5,5 Hektar zu Verfügung.¹⁷ Vor Ort haben sich bislang zahlreiche Betriebe aus den Branchen Logistik, Handel, Handwerk und Dienstleistung niedergelassen. Jüngstes Bauprojekt ist eine beheizbare, für Lebensmittel zugelassene Lagerhalle mit Büro sowie Lkw-Stellplätzen auf einem 7.000 Quadratmeter großen Areal zur Abwicklung der Getränkelogistik eines Nürnberger Unternehmens in einem Umkreis von 150 Kilometern.

Der Laurentiusberg

Auf dem Laurentiusberg wurde zu Beginn der 1960er Jahre die Kurmainz-Kaserne ge-

baut. Damit wurde Tauberbischofsheim ab 1963 Garnisonsstadt mit von Beginn an 1.600 Bundeswehrsoldaten. Sie stellten für das Handwerk und die Dienstleistungsbranche einen erheblichen wirtschaftlichen Faktor dar. Zudem gab es auf dem Kasernenareal auch eine stattliche Anzahl an zivilen Arbeitsplätzen.

Ende 2004 verfügte der Bundesverteidigungsminister die Auflösung der Kaserne. Am 30. Juni 2008 verließ der letzte der rund 1.000 verbliebenen Soldaten die Kurmainz-Kaserne. Nach langwierigen Grundstücksverhandlungen mit der Bundesanstalt für Immobilienangelegenheiten übernahm die Stadt schließlich am 1. Mai 2011 das 43 Hektar große Areal mit sechs Hektar Verkehrsflächen, elf Hektar großem Munitionsdepot und einem Truppenübungsplatz mit rund 120 Hektar.¹⁸

Die Stadt Tauberbischofsheim stand damit vor der großen Herausforderung der Konversion. Im Wettbewerb mit den ebenfalls geschlossenen Bundeswehrstandorten in Lauda und Künsheim spielte sie unterschiedliche Ansiedlungsvarianten durch, um sich letztlich für eine ausgewogene Mischung aus Wohnen, Gewerbe, Natur und Freizeit zu entscheiden. Bis heute wurden rund neun Hektar an 13 teilweise international agierende Unternehmen veräußert, weitere Flächen sind reserviert. 50 Firmen aus Industrie, Handwerk und Dienstleistung haben sich in bestehenden Gebäuden eingemietet. Zudem werden alle 20 Bunker im ehemaligen Munitionsdepot genutzt. Heute existieren bereits über 450 Arbeitsplätze auf dem Laurentiusberg.¹⁹

Derzeit entstehen auf dem früheren Sportgelände der Bundeswehr auf 3,5 Hektar 35 Bauplätze für Einzel- und Doppelhäuser. Die Erschließung wird im Herbst 2018 abgeschlossen sein. Außerdem baut



Abb. 13: Luftbild des Laurentiusbergs aus dem Jahr 2014. Heute ist zwar die Struktur weitgehend gleich geblieben, Sanierungen, Um- und Neubauten verändern das Bild aber stetig.

Photo: Stadt Tauberbischofsheim.

das Inneneinrichtungsunternehmen Gantner zurzeit einen 24 Meter hohen Büroturm und stemmt damit die bislang größte Investition auf dem Laurentiusberg.

Tourismus

Radfahren und Wandern, die Natur und die abwechslungsreiche Landschaft des Taubertals sowie den tauberfränkischen Wein genießen sind Gründe, als Tourist nach Tauberbischofsheim zu kommen. Die historische Altstadt schmückt sich mit zahlreichen fränkischen Fachwerkgebäuden, engen Gassen, Kirchen, Kapellen, dem Marktplatz mit dem neugotischen Rathaus und natürlich dem Kurmainzischen Schloss mit dem Türmersturm, dem Wahrzeichen der Stadt.

Der Trend zum Urlaub in Deutschland oder zum Kurzurlaub am Wochenende macht sich auch in der Kreisstadt des Main-Tauber-Kreises positiv bemerkbar. Daher ist der Tourismus längst zu einem wichtigen Wirtschaftszweig geworden.

Tauberbischofsheim verzeichnete im vergangenen Jahr 74.894 Übernachtungen

und erreichte damit ein Plus von 8,78 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Die Kreisstadt steht damit auf Platz fünf der Übernachtungsergebnisse im Tourismusverband „Liebliches Taubertal“, das von Rothenburg ob der Tauber bis nach Freudenberg am Main reicht. 2017 wurden 28.480 Ankünfte verzeichnet, wobei 7.912 Gäste aus dem Ausland kamen.²⁰ Die durchschnittliche Verweildauer lag bei zwei Tagen, wozu den Gästen rund 500 Schlafgelegenheiten zur Verfügung stehen.

Vor allem Radler nutzen die hervorragend ausgebauten Strecken entlang der Tauber, den vom ADFC mit fünf Sternen ausgezeichneten Radweg „Liebliches Taubertal – der Klassiker“, der rund 100 Kilometer lang ist und von Rothenburg ob der Tauber nach Wertheim am Main führt. Zudem laden „TBB by Bike“, der Odenwald-Madonnen-Radweg, der Main-Tauber-Fränkische Radweg (Ostring) sowie der Radweg „Romantische Straße“ zum Erkunden der Umgebung mit Start oder Zielpunkt Tauberbischofsheim ein. Auf dem „Distelhäuser Bierwanderweg“ kann auf Schusters Rappen viel über die Brau-

tradition gelernt werden. Daneben führen der Panoramaweg Taubertal mit phantastischen Ausblicken auf Städte, Dörfer und Täler sowie der Jakobsweg durch Tauberbischofsheim.

Auch verkehrlich ist Tauberbischofsheim gut zu erreichen. Mit eigener Autobahnausfahrt an der A 81 liegt die Stadt auf der Achse Würzburg–Heilbronn–Stuttgart. Die „Romantische Straße“ als älteste, bekannteste und beliebteste Ferienstraße Deutschlands führt von Würzburg auf ih-

rem Weg nach Füssen ebenfalls über Tauberbischofsheim.

Heike von Brandenstein M.A., geb. 1962 in Niedersachsen, ist nach dem Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Pädagogik und evangelischen Theologie Redakteurin bei den „Fränkischen Nachrichten“ in Tauberbischofsheim. Ihre Anschrift lautet: Lindenweg 11, 97941 Tauberbischofsheim, E-Mail: hvbptt@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Gehrig, Franz/Müller, Hermann: Tauberbischofsheim. Tauberbischofsheim 1997, S. 13f.
- 2 Wagner, Ulrich: Tauberbischofsheim und Bad Mergentheim (Heidelberger geographische Arbeiten 74). Heidelberg 1985, S. 53ff.
- 3 Vgl. www.lieblisches-taubertal.de/Wein-Kulinarike/Weinland-Taubertal/Taubertaeler-Wein.html (aufgerufen am 28.07.2018).
- 4 Wagner: Tauberbischofsheim (wie Anm. 2), S. 63.
- 5 Gehrig/Müller: Tauberbischofsheim (wie Anm. 1), S. 218.
- 6 Ebd., S. 219.
- 7 Wagner: Tauberbischofsheim (wie Anm. 2), S. 70.
- 8 Müller, Thomas/ Schneider, Romana (Hrsg.): Das Klassenzimmer. Schulmöbel im 20. Jahrhundert. München–New York 1998, S. 9ff. u. S. 189ff. Die Geschichte des Unternehmens VS wurde in diesem zum 100. Bestehen der VS herausgegeben Buch komplett aufgearbeitet und reich bebildert. Wer einen Blick in die Welt der Schulmöbelgeschichte werfen will und darüber hinaus für Maria Montessori angefertigte Original-Lehrmittel bestaunen möchte, sollte sich einen Besuch im Schulmöbelmuseum der VS nicht entgehen lassen. Es liegt, wie das Unternehmen auch, in der Hochhäuser Straße und ist herausragend bestückt.
- 9 Die allgemeine Schulpflicht für ganz Deutschland wurde erst mit der Weimarer Verfassung 1919 verpflichtend.
- 10 Günter Behnisch (1922–2010) war Architekt in Stuttgart. Am bekanntesten dürfte das von seinem Büro geplante Münchener Olympiagelände sein. Für seine gemeinsam mit Otto Frei gestaltete Dachkonstruktion des Münchener Olympiastadions wurde er weltberühmt.
- 11 Fränkische Nachrichten, 25.06.2018.
- 12 Michael Weinig AG: Die Weinig-Gruppe im Profil. Zahlen. Daten. Fakten. Online auf www.weinig.com, aufgerufen am 30.07.2018; Michael Weinig AG: Geschichte. Meilensteine. Online auf www.weinig.com, aufgerufen am 30.07.2018.
- 13 Ebd.
- 14 Vgl. www.mafi.de/unternehmen, aufgerufen am 30.07.2018.
- 15 Vgl. www.mafi.de/unternehmen/historie.html, aufgerufen am 30.07.2018.
- 16 Firma Mafi, schriftliche Anfrage mit Antwort per E-Mail vom 01.08.2018.
- 17 Vgl. www.industriepark-a81.de/de/presse, aufgerufen am 31.07.2018.
- 18 Vgl. www.laurentiusberg.de/de/der-laurentiusberg, aufgerufen am 31.07.2018.
- 19 Information der Stadt Tauberbischofsheim.
- 20 Information durch den Tourismusverband „Lieblisches Taubertal“.

Ute Feuerbach

Erfolgreiche Volkacher Ausstellung „Vom Untertan zum Staatsbürger. 200 Jahre erste bayerische Verfassung im Landkreis Kitzingen“ auch andernorts zu sehen

Mit einer Finissage verabschiedeten das ‚Museum Barockscheune‘, der ‚Heimatverein Volkacher Main-schleife e.V.‘ und der ‚Initiativkreis‘ des Kitzinger Landkreises am 15. Juli 2018 die dort seit dem 25. März gezeigte Ausstellung zum 200-jährigen Jubiläum der ersten gesamtbayerischen Verfassung von 1818, die in Unterfranken in Form der Konstitutionssäule auf dem Sonnenberg in Gaibach seit 1828 ihr Denkmal besitzt.

Die 41 Tafeln, die in geographischer Reihung durch den Landkreis Kitzingen die Geschichte der Verfassung an den lokalen Schauplätzen erzählen, werden nun in Auswahl in der Kirchenburg Kleinlangheim gezeigt. Wie bereits in Volkach wird es auch in Kleinlangheim ein Begleitprogramm mit Führungen geben. Ebenso wie die Gemeinde Kleinlangheim, die im Jubiläumsjahr insbesondere an das Schicksal der Gebrüder Crämer erinnern will, möchten die Städte Mainbernheim und Iphofen ihre lokalen Ereignisse und Akteure im Umfeld der von Max I. Joseph von Bayern erlassenen Verfassung bekannt machen. So werden die Ausstellungstafeln auch dorthin weiterwandern und der Öffentlichkeit in einer lokalen Auswahl zu-

gänglich gemacht werden. Zum Ausklang des Jubiläumsjahres werden schließlich alle Tafeln in einer Gesamtschau im Landratsamt Kitzingen aufgestellt, von wo aus die einzelnen beteiligten Gemeinden ihren Ausstellungsbeitrag in das Rathaus mitnehmen können.

Der Heimatverein hat zur Dokumentation der Sonderausstellung im ‚Museum Barockscheune‘ eine Begleitbroschüre aufgelegt, worin alle Aspekte des Themas in Bild und Text nachzulesen sind und von der noch Exemplare beim Verein erworben werden können. In das ‚Jahrbuch des Landkreises Kitzingen 2018‘, das sich ebenfalls diesem Thema widmet, sind verschiedene hinführende und begleitende Aufsätze aufgenommen worden, die auch das Spektrum der Ausstellungsführungen widerspiegeln.

Wie bei Gründung des ‚Initiativkreises‘ beabsichtigt, wird also das Thema der Demokratiegeschichte im Landkreis Kitzingen zwischen 1802 und 1848 nachhaltig weiterwirken. Die Gemeinde Sommerach zeigt schon seit 2012 in einer Dauerausstellung im Rathaus ihre demokratische Vergangenheit rund um die Verfassung von 1818.

Im ‚Museum Barockscheune‘ gehört die Konstitutionssäule in Gaibach und ihre Geschichte seit der Eröffnung im Jahr 2003 zur Dauerausstellung und wird hoffentlich auch weiterhin das Interesse der Museumsbesucher auf sich ziehen, ein An-

liegen, das der ‚Heimatverein‘ schon seit der ersten Planung des Museums immer verfolgt hat und weiterhin verfolgen wird. Wilhelm Joseph Behr ist schließlich Ehrenbürger der Stadt Volkach und die Konstitutionssäule als Pilgerort deutscher wie fränkischer Liberaler seit 1828 wichtiger Gegenstand lokaler, regionaler wie überregionaler Erinnerungskultur.

Dr. Ute Feuerbach M.A., ist ehrenamtlich tätige Stadtarchivarin von Volkach und Vorsitzende des ‚Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V.‘ Sie ist auch die Kuratorin der Ausstellung. Ihre Anschrift lautet: Gründleinsstraße 3, 97332 Volkach, upia-feuerbach@t-online.de.

„Tag der bayerischen Landesgeschichte“ in Würzburg am 15. Oktober 2018

Bereits seit 2006 veranstaltet der Verband bayerischer Geschichtsvereine e.V. in Zusammenarbeit mit dem Museumspädagogischen-Zentrum (MPZ) und anderen Partnern sowie mit Unterstützung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus den „Tag der bayerischen Landesgeschichte“, um die Vermittlung landesgeschichtlicher Inhalte nach Kräften zu unterstützen. Dabei handelt es sich um eine hochrangige Fortbildungsveranstaltung für Lehrer, Kulturwissenschaftler und Multiplikatoren aus landesgeschichtlich tätigen Vereinen und Verbänden.

In diesem Jahr steht im Rahmen des Jubiläumsjahres der Bayerischen Staatsregierung das Thema „Bayern als früher Verfassungsstaat“ (Orte, Institutionen und Personen) im Blickpunkt der Veranstaltung, die am Montag, den 15. Oktober 2018 auf der Festung Marienberg in Würzburg stattfinden wird. Dazu ergeht auch herzliche Einladung an alle Bundesfreunde des FRANKENBUNDES.

Am Vormittag erhalten die Teilnehmer bei Ausstellungsführungen einen Einblick in die Planungen des Museums für Franken und lernen Spitzenobjekte der fränkischen Landesgeschichte kennen. Am Nachmittag stehen dann drei wissenschaftliche und

didaktische Vorträge auf dem Programm, die sich mit demokratischen Erinnerungsstätten in Bayern (Referent: Prof. Dr. Ferdinand Kramer, München), mit Gaibach als Erinnerungsort zwischen Verfassungspatriotismus und Verfassungskonflikt (Prof. Dr. Rainer Leng, Würzburg) sowie dem Parlament des Königreichs Bayern als Vorschule der Demokratie (Prof. Dr. Dirk Götschmann, Würzburg) beschäftigen. Außerdem wird auch über Ergebnisse des schulischen Projekts „Die Ständeversammlung von 1819 und ihre Abgeordneten – 200 Jahre Verfassung in Bayern“ informiert, das ein erstaunliches Interesse junger Menschen am Wirken der ersten Parlamentarier in Bayern erkennen lässt.

Zur (kostenlosen) Teilnahme am Tag der bayerischen Landesgeschichte 2018 ist eine rechtzeitige Anmeldung bis spätestens Freitag, den 5. Oktober 2018, notwendig. Dazu wende man sich schriftlich oder per Fax (Fax-Nr. 089/1213–2302) an das Museumspädagogische Zentrum (MPZ), Infanteriestraße 1, 80797 München. Unter „https://www.bayerische-museumsakademie.de/de/veranstaltungen/detail/landesgeschichte_2018.html“ ist auch eine digitale Rückmeldung möglich.

PAS

Karl-Heinz Roß: **Aus der Geschichte von Hildburghausen: Familiengeschichte ehemaliger jüdischer Bürger von Hildburghausen.** Mit genealogischen Angaben der Familien Michaelis, Stern, Bachmann, Birkenstein, Oppenheimer, Rosenthal (Selig), Simon, Weißmann. Heft 4. Hildburghausen 2016, 41 S., 3 Euro.

Kürzlich erschien in Hildburghausen eine Dokumentation des Historikers und Genealogen Karl-Heinz Roß, in welcher er die Familiengeschichten ehemaliger jüdischer Bürger der einstigen Residenzstadt ausführlich und eindrucksvoll vorstellt. Nach einem äußerst informativen Vorwort des Verfassers, in dem er nicht nur seine verdienstvolle Arbeit erläutert, sondern auch zur Vertiefung und weiteren Erforschung der Geschichte der Juden seiner Heimatstadt anregt, folgen sehr gut übersichtlich und einprägsam die Genealogien der Familien Weißmann, Michaelis, Rosenthal (Selig), Oppenheimer, Birkenstein, Bachmann, Stern und Simon, von denen mehrere aus dem nahe gelegenen Gleicherwiesen stammten. Dokumentiert wird nicht nur der Ursprungsort der einzelnen Ahnen, sondern auch sehr detailliert das Leben der Nachkommen in Hildburghausen sowie entweder das traurige Ende der Familien in einem der NS-Vernichtungslager bzw. deren Weiterleben. Darüber hinaus wird auch die heutige Situation der Juden, die der Vernichtungsmaschinerie des „Dritten Reiches“ durch Auswanderung in alle Welt, besonders aber in die USA oder nach Israel entrinnen konnten bzw. die schreckliche Haft im KZ überlebt haben, geschildert. Ein übersichtliches Quellenverzeichnis schließt diese in der Tat sehr beeindruckende Dokumentation harmonisch ab.

Karl-Heinz Roß ist es gelungen, eini-

gen bedeutenden jüdischen Familien aus der thüringischen Stadt Hildburghausen ein bleibendes Denkmal zu schaffen und sie somit vor dem Vergessen zu bewahren. Dafür gebührt ihm der Dank und die Anerkennung aller, denen die ehrliche Auseinandersetzung mit der Geschichte ihrer Heimat ein Herzensanliegen ist.

Die äußerst interessante und empfehlenswerte Dokumentation kann für eine Gebühr von 3 Euro zzgl. Versandkosten beim Autor unter folgender Adresse bezogen werden: Karl-Heinz Roß, Oberer Kapellenstieg 16, 98646 Hildburghausen.

Israel Schwierz

Kleine literarische Stadtansicht Würzburg – kurzweilig, informativ und authentisch – aus der Sicht von Menschen, die in Würzburg geboren sind, hier lebten oder die Stadt besuchten. Textauswahl, Erläuterungen und Fotografien von Hildegard Willoweit. Würzburg [Ergon-Verlag] 2016, ISBN 978-3-95650-212-5, 132 S., 63 s/w-Abb., 18,00 Euro.

Die inspirierenden und unterhaltsamen photographisch-literarischen Streifzüge von Hildegard Willoweit verbinden aktuelle Lichtbilder mit Texten über Würzburg aus unterschiedlichen Epochen. Neben bekannten Autoren wie Walther von der Vogelweide, Friedrich Spee von Langefeld, Ricarda Huch, Hermann Hesse, Hans Carossa, den gebürtigen Würzburgern Max Dauthendey, Leonhard Frank oder Jehuda Amichai kommen dabei auch chronikalistische Quellen, Ratsprotokolle, Zeitungsmeldungen oder persönliche Erinnerungen zur Sprache.

„Wenn ich jetzt auf der steinernen Mainbrücke stehe, die das Citadell von der Stadt trennt, und den gleitenden Strom betrachte,

*der durch Berge und Auen in tausend Krümmungen heran strömt und unter meinen Füßen wegfließt, so ist es mir, als ob ich über ein Leben erhaben stünde“, schrieb Heinrich von Kleist (1777–1811) im Oktober 1800 aus Würzburg an seine Braut Wilhelmine von Zenge. Seine bis heute geheimnisumwitterte Reise und sein nicht restlos geklärter Aufenthalt in Würzburg hat den Lesern späterer Jahrhunderte in Form seiner Briefe eine bildhafte und sprachgewaltige literarische Vedute der hochstiftischen Residenzstadt kurz vor dem Ende des Alten Reiches überliefert. Der bekannte, im Jahre 1865 nach Würzburg berufene Rechtswissenschaftler und Romanautor Felix Dahn (1834–1912) lobte den *genius loci* der Stadt, „wo Stein und Leisten wachsen“, bekannte aber auch, „dass man aber auch ganz scharf arbeiten kann zu Würzburg“.*

Im Zusammenspiel mit den Fotographien wurde dieses Bild zu einer anregenden literarischen Stadtansicht verdichtet, die die landschaftlichen, städtebaulichen und architektonischen Besonderheiten Würzburgs genauso wie seine historischen

Persönlichkeiten und Ereignisse quellen- nah und detailreich beschreibt. Das städtische Leben wird aber auch durch Impressionen der Würzburger Weinfeste, des Brückenschoppens oder auf dem Würzburger Wochenmarkt eingefangen. „*Saß man nicht des Nachts unter den Zweigen hoher Bäume beim Glas Wein oder Bier im Konzertgarten, um auf Mozartsche und andere Töne voll Genuss zu lauschen?*“, erinnerte sich Robert Walser (1878–1956) an seine Aufenthalte in Würzburg. Wer sich auf die Entdeckungsreise begibt, der wird schnell zu der Erkenntnis gelangen, wie viele Einzelbeobachtungen und Sinneseindrücken etablierte und festgefügte Wahrnehmungsmuster korrigieren und neue Blickfelder schaffen, die sich nicht in den eingefahrenen Spuren bekannter Bilder und Texte bewegen. Wenn man sich etwas wünschen dürfte, dann ein ausführliches und präzises Quellen- und Literaturverzeichnis, um die vielfältigen Anregungen des Bandes durch eigene Lektüre weiter verfolgen zu können.

Johannes Schellakowsky



halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Nachruf auf Bundesfreund Dr. Alexander von Papp

Am 23. Juni 2018 verstarb völlig überraschend unser Bundesfreund Dr. Alexander von Papp nach kurzer schwerer Krankheit. Noch im vergangenen Dezember hatte ihn die Würzburger Gruppe für 25-jährige treue Mitgliedschaft im FRANKENBUND mit dem silbernen Bundesabzeichen dankbar auszeichnen dürfen.

Herr Dr. von Papp war vom Studium her Diplom-Geograph. Sein Berufsweg führte ihn von der Regionalforschung (TU München) über die Tätigkeit in Ministerien (Raumordnungspolitik in Bonn und Brasilien sowie Öffentlichkeitsarbeit im Bundesbauministerium) schließlich auf die kommunale Ebene, als er 1986 zur Stadt Würzburg wechselte, wo er in der Öffentlichkeitsarbeit und als Pressesprecher, später als Kulturamtsleiter wirkte. 2008 trat er in den verdienten Ruhestand.

Aber auch als Herausgeber und Autor tat er sich regelmäßig hervor. So wird manch einer das Magazin „Würzburg heute“ in lebhafter Erinnerung behalten haben, für das er lange Jahre verantwortlich zeichnete, oder das große Werk „Würzburg – 1300 Jahre Stadtleben zwischen Bildung und Bürgertum, Kirche und Kultur“, das er 2003 zum Jubiläum der mainfränkischen Metropole herausbrachte.

Auch den Lesern der Zeitschrift *FRANKENLAND* war der Verstorbene eine anerkannte und feste Größe, da aus seiner Feder regelmäßig interessante Aufsätze, kleinere Artikel und Besprechungen in unserem Periodikum erschienen. Dabei deckte er abwechslungsreich ein breites inhaltliches Spektrum ab, das auch seinen vielfältigen Neigungen entsprach. Sein Tod stellt für den gesamten FRANKENBUND und insbesondere die Schriftleitung einen großen Verlust dar, denn es ist nicht leicht, qualitätvolle Autoren zu finden, die beständig und selbst initiativ mitarbeiten und es überdies verstehen, durch Themenauswahl sowie Schreibstil stets für alle Leser ansprechende Beiträge zu liefern. Die Schriftleitung und die Leserschaft der Zeitschrift *FRANKENLAND* werden Bundesfreund Dr. Alexander von Papp und seine Texte schmerzlich vermissen und ihm dauerhaft ein ehrendes Andenken bewahren. Unser aufrichtiges Mitgefühl gilt seiner ganzen Familie.

PAS

Unser Bundestag erstmals in Tauberfranken:

Herzliche Einladung an **alle** FRANKENBUND-Mitglieder
zu unserem 89. Bundestag in Tauberbischofsheim am 20. Oktober 2018!

Dass Franken über die drei fränkischen Bezirke des Freistaats Bayern hinausreicht, dokumentiert der FRANKENBUND auch in diesem Jahr mit der Austragung seines diesjährigen Bundestages in Tauberbischofsheim. Dieser Ort ist laut Wikipedia „im fränkischen Nordosten Baden-Württembergs“ gelegen und Teil der Region Heilbronn-Franken. Er liegt anmutig im hier breiten Tal der Tauber und ist von Weinbergen umgeben.

Im Jahre 2005 konnte die Stadt Tauberbischofsheim ihr 1250-jähriges Jubiläum feiern. Inmitten des Altortes steht das Kurmainzische Schloss, dessen Ursprünge bis ins 12. Jahrhundert zurückreichen. Seine heutige Gestalt erhielt es weitgehend im 17. Jahrhundert. Es diente jahrhundertelang als Sitz des Amtmanns der Kurfürsten von Mainz. Heute beherbergt es das „Tauberfränkische Landschaftsmuseum“, das vom Verein „Tauberfränkische Heimatfreunde“ unter dem Vorsitz von Frau Haug-Zademack betreut wird. Auf Einladung dieses Vereins können wir in diesem altehrwürdigen Gemäuer tagen und unsere Hauptversammlung, seit den 1920er Jahren Bundestag genannt, in der Diele des Schlosses abhalten.

Begrüßt werden wir von den Tauberfränkischen Heimatfreunden in der unteren Diele mit einem Begrüßungsimbiss. Ein besonderer Programm-Punkt ist stets der Festvortrag: In diesem Jahr ist Herr Dr. Christian Naser (Universität Würzburg) angefragt, uns in die international verzweigte Welt der fränkischen Weinhändler des 18. Jahrhunderts einzuführen. Auch heuer vergibt der FRANKEN-BUND wieder seinen mit 1.500 € dotierten Kulturpreis, der auf dieser Veranstaltung feierlich überreicht wird. Der Festakt wird musikalisch begleitet von Mitgliedern der Richard-Trunk-Musikschule Tauberbischofsheim unter der Leitung von Herrn Wienand.

Zu Mittag wird gleich nebenan im Schlosskeller gespeist, der eigens für uns geöffnet wird. Deshalb melden Sie sich bitte vorher zum Essen an. Zur Auswahl stehen ein Fleischgericht (1), ein vegetarisches Gericht (2) und natürlich fränkische Bratwürste mit Kraut (3).

Nach dem Mittagessen gibt es eine einstündige Stadtführung mit Frau Wernher-Lippert und Frau Haug-Zademack. Anschließend tagen die Delegierten in der Schlossdiele; auch in diesem Jahr steht die Aufnahme eines Vereins aus Unterfranken auf der Tagesordnung. Wer nicht an der Delegiertenversammlung teilnimmt, kann an einer eigens für diesen Anlass konzipierten Führung mit Frau Wernher-Lippert teilnehmen und Tauberbischofsheim genussvoll erkunden.

Schon jetzt ein ganz herzliches Vergelts Gott des FRANKENBUNDES an die Tauberfränkischen Heimatfreunde für die vielfältige Unterstützung!

Liebe Mitglieder, Tauberbischofsheim und Umgebung sind eine Reise wert! Es ist eine landschaftlich reizvolle und kulturhistorisch interessante Gegend (neben Tauberbischofsheim lohnen u.a. die Gamburg und das Kloster Bronnbach einen Besuch), und es locken auch im übrigen Franken unbekannte Weinsorten. Auch wird hier fränkisch gesprochen! Wenn Sie am Bundestag teilnehmen und mit uns Tauberbischofsheim kennenlernen möchten, melden Sie sich bitte bis eine Woche vorher in der Bundesgeschäftsstelle an; Tel.: 0931–56712 oder per E-Mail unter: info@frankenbund.de.



Linolschnitt

R. K. 2018

Einladung zum 89. Bundestag!

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des FRANKENBUNDES zu unserem 89. Bundestag
am Samstag, den 20. Oktober 2018, nach Tauberbischofsheim ein.

Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollen durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und weitere Unterlagen werden den Gruppenvorsitzenden noch zugesandt.

10.00 Uhr Festakt in der Schlossdiele des Kurmainzischen Schlosses in Tauberbischofsheim

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden
Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken

Grußworte

Festvortrag

Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES

12.30 Uhr Mittagessen im Schlosskeller

13.30 Uhr Führung der Delegierten durch Tauberbischofsheim

15.00 Uhr Delegiertenversammlung in der Schlossdiele

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2017
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Aufnahme des Geschichts- und Heimatvereins Kreuzwertheim e. V. als selbstständige Gruppe des FRANKENBUNDES nach §§ 29 u. 31 unserer Satzung
6. Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2019
7. Verschiedenes
8. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 10. Oktober 2018 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, 19. Juli 2018

Paul Beinhofer

1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken

**Der FRANKENBUND gratuliert
Frau Dr. Verena Friedrich und
Herrn Professor Dr. Helmut Flachenecker zum 60. Geburtstag**

In diesem März konnten zwei langjährige, verdiente Mitglieder der Bundesleitung des FRANKENBUNDES einen runden Geburtstag feiern. Dazu möchten ihnen die gesamte Bundesleitung, die Schriftleitung und alle Bundesfreunde die herzlichsten Glück- und Segenswünsche aussprechen.

Schon am 8. März 2018 konnte die stellvertretende Schriftleiterin der Zeitschrift *FRANKENLAND* (seit Herbst 2007) und zugleich rührige 1. Vorsitzende der Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES (seit Frühjahr 2009), Frau Dr. Verena Friedrich, ihr 60. Lebensjahr vollenden. Am 27. März 2018 erreichte dann ebenfalls unser Bezirksvorsitzender für Unterfranken (seit Herbst 2003) und Begründer der Regionaltagungen, Professor Dr. Helmut Flachenecker, dieses Lebensalter.

Verbunden mit einem großen Dankeschön für ihr langjähriges, außerordentliches Engagement für unseren Verein wollen wir den beiden Jubilaren für die kommenden Jahre alles Gute, beste Gesundheit und viel Schwung, gepaart mit dem nötigen Quentchen Humor und Lebensfreude wünschen. Möge ihr persönliches Wohlergehen auch weiterhin mit der Freude und Lust am Einsatz für den FRANKENBUND einhergehen. Ad multos felicissimos annos!

PAS

Weihnacht

Ein Augenblick im Meer der Zeiten,
In dem die stillen Stimmen tönen,
Die sonst der Tag verdeckt mit seinem lauten Schrei –
Der Augenblick, in dem die Kerzen brennen,
Die heilgen Kerzen, die der Liebe leuchten,
Da jedes Herz es ahnt, was Friede sei. –

In dieser Stille zwischen heut und morgen,
In dieser Handvoll weniger Minuten
Besinnt der Mensch sich auf sein tiefstes Glück.
Lauscht auf die leise Melodie der Liebe –
Und geht dann neu zu seinem Tag zurück.

Elisabeth Dauthendey (1854–1943)

*Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2019
Glück, Gesundheit und Frieden
wünscht*

*allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kultursflege e. V.*

Weihnachtsgruß	213
Geschichte	
<i>Manfred Hau</i>	
Die jüdische Gemeinde in Tauberbischofsheim	216
<i>Manfred Hau</i>	
Das „Limbachhaus“ von 1481	225
<i>Kerstin Haug-Zademack</i>	
Der Raum zur Erinnerung an die ehemaligen jüdischen Mitbürger Tauberbischofsheims im Limbachhaus	232
Kunst	
<i>Ingeborg Höverkamp</i>	
Zum Gedenken an die Autorin Elisabeth Engelhardt aus Leerstetten zum 40. Todestag ...	238
Korrektur	240
Kultur	
<i>Kerstin Haug-Zademack</i>	
Schulen in Tauberbischofsheim – Von der Klosterschule des 8. Jahrhunderts bis zum entfalteten Schulwesen im 21. Jahrhundert	241
<i>Hermann Müller</i>	
Das Konvikt in Tauberbischofsheim	252
<i>Manfred Hau</i>	
Akademische Ferienverbindung „Tuberania“ zu Tauberbischofsheim	258
Aktuelles	
„Barockmusik in Franken“. Ein Benefiz-Projekt für den Orgelneubau der Erlanger St. Matthäuskirche	266
Allen Mitgliedern des Geschichts- und Heimatvereins Kreuzwertheim e.V. ein herzliches Willkommen im FRANKENBUND!	267
Frankenbund intern	
<i>Werner K. Blessing</i>	
Die Stadt Würzburg hat unserem 1. Vorsitzenden ihre Behr-Medaille verliehen	269
<i>Christina Bergerhausen</i>	
Orgelwanderung 2018	271
<i>Christina Bergerhausen</i>	
Unsere dienstälteste Gruppenvorsitzende Frau Ingeborg Walther aus Aschaffenburg ist verstorben!	272
<i>Christina Bergerhausen</i>	
Gunter Ullrich – Maler, Graphiker, Kunstpädagoge und langjähriger 1. Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Aschaffenburg – ist tot!	272
Vorgemerkt: Veranstaltungen des Gesamtbundles im Jahr 2019	273
Der FRANKENBUND wird in zwei Jahren 100 Jahre alt – das muss gefeiert werden! ...	274
Ein passendes (Weihnachts-)Geschenk	275
Der FRANKENBUND protestiert gegen die geplante Streichung des Lehrstuhls für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte an der Universität Erlangen	275
Bericht über den 89. Bundestag des FRANKENBUNDES am 20. Oktober 2018 in Tauberbischofsheim	278
<i>Jürgen Gernert</i>	
Laudatio auf Herrn Altlandrat Georg Denzer anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 20. Oktober 2018 in Tauberbischofsheim	282

MITARBEITER

Prof. Dr. Werner K. Blessing	Professor für Neuere Geschichte und Landesgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg i.R. Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen werner.k.blessing@t-online.de
Dr. Jürgen Gernert	Oberstudiendirektor Vorsitzender des Heimat- und Kulturvereins Großrinderfeld e.V. Schießmauerstraße 19, 97950 Großrinderfeld juergen_gernert@t-online.de
Manfred Hau	Rechtsanwalt i.R. Bonifatiusstraße 5, 97941 Tauberbischofsheim ra.manfred.hau@t-online.de
Kerstin Haug-Zademack	Gymnasiallehrerin i.R. 1. Vorstand der Tauberfränkischen Heimatfreunde e.V. St.-Lioba-Straße 19, 97941 Tauberbischofsheim kerstin.haug-zademack@web.de
Ingeborg Höverkamp	Dozentin, Schriftstellerin Karl-Plesch-Straße 15, 90596 Schwanstetten ingeborg-hoeverkamp@t-online.de
Hermann Müller	OStDir. i.R. Tannenweg 14, 97941 Tauberbischofsheim hermann.mueller.tbb@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Manfred Hau

Die jüdische Gemeinde in Tauberbischofsheim

In einem Raum des so genannten „Limbachhauses“, des ältesten bekannten profanen Gebäudes der Stadt, wird an ihre jüdische Gemeinde, besonders an deren Schicksal in den Jahren nach dem 30. Januar 1933, erinnert. Jüdische Gemeinden bestanden auch in den heutigen Ortsteilen Dittigheim (bis 1881), Impfingen (bis 1913) und Hochhausen (bis 1914).

Eine jüdische Gemeinde in Tauberbischofsheim wird erstmals im Januar 1235 aus Anlass eines Pogroms erwähnt. Dabei wurden in Bischofsheim und Lauda acht angesehene Juden gefoltert und anschließend verbrannt, weil sie ein Christenkind für rituelle Zwecke getötet haben sollten. Zu solcher Ritualmordbeschuldigung kamen immer wieder weitere absurde Vorwürfe, die Juden würden Hostien stehlen und schänden sowie Brunnen vergiftet.¹ Große Teile der Bevölkerung glaubten jedoch solche judenfeindliche Phantastereien.

1298 wüteten die Horden eines „Ritters Rintfleisch“ fast im gesamten Frankenland gegen jüdische Bewohner, wofür eine angebliche Hostienschändung in Röttingen der Grund war. So wurden zwischen Mai und September 1298 146 jüdische Gemeinden vernichtet. Auch aus Tauberbischofsheim sollen 131 Juden nach Hamburg getrieben und dort verbrannt worden sein. 1336/1337 trieben die „Armleder-Banden“ in den fränkischen Judengemeinden ihr Unwesen. Ihr selbsternannter Anführer

war der Ritter Arnold III. von Uissigheim, den man wegen des von ihm von dem anstelle einer metallenen Rüstung getragenen Lederarmschutzes als „Armleder“ bezeichnete. In den Pestjahren 1348/1349 brach eine erneute Judenverfolgung in ganz Deutschland aus. Diesmal warf man den Juden vor, die Brunnen vergiftet zu haben, weshalb die Pest ausgebrochen sei. Nach einem meist unter der Folter erzwungenen Geständnis wurden sie verbrannt oder erschlagen, ihre Wohnhäuser geplündert und die Synagogen verwüstet. Am Ende der Pestzeit 1351 waren etwa 210 jüdische Gemeinden in Deutschland vernichtet. Auch die kleine jüdische Gemeinde, die sich wieder in Bischofsheim gebildet hatte, erlitt dieses Schicksal.

Um 1500 setzte in vielen großen Städten, je nach der Einstellung des jeweiligen



Abb. 1: Zeitgenössischer Holzschnitt einer „Hostienschändung“.

Einwohnerzahl von Tauberbischofsheim	jüdische Bürger	in % ²
1815	71	
1825 2.374	109	4,6
1855	124	
1875 2.839	177	6,2
1884	200	
1900 3.930	181	4,6
1925 3.672	111	3,0

Stadt- bzw. Landesherrn, eine Abwanderung vieler Juden in ländliche Regionen ein. Als so genannte Schutzjuden erkaufen sich die Geflohenen Wohnrecht und Schutz bei anderen Territorialherren. Im Kurfürstentum Mainz waren die meisten Erzbischöfe judenfreundlich, so dass es unter ihnen wohl fast immer Judengemeinden in Bischofsheim und den umliegenden Orten gegeben haben dürfte. Unter ihnen waren aber auch so erbitterte Judenfeinde wie Erzbischof Adolf II. von Nassau, der 1470 die Ausweisung aller Juden aus der Stadt Mainz und dem gesamten Territorium des Erzstifts anordnete. Seine Nachfolger kehrten wieder zu der früheren relativen Liberalität zurück, jedoch beschränkten sie die Zahl der Schutzjuden in einer Gemeinde.

Seit dem 17. Jahrhundert nahm die Zahl der Juden in Tauberbischofsheim wieder stärker zu. Im 18. und 19. Jahrhundert vergrößerte sie sich ständig, wofür die beginnende Judenemanzipation im Zeitalter der Aufklärung, die das Leben der jüdischen Bevölkerung nachhaltig verbesserte, der Grund war.

1808 wurden Juden auch im Großherzogtum Baden als Staatsbürger anerkannt. Sie erhielten damit zwar die Erlaubnis, Handel und Gewerbe auszuüben, blieben aber weiterhin Schutzbürger ohne aktives und passives Wahlrecht. Erst 1813 wurden z.B. in Bayern alle Juden als Staats-



Abb. 2: Werbeanzeige eines jüdischen Geschäfts im „Tauber- und Frankenboten“.

bürger anerkannt. 1816 erfolgte in Baden die Abschaffung der Schutzgelder mit 25 verschiedenen Abgaben und 1862 erhielten die Juden in Baden das aktive und passive Wahlrecht, 1864 schließlich auch in Württemberg.

Am 30. Januar 1933 lebten nach den Recherchen des Autors³ 105 jüdische Bürger in der Stadt, nach der Volkszählung vom 16. Juni 1933 insgesamt 106 jüdische Mitbürger. Die jüdische Gemeinde gehörte seit 1827, außer der Zeit von 1850 bis 1864, als Tauberbischofsheim selbst Sitz eines Bezirksrabbinats war, zum Bezirksrabbinat Wertheim. Sie besaß mehrere Einrichtungen, wie eine Synagoge, eine Schule, eine Mikwe und seit 1875 auch einen eigenen Friedhof. Zur Besorgung re-



Abb. 3: Ehemaliges Zigarrenhaus Katzenstein, Ecke Hauptstraße/Manggasse.

Photo: Städtisches Photoarchiv Heer Tauberbischofsheim.

ligiöser Aufgaben der Gemeinde war ein Lehrer angestellt, der zugleich als Vorbeter und Schächter (Schochet) tätig war. Im 1. Weltkrieg ließen sechs jüdische Tauberbischofsheimer ihr Leben.

Wie die städtischen Standesbücher ausweisen, übten die Mitglieder der jüdischen Gemeinde in den letzten Jahrzehnten vor 1933 die verschiedensten Berufe aus. In einer landwirtschaftlich strukturierten Region waren sie in der Mehrzahl Gewerbetreibende und Händler. Es gab um 1930 in der Stadt neun Betriebe von Vieh- und Pferdehändlern, drei Leder- und Fellhändler, drei Getreidehändler, zwei Weingroßhändler und einen Altwarenhändler.

Außerdem unterhielten Juden fünf Schuhgeschäfte, sechs Geschäfte mit Ta-

bak- und Kolonialwaren sowie je ein Porzellan- bzw. Modewarengeschäft. Selbstständig tätig waren der Diplomvolkswirt Dr. Ferdinand Herrmann als Treuhänder und Steuerbevollmächtigter, Elias Spiegel als Rechtsanwalt und Jakob Rosenthal als Inhaber einer Privatbank.

Nachdem 1884 das bestehende Progymnasium zum Gymnasium wurde, konnten viele jüdische Schüler auch das Abitur machen und anschließend studieren. Überwiegend wurden sie Juristen oder Mediziner, übten ihren Beruf allerdings meistens in anderen Städten aus.⁴

Viele jüdische Bürger und Bürgerinnen engagierten sich in städtischen Vereinen und in sozialen Organisationen der Stadt. Rein jüdische Vereine waren der Wohltätig-

keits- und Bestattungsverein (Chewra Kadischa), der israelitische Frauenverein zur Unterstützung Hilfsbedürftiger und Kranker sowie die Einrichtung einer Durchwanderer-Unterstützungskasse. Mehrere jüdische Bürger zeigten ihr soziales Engagement durch Stiftungen. Deren Erträge wurden, mit einer Ausnahme nicht konfessionsgebunden zugunsten von Schuleinrichtungen oder für bedürftige Schüler verwendet. Die letzte datierbare Stiftung erfolgte 1924. Alle Stiftungen waren 1938 erloschen.

Schon bald nach dem 30. Januar 1933 begannen auf der Grundlage des Ermächtigungsgesetzes vom 24. März 1933 per Gesetz oder Verordnung antijüdische Maßnahmen, die sich gezielt gegen berufliche Tätigkeiten und gesellschaftliche Stellungen richteten. Beispielhaft seien hier erwähnt:



Abb. 4: Das Geschäft von David Spiegel befand sich im Haus der „Alten Post“ Ecke Marktplatz/Frauenstraße. Photo: Städtisches Photoarchiv Heer Tauberbischofsheim.



Abb. 5: Werbeanzeige einer jüdischen Bank im „Tauber- und Frankenboten“.

April 1933 Beginn der Diskriminierung:
„Achtung, Jude! Kauft nicht bei Juden!“

April 1933 Das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtenstums“ führte zur kurzfristigen Entlassung „nichtarischer“ Beamter.

Mai 1933 Entzug der Krankenkassenzulassung für „nichtarische“ Ärzte.

Juni 1934 Marktverbot, d.h. kein jüdischer Handel auf Märkten.

Der Aufruf vom 1. April 1933 zum Boykott jüdischer Geschäfte in Baden⁵ brachte nicht den von den Nationalsozialisten gewünschten Erfolg. Schmierereien, Beschädigungen oder sogar Plünderungen jüdischer Geschäfte in Tauberbischofsheim sind nicht überliefert. Joachim Braun⁶ führt dazu aus, dass ab 10.00 Uhr (diese Uhrzeit ist im Boykottaufruf genannt) SA-Wachen vor den jüdischen Geschäften standen, „die jedoch wegen des Sabbats geschlossen waren“.⁷

Chana Sass, die damals als junges Mädchen in Tauberbischofsheim lebte, erin-

nerte sich in ihrer Selbstbiographie:⁸ „Am 1. April gab es den Boykott. Die Geschäfte wurden geschlossen, die Schaufenster mit Plakaten beklebt: „Kauft nicht bei Juden!“ SS- oder SA-Männer wurden vor den Geschäften aufgestellt, um darauf zu achten, dass Arier sich diesen nicht näherten. Das war noch nicht so schlimm. Am nächsten Tag machten die Läden wieder auf. Es gab noch Leute, die es wagten einzukaufen. Es gab noch Hoffnung. Viele Juden sagten: Das geht vorbei, Hitler wird nicht durchhalten.“

Dennoch begannen die jüdischen Bürger angesichts der zunehmenden Freiheits einschränkungen und Schikanen über mögliche Konsequenzen nachzudenken, besonders nach dem Erlass der so genannten „Nürnberger Gesetze“ vom 15. September 1935: 1938 verschärfe sich der



Abb. 6: Der unselige 22. Oktober 1940.
Photo: Städtisches Photoarchiv Heer
Tauberbischofsheim.

nationalsozialistische Druck auf jüdische Bürger. Richteten sich bislang die Maßnahmen gegen ihre beruflichen und gesellschaftlichen Positionen, begann jetzt mit der Verordnung vom 26. April 1938 über die Anmeldepflicht jüdischen Vermögens auch dessen Aneignung durch Partei und Staat. Mit mehreren Durchführungsverordnungen „über den Einsatz jüdischen Vermögens“ wurden Juden gezwungen, ihre Wertgegenstände an zu diesem Zweck eingerichtete öffentliche Stellen gegen einen weit unter dem Verkehrswert liegenden Preis zu verkaufen. Mehr und mehr Tauberbischofsheimer Bürger entschlossen sich, die Stadt durch Wegzug in andere Städte oder durch Auswanderung zu verlassen. Als Erste wanderte das Ehepaar Katzenstein am 3. September 1933 in die USA aus.

Bis zur Pogromnacht am 9. November 1938 war die Mehrzahl der jüdischen Bürger entweder innerhalb Deutschlands verzogen, zumeist in Großstädte, in das europäische Ausland geflohen oder nach England, in die USA oder nach Palästina emigriert. Wer allerdings nach Frankreich oder Holland geflüchtet war, erlitt nach 1939 dasselbe Schicksal wie die in Tauberbischofsheim verbliebenen jüdischen Bürger.

Die Zahl der Mitglieder der jüdischen Gemeinde hatte sich so zum 9. November 1938 auf 35 Gemeindeangehörige und zum 4. September 1939 auf 29 verringert. Bis zum 22. Oktober 1940 gelang der vierköpfigen Familie von Louis Kraft noch die Auswanderung in die USA; zwei weitere Tauberbischofsheimer Juden blieben nahmen ihren Wohnsitz innerhalb Deutschlands. Am 22. Oktober 1940 lebten in der Stadt daher nur noch 23 jüdische Mitbürger. An diesem Tag befand sich Klara Adler auf Besuch bei ihrer Toch-

ter in Dettelbach, so dass sie – vorerst – einer Deportation entging.

An diesem Tag wurden die in Baden und in der Pfalz lebenden Juden zusammengetrieben und in das Lager von Gurs/Südfrankreich deportiert. Von dort wurden sie, sofern sie noch lebten, entweder in die Vernichtungslager Auschwitz oder Majdanek verbracht, wo sie ermordet wurden oder in das Ghetto von Theresienstadt, wo auch sie starben. Von diesen 22 Tauberbischofsheimer jüdischen Bürgern überlebten nur drei den Holocaust.

Die Tauberbischofsheimer Synagoge

Seit wann das Gebäude diesem Zweck diente, ist im Wesentlichen gesichert. Gehrig/Müller⁹ geben die Existenz einer Synagoge spätestens für das 18. Jahrhundert an. Diese Datierung stimmt mit der Angabe auf der Internet-Seite „Alemannia Judaica“¹⁰ überein, wonach das Synagogengebäude zwischen 1720 und 1740 erbaut wurde. Bernhard Müller¹¹ wies darauf hin, dass für das Jahr 1730 ein Rabbiner als Einwohner von Tauberbischofsheim genannt ist.

1879 wurde das Synagogengebäude verkauft, verblieb aber in seiner bisherigen Nutzung. Das Gebäude an der linken südlichen Seite der Hofeinfahrt des „Badischen Hofs“ am Sonnenplatz wurde in jenem Jahr als Gemeindehaus erworben. Seine Räume dienten in den Folgejahren als Gemeindebüro, jüdische Schule und Wohnung des jüdischen Religionslehrers.

Links neben dem Gemeindehaus lag die damalige Bäckerei Lauer und Schmitt. Chana Sass berichtete in ihrer Selbstbiographie, dass es während der Inhaftierungszeit nach dem 3. September 1939 nur einer Frau erlaubt wurde, innerhalb einer Stunde für alle einzukaufen. Sie er-



Abb. 7: Die ehemalige Synagoge der Stadt in der Bachgasse 9.
Photo: Manfred Hau.

wähnt aber auch: „Zum Glück gab es eine Bäckerei, die dicht an unserem Haus stand, und die Tochter des Bäckers warf uns Brote und Brötchen zu, insgeheim, versteht sich.“

1940 wurde das Haus Bachgasse 9 von der jüdischen Gemeinde an die Stadt für 2.000 RM verkauft. Es diente danach bis zum Kriegsende als Unterkunft für Kriegsgefangene. 1945 beschlagnahmte es die amerikanische Militärregierung. Nach dem amerikanischen Militärgesetz Nr. 59 wurde der Verkauf von 1940 für ungültig erklärt, da er unter nationalsozialistischem Druck erfolgt war.

Das Synagogengebäude wurde der jüdischen Vermögensverwaltung JRSO (Jewish Restitution Successor Organisation) zu Eigentum übertragen. Sie vermietete es ab Juni 1945 als Lager und Büro an eine Herrenkleiderfabrik aus Kleinwallstadt und verkaufte es 1950 an einen privaten

neuen Eigentümer. Seitdem ist es ein Wohnhaus.

In der Pogromnacht am 9. November 1938 war auch die Tauberbischofsheimer Synagoge betroffen. Wie in vielen anderen Städten bestand aber die ausdrückliche Anweisung der Nationalsozialisten, keinen Brand zu legen, wenn im Eigentum von „Ariern“ stehende benachbarte Häuser der Altstadt in Mitleidenschaft gezogen werden könnten. Die zur Aktion befahlten Truppen der SA stürmten auch die Synagoge der Stadt, demolierten ihr Inventar und schleppten Teile davon auf den Marktplatz, wo es neben Büchern und Urkunden verbrannt wurde.

Bis heute ungeklärt ist das Schicksal der Thorarollen der Synagoge. Vorwiegend scheint die Auffassung zu bestehen, sie seien auf dem Marktplatz mitverbrannt worden. So jedenfalls liest man es in Artikeln der „Fränkischen Nachrichten“ wie in der

Ausgabe vom 20. Oktober 1983. Nach einer weiteren Version sollen die Thorarollen „*von katholischen Geistlichen aus dem Konvikt*“ in Sicherheit gebracht worden sein.¹² Einzelheiten zur Unterstützung dieser Thesen blieben unbekannt.

Am 10. Mai 2011 besuchte der Autor zusammen mit einer Angehörigen der Arbeitsgruppe für die Einrichtung des Erinnerungszimmers im Limbachhaus, Frau Kerstin Haug-Zademack, den aus Tauberbischofsheim gebürtigen, im Ruhestand befindlichen katholischen Geistlichen Josef Schäuber, um Einzelheiten über die Lebensverhältnisse der damaligen jüdischen Familien der Stadt in Erfahrung zu bringen. Nach der Reichspogromnacht befragt, erklärte der damals 83-jährige Pensionär unter Nennung des Namens einer seinen Besuchern bekannten Person, die Thorarollen seien tatsächlich von diesem katholischen Geistlichen, einem damali-



Abb. 8: Das ehemalige jüdische Gemeindehaus links neben der Toreinfahrt. Photo: Manfred Hau.



Abb. 9: Nördlicher Teil des jüdischen Friedhofs in Tauberbischofsheim.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

gen Präfekten des Erzbischöflichen Konvikts, gerettet worden. Auf die Frage nach ihrem weiteren Verbleib kam zwar sofort die Antwort, sie seien dem Oberrabbinat in Karlsruhe übergeben worden. Die hierauf folgenden weiteren Fragen blieben dann allerdings unbeantwortet.

Chana Sass ist sich sicher, dass die Thorarollen mit anderen Büchern verbrannt worden seien¹³ und bezeichnet eine Rettung der Thorarollen durch evangelische [sic!] Geistliche ausdrücklich als Lüge.

Die Ereignisse vom 3. September 1939 waren der absurde Versuch einer „Bestrafung“ jüdischer Bürger als „Kriegstreiber“ für den zwei Tage zuvor von den Nationalsozialisten angezettelten Krieg gegen Polen. Alle noch in der Stadt lebenden jüdischen Bürger wurden zusammengetrieben und auf dem Marktplatz versammelt.

Frauen und Kinder wurden in das damalige jüdische Gemeindehaus in der Hauptstraße 72 verbracht.

Die Männer mussten die Treppenstufen zur Synagoge mit ihrer Zunge ablecken und danach im Mühlkanal Liegestütze mit dem Ausruf „*Wir danken für dieses Freibad*“ machen. Anschließend wurden auch sie in das jüdische Gemeindehaus geführt, wobei sie ein Schild mit der Aufschrift „*Wir sind die Kriegstreiber*“ zu tragen hatten. Ein ähnliches Geschehen wird aus Künsheim und anderen Orten berichtet. Im Gemeindehaus wurden sie ohne gerichtliches Verfahren inhaftiert. Die Geschwister Norbert und Margot (Rina) Kraft gaben in ihrer Eidesstattlichen Erklärung vom März 1957 an, gezwungen worden zu sein, bis Mitte Dezember 1939 im Gemeindehaus zu leben.¹⁴

Der jüdische Friedhof von Tauberbischofsheim

Bis 1875 beerdigte die jüdische Gemeinde wie auch die von Impfingen (bis 1875) und Hochhausen (bis 1876) ihre Verstorbenen auf dem jüdischen Verbandsfriedhof in Künsheim. Die örtlichen Zuständigkeiten waren jedoch etwas verwirrend. Anders als die Verstorbenen von Tauberbischofsheim wurden die der jüdischen Gemeinde von Dittigheim, heute ebenfalls ein Ortsteil von Tauberbischofsheim, bis 1875 in Allersheim (heute ein Ortsteil von Giebelstadt) beerdigt.

1875 erhielt die jüdische Gemeinde von Tauberbischofsheim einen eigenen Friedhof mit einer Größe von ca. 8 Ar,

der unmittelbar neben dem städtischen Friedhof gelegen war. Auf ihm stehen 146 Grabsteine aus lokalen Gesteinsarten. Auf einigen ist Zierschmuck in Form von Palmetten, Blüten oder Zweigen angebracht. Die letzte jüdische Beerdigung fand am 2. April 1939 statt.

Manfred Hau (Jahrgang 1946) ist Rechtsanwalt im Ruhestand und beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit der lokalen Geschichte Tauberbischofsheims. Seine Anschrift lautet: Bonifatiusstraße 5, 97941 Tauberbischofsheim, E-Mail: ra.manfred.hau@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. stellvertretend: Gehrig, Franz/Müller, Hermann: Beiträge zur Stadtchronik. Hrsg. Verein „Tauberfränkische Heimatfreunde e.V.“. Tauberbischofsheim 1997, S. 285. Vgl. auch www.mittelalter-lexikon.de.
- 2 Zahlen der Gesamteinwohner und jüdischen Einwohner nach Gehrig/Müller: Stadtchronik (wie Anm. 1), S. 292 und Kiefer, Josef/Haun, August: Aus der Geschichte der neuesten Zeit (1800–1955), in: Tauberbischofsheim. Aus der Geschichte einer alten Amtsstadt 1955. Tauberbischofsheim 1955, S. 478.
- 3 Hau, Manfred: Entwicklung der Struktur der jüdischen Mitbürger in Tauberbischofsheim und seinen Ortsteilen 1933 bis 1940 (unveröffentlichtes Manuskript). 2014.
- 4 100 Jahre Abitur am Mathias-Grünewald-Gymnasium. Festschrift. Tauberbischofsheim 1984.
- 5 Müller, Bernhard: Juden und Judenpolitik in Tauberbischofsheim von 1933–1945 (ungedruckte Zulassungsarbeit für das Lehramt an Gymnasien, Universität Heidelberg). 1980, S. 55.
- 6 Braun, Joachim: Nationalsozialistische Machtübernahme und Herrschaft im badischen Amts-
- bezirk/Landkreis Tauberbischofsheim. Wertheim 2014, S. 55.
- 7 Ebd., S. 146.
- 8 Sass, Chana: Von Tauberbischofsheim nach Jerusalem. Selbstbiographie. Hrsg. „Tauberfränkische Heimatfreunde e.V.“. Tauberbischofsheim 2013.
- 9 Gehrig/Müller: Stadtchronik (wie Anm. 1), S. 295. Vgl. auch <http://www.jüdische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/s-t/1915-tauberbischofsheim-baden-wuerttemberg> (aufgerufen am 31.07.2018).
- 10 S. http://www.alemannia-judaica.de/tauberbischofsheim_synagoge.htm (aufgerufen am 31.07.2018).
- 11 Müller: Juden (wie Anm. 5), S. 45.
- 12 Ebd., S.30 mit Verweis auf Hundsnurrscher, Franz/Taddy, Gerhardt: Die jüdischen Gemeinden in Baden: Denkmale, Geschichte, Schicksale. Stuttgart 1968, S. 270.
- 13 Sass: Selbstbiographie (wie Anm. 8), S. 12.
- 14 Stadtarchiv TBB, Die Juden in Tauberfranken 1933–1945, S. 86.

Manfred Hau

Das „Limbachhaus“ von 1481

Am 24. März 2014 eröffneten die „Tauberfränkischen Heimatfreunde e.V.“ nach abgeschlossener Sanierung und Erstausstattung einiger Räume das von der Stadt angemietete so genannte „Limbachhaus“ in der Tauberbischofsheimer Frauenstraße 29. Der Name leitet sich von der dort zuletzt wohnhaft gewesenen Familie ab. Es ist das derzeit älteste bekannte profane Gebäude in der Stadt und dendrochronologisch auf 1481 datiert. In den Räumlichkeiten befinden sich Ausstellungen zu verschiedenen Themen der Stadtgeschichte.

Haus- und Baugeschichte

Das Anwesen entwickelte sich über mehr als fünf Jahrhunderte von einem reinen Ökonomiegebäude zu einem Handwerker-



Abb. 2: Das Haus nach der Umgestaltung des 18. Jahrhunderts.

*Zeichnung: Dipl. Ing. Hans Kreim,
Tauberbischofsheim.*



*Abb. 1: Der Urbau des Limbachhauses von 1481.
Zeichnung: Dipl. Ing. Hans Kreim,
Tauberbischofsheim.*



*Abb. 3: Das Aussehen des Gebäudes im 19. Jahrhundert.
Zeichnung: Dipl. Ing. Hans Kreim,
Tauberbischofsheim.*

wohnhaus mit Werkstatt. Der Urbau wurde 1481 als Ständerfachwerk ausgeführt. Die Datierung erfolgte mittels einer im Auftrag des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg 2006 durchgeführten dendrochronologischen Untersuchung.

1561 kam es zur Neuerrichtung des Dachstuhls und zur Entfernung des Krüppelwalms (Datierung nach einer in einem Dachbalken aufgefundenen Jahreszahl). Im 17. Jahrhundert wurde im östlichen Erdgeschoss eine Zwischendecke eingebaut. Auch der Balkenkeller mit dem darüber liegenden Werkstattraum entstand.

Im 18. Jahrhundert wurde dann der Stallanbau an der Westseite errichtet und die Einfahrt der Tenne auf die Südseite



Abb. 4: Das Gebäude vor Beginn der Sanierungsarbeiten.
Photo: Manfred Frank.

verlegt. Im 1. Obergeschoß erfolgten verschiedene Veränderungen an den Räumen und den Belichtungsverhältnissen für die Nutzung zu Wohnzwecken.

Schließlich wurden im 19. Jahrhundert die Fassaden verändert bzw. erneuert und die Erdgeschoss-Außewand der Südseite mit Fenstern versehen. Im Obergeschoß baute man einen zweiten Kamin ein.

Da zu den satzungsgemäßen Aufgaben des Vereins der „Tauberfränkischen Heimatfreunde e.V.“ unter anderem zählt, geschichtliche, religiöse oder künstlerisch wertvolle Denkmäler und Museumsexponate aller Art vor Untergang, Verunstaltung oder Abwanderung zu bewahren und zu pflegen, wandte sich der Verein in Erfüllung dieser Verpflichtung im Sommer 2002 an die Stadtverwaltung mit der Anfrage, welche Möglichkeiten gesehen würden, das im Verfall befindliche denkmalgeschützte Gebäude zumindest in der Substanz zu erhalten. Die Stadt reagierte hierauf sofort.

Bereits am 6. November 2002 fand eine Ortsbesichtigung statt, an der neben Bürgermeister Wolfgang Vockel, dem Leiter des Bauamts, Herrn Ruppert, und drei Vertretern des Landesdenkmalsamts auch zwei Mitglieder der „Heimatfreunde“ teilnahmen. Diese beiden sollten im weiteren Verlauf des Geschehens dessen „Motoren“ werden: Architekt Wolfgang Hess und Vorstandsmitglied Manfred Frank.

Man entschied, vorbehaltlich der Finanzierung, das Gebäude in zwei Abschnitten zu sanieren. Der erste betraf Außenarbeiten, besonders Substanz erhaltende Maßnahmen am Dachstuhl, der zweite die Innenrenovierung. Während der Arbeiten sollten Gespräche zwischen den „Heimatfreunden“ und dem Bürgermeister über eine mögliche Nutzung erfolgen.



Abb. 5: „Alt und Neu“ am Dachstuhl.
Photo: Wilhelm Mackert.



Abb. 6: „Alt und Neu“ am Dachstuhl.
Photo: Wilhelm Mackert.

Nach dem Vorliegen des Zuwendungsbescheids des Landesdenkmalamts (2005) schlossen sich eine dendrochronologische Untersuchung sowie für die späteren Innenarbeiten ein Gutachten eines Restaurators an.

Im September 2007 waren die in ständiger Absprache mit dem Landesdenkmalamt durchgeführten Außenarbeiten abgeschlossen. Sie bestanden in einer Dachstuhlsanierung, bei der die alten Balken so weit wie möglich erhalten blieben. Dabei erfolgte die Ergänzung mit neuen Hölzern in traditioneller Arbeitsweise, so u.a. mit Holznägeln. Zur Neueindeckung des Daches benutzte man die alten Ziegel (Bierschwänze) bzw. vervollständigte sie aus anderen Reservelagern.

Die Gefache des freigelegten alten Fachwerks wurden verputzt sowie neue Fenster und Fensterläden angebracht. Malerarbeiten an der Außenfront vervollständigten die Außenarbeiten. Bis zu diesem Zeitpunkt waren von einem Team aus Mitgliedern der Heimatfreunde, wie die Zeittafel zeigt, ca. 550 Stunden für Arbeiten am Bau geleistet worden.

Die Innenarbeiten begannen im Spätsommer jenes Jahres. Erstes Arbeitsfeld war nach einer Grobreinigung (Entrümplung) der Räume die Befreiung der Innenbalken und Wände von nicht erhaltenen Tapeten-, Putz- und Farbresten. Der Umfang dieser Arbeiten wurde durch die Feststellungen des Restaurators aus dem Jahr 2006 mehr als erleichtert.



Abb. 7: Teil des Außenfachwerks vor der Sanierung.

Photo: Archiv Tauberfränkische Heimatfreunde.

Im Anschluss hieran erfolgten die notwendigen Ausbesserungsarbeiten. Parallel liefen die Malerarbeiten, die Installation von Wasser- und Elektroleitungen sowie die Anbringung des Bodenbelags in der Tenne. Die gesamten Sanierungsarbeiten erforderten einen finanziellen Aufwand von ca. 97.000 Euro, von dem die „Tauberfränkischen Heimatfreunde“ neben ca. 800 Arbeitsstunden rund 30.000 Euro erbrachten.

Die Raumnutzung

Nachdem um diese Zeit auch der Mietvertrag mit der Stadt als Eigentümerin geschlossen worden war, galt es, die Nutzungsmöglichkeiten zu erfassen und sich

für eine Art zu entscheiden. In vielen Vorstandssitzungen, Manfred Frank war mittlerweile 1. Vorsitzender der „Heimatfreunde“, entschied man sich zuvorderst dagegen, aus dem „Limbachhaus“ ein zweites Museum in der Art des schon vom Verein unterhaltenen „Tauberfränkischen Landschaftsmuseums“ im ehemaligen Kurmainzischen Schloss zu machen. Andererseits sollte mit der Ausstattung der Räume im ältesten bürgerlichen Gebäude Tauberbischofsheims ein direkter Bezug zur Stadtgeschichte hergestellt und erkennbar werden. Man entschied sich daher für diesen Weg.

Das „Limbachhaus“ könnte seitdem auch als „Haus der Stadtgeschichte“ bezeichnet werden. Konsequenterweise wurde das Jahr 1481 zum Anknüpfungspunkt; Bezüge zur Stadtgeschichte herzustellen, war nicht besonders schwierig. Die ausgewählten Themen wurden in der Folge jeweils auf einer Schautafel dargestellt.

Mehrere Schautafeln vermitteln einen Überblick über die mittelalterliche Verwal-



Abb. 8: Nach der Außensanierung. Das Tor der Tenne zur Frauenstraße wurde im Sommer 2008 angebracht.
Photo: Manfred Hau.

Abb. 9: Die Tenne im Erdgeschoss.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.



tungsstruktur des kurmainzischen Oberstifts Aschaffenburg mit seinen Ämtern bis 1782 sowie der des Amtsbezirks Bischofsheim, wie der offizielle Name der Stadt bis in die 50er Jahre des 19. Jahrhunderts lautete.

Von 1346 bis 1527 war die Stadt neben Aschaffenburg, Miltenberg und weiteren sechs kurmainzischen Städten im damaligen Kurfürstentum Mainz Mitglied des so genannten Neun-Städte-Bundes. Desse[n] 1346 von Heinrich III. von Virneburg gewährte Privilegien verhalfen ihren Mitgliedern zu hoher wirtschaftlicher Blüte.

Einer der Hauptgründe für die Anlage der Stadt an dieser Stelle, und damit ein weiteres Thema der Ausstellung, bestand in der unmittelbar an der Stadt gelegenen Tauberfurt und späteren Tauberbrücke. Diese mussten seinerzeit die kaufmännischen Geleitzüge von Augsburg bzw. Nürnberg zur Frankfurter Messe benutzen, um, bedingt durch die Geländevershältnisse vor allem des Spessarts, dorthin kommen zu können.

Der wirtschaftliche Wohlstand erlaubte es somit Bischofsheim, zwei der bedeutendsten Künstler des 15. Jahrhunderts mit der Schaffung eines Werkes zu beauftragen, Tilman Riemenschneider und Matthias Grünewald. Tilman Riemenschneider (* um 1460, † 1531) schuf im Auftrag der Stadt die sogenannte „Tauberbischofheimer Madonna“. Die Skulptur befindet sich heute im Bode-Museum Berlin.

Neben ihm ist natürlich auch Matthias Grünewald (* 1475, † 1528) zu erwähnen. Er malte die „Tauberbischofheimer Tafeln“ für die Stadtkirche St. Martin mit den Motiven der „Kreuztragung“ und „Kreuzigung Christi“. Die Originale befinden sich seit 1900 in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe. Im „Tauberfränkischen Landschaftsmuseum“ des Kurmainzischen Schlosses können glücklicherweise zwei 1983 bis 1986, teilweise „vor Ort“ gefertigte Kopien des Kunstmalers Matthias Hickel gezeigt werden.

„Unruhige Zeiten“ erlebte die Stadt durch ihre Beteiligung am Bauernkrieg

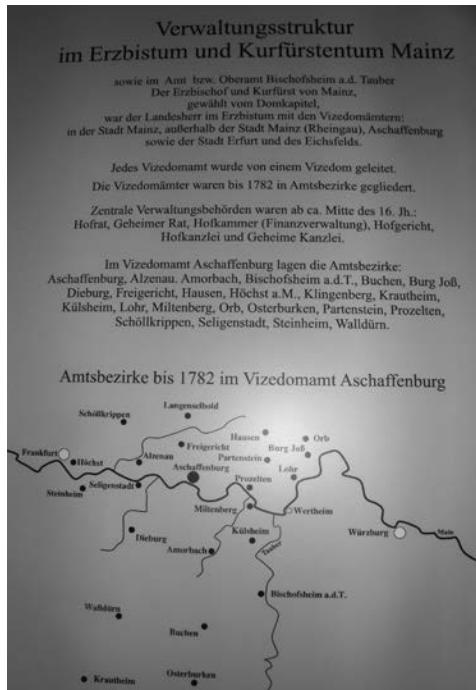


Abb. 10: Schautafel: Verwaltungsstruktur im kurmainzischen Oberstift Aschaffenburg.

Zeichnung: Manfred Hau.
Photo: Kerstin Haug-Zademack.

1525, die militärischen Streifzüge des Markgrafen Albrecht II. Alkibiades von Brandenburg 1552 sowie die Besatzungszeit durch die Schweden 1631 bis 1635. Diesen Themen sind ebenfalls Schautafeln gewidmet.

Ein weiteres Thema ist der 24. Juli 1866. Dieses Datum ist durch das Gefecht zwischen preußischen und württembergischen Truppen an der Tauberbrücke im Deutsch-Deutschen Krieg zu einem unseligen geschichtlichen Markstein geworden. Hieran sollen die ausgestellten Exponate und Schautafeln erinnern.

Auch der 1. Weltkrieg hat in der Stadt seine Spuren hinterlassen. Auf dem Laurentiusberg befand sich seit 1915 ein Lager

für französische und russische Kriegsgefangene. Hieran erinnert eine Schautafel, an ihre Toten noch heute ein Grabdenkmal auf dem städtischen Friedhof. Die Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen Tauber-



Abb. 11: Schautafel Verwaltungsstruktur im Amtsbezirk Bischofsheim. Zeichnung: Manfred Hau.
Photo: Kerstin Haug-Zademack.

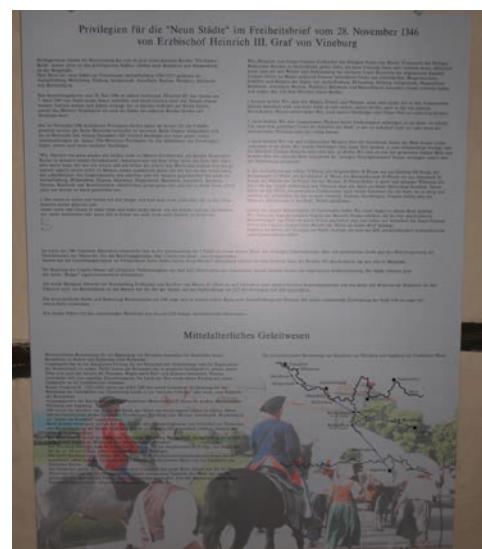


Abb. 12: Schautafel: Bischofsheim im Neun-Städte-Bund. Zeichnung: Manfred Hau.
Photo: Kerstin Haug-Zademack.

bischofsheimer sind zwar am Kriegerdenkmal an der Tauberbrücke eingemeißelt, meist aber durch Verwitterung nicht mehr lesbar. Ihre Lebensdaten sollen daher rekonstruiert werden. Die betreffende Erinnerungstafel für das Limbachhaus bedarf daher noch der Ergänzung.

Das so genannte Erinnerungszimmer ist den ehemaligen jüdischen Mitbürgern Tauberbischofsheims gewidmet. In ihm befinden sich neben Exponaten zum jüdischen religiösen und kulturellen Leben (jüdische Festtage, jüdischer Kalender) mehrere Schautafeln zur Entwicklung der Einwohnerstruktur und dem Schicksal der jüdischen Bürger in Tauberbischofsheim in der Zeit von 1933 bis 1940.

Das „Limbachhaus“ ist leider nicht ständig geöffnet; es wird ehrenamtlich unterhalten. Besichtigungen und Führungen sind jedoch nach Absprache über die „Tauberfränkischen Heimatfreunde“ möglich.



Abb. 13: Schautafel Tilman Riemenschneider und Matthias Grünewald.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.



Abb. 14: „Tauberbischofsheimer Madonna“. Photo: mit freundlicher Genehmigung von Winfried Berberich, Kunstschätzerverlag, Gerchsheim.

Anmeldungen über: Kerstin Haug-Zademack, Tel. Nr.: 09341/89 77 34, Gernot Wamser, Tel. Nr.: 09341/37 60 oder Hansjörg Ghiraldin, Tel. Nr.: 09314/12 190.

Manfred Hau (Jahrgang 1946) ist Rechtsanwalt im Ruhestand und beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit der lokalen Geschichte Tauberbischofsheims. Seine Anschrift lautet: Bonifatiusstraße 5, 97941 Tauberbischofsheim, E-Mail: ra.manfred.hau@t-online.de.

Kerstin Haug-Zademack

Der Raum zur Erinnerung an die ehemaligen jüdischen Mitbürger Tauberbischofsheims im Limbachhaus

Der Artikel stellt dar, wie sich aus der Beschäftigung von Tauberbischofsheimer Gymnasiasten mit dem Judentum im Taubertal und in Tauberbischofsheim das Projekt entwickelte, in der Stadt einen Erinnerungsraum an die ehemalige jüdische Bevölkerung einzurichten. Außerdem erläutert er die Konzeption der Gestaltung dieses Raumes im Limbachhaus.

„Lasst es ein Werk des Erinnerns sein – denn das ist es, was die Opfer wünschen: dass ihrer gedacht wird, wenigstens ihrer gedacht wird“ (Elie Wiesel).

Das Wachthalten der Erinnerung an die ehemaligen jüdischen Mitbürger begann im Jahr 2007, als, angeregt durch die Abteilung Jugendpastoral der Erzdiözese Freiburg und das Amt für evangelische Jugendarbeit, Jugendliche aus Tauberbischofsheim sich an



Abb. 1: Blick in den Erinnerungsraum.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.



Abb. 2: Blick auf die Tafeln, die Lebenslauf und Jahreslauf erläutern.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

dem großen Projekt in Neckarzimmern bei Mosbach beteiligten, wo auf dem Grundriss eines großen Davidssterns von jeder der 137 badischen Gemeinden, aus denen am 22. Oktober 1940 Juden nach Gurs deportiert wurden, ein Gedenkstein aufgestellt werden sollte. Zugleich sollte auch in jeder dieser Gemeinden ein „Zwillingenstein“ aufgestellt werden. Inzwischen ist dieses Projekt weit gediehen: es fehlen jetzt noch etwa zehn Steine.

In Tauberbischofsheim wurde diese Aufgabe mit Unterstützung des Kunstvereins verwirklicht. Am 19. Oktober 2008 wurde der Stein in Neckarzimmern eingeweiht, am 23. Oktober auch der „Zwilling“ in der Stadt vor der Peterskapelle. Vom Kunstverein waren damals beteiligt: Gunter Schmidt als Koordinator, Jutta Krug aus Hamburg für die Entwürfe, bei

der Ausführung der Bildhauerarbeit halfen Rufina Glaser, Jutta Krug, Margit Müller und die beiden Bildhauermeister Willi und Kurt Grimm aus Kleinrinderfeld.

Gleichzeitig begannen auch die Jugendlichen, vier Schülerinnen und Schüler des Matthias-Grünewald-Gymnasiums, sich intensiver mit der Geschichte der jüdischen Bevölkerung Tauberbischofsheims zu befassen. Als Ergebnis ihrer Arbeit legten Katja Rüger, Sarah Schroeder, Stefan Henninger und Christoph Ries eine Dokumentation vor, die 2009 unter den Titel „wegverbracht“ veröffentlicht wurde. Am 22. Oktober 2010 konnte dann auch die Bronzetafel mit den Namen der 22 nach Gurs deportierten Tauberbischofsheimer neben dem Stein vor der Peterskapelle durch die Pfarrer Ghiraldin und Stühlinger enthüllt werden.

Im Rahmen eines Seminarkurses am Wirtschaftsgymnasium im Schuljahr 2010/2011 nahmen sich Mareike Teichmann und Eva Uihlein des Themas Judentum im Taubertal an. Das Ergebnis dieser Arbeit erschien 2011 als zweites Bändchen der Dokumentationsreihe unter dem Titel „Ausgrenzung oder Integration?“

In diesem Zusammenhang kam bei den beiden Schülerinnen der Wunsch auf, Chana Sass, ehemals Hannelore Simons, die letzte überlebende Jüdin aus Tauberbischofsheim, in Jerusalem zu besuchen und zu interviewen. Hansjörg Ghiraldin als betreuender Lehrer und die Verfasserin dieses Artikels begleiteten Eva Uihlein im März 2011 nach Jerusalem (Mareike Teichmann war leider erkrankt). Wir wurden von Frau Sass sehr freundlich aufgenommen, wobei sie uns damals ihre in Ivrit, dem modernen Hebräisch, geschriebenen Lebenserinnerungen, die eigentlich für ihre Familie bestimmt waren, nach Hause mitgab und uns die Erlaubnis erteilte, diese auch zu veröffentlichen. Bis das Büchlein, nunmehr das dritte in der Reihe, erschei-

nen konnte, vergingen mit Übersetzen und Redigieren sowie der Recherche über die weitverzweigte jüdische Familie Brückheimer aus Külsheim, der Frau Sass mütterlicherseits entstammt, nochmals zwei Jahre. Im April 2013 konnte das Büchlein unter dem Titel „Von Tauberbischofsheim nach Jerusalem“ endlich erscheinen.

Gleichzeitig aber keimte in uns der Gedanke, es solle in unserer Stadt neben der Gedenktafel im Rathausfoyer doch auch einen Raum geben, in dem wir das jüdische Leben in Tauberbischofsheim dokumentieren könnten. Schnell kamen wir auf das Limbachhaus, das ja Ausstellungen zur Stadtgeschichte präsentieren sollte. Der damalige Vorsitzende der „Tauberfränkischen Heimatfreunde“, Manfred Frank († 2017), stand dieser Idee positiv gegenüber, und so bildete sich Anfang 2012 eine Arbeitsgruppe, bestehend aus den Herren Manfred Frank, Hansjörg Ghiraldin, Manfred Hau und der Verfasserin, die dieses Projekt in Angriff nahm. Wir entwickelten eine Konzeption über die darzustellenden Inhalte sowie eine Raum-



Abb. 3: Die Vitrine mit den Erinnerungsstücken.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.



Abb. 4: Blick auf die Wand mit der Erinnerungstafel und der Lebensgeschichte von Chana Sass.
Photo: Kerstin Haug-Zademack.

planung, die wir dann mit Unterstützung des Ateliers Berberich in Gerchsheim umsetzen konnten. Besonders stilvoll wurde unser Raum aber durch die schönen Glasvitrinen, die uns die Tauberbischofheimer Firma VS zur Präsentation unserer Exponate zur Verfügung stellte.

Inhaltlich verfolgten wir zwei Ziele: Das Hauptgewicht sollte auf der Dokumentation jüdischen Lebens in unserer Stadt liegen, weswegen es sich anbot, jüdisches Schicksal in der Nazi-Zeit exemplarisch an der Lebensgeschichte von Frau Sass darzustellen. Zugleich wollten wir aber auch das Judentum sowie jüdische Gebräuche und Rituale, besonders im Hinblick auf den Besuch von Schulklassen, anschaulich machen.

Die Arbeitsteilung in unserem Team

war etwa folgende: Manfred Frank übernahm die Darstellung der jüdischen Geschichte in Europa und die Herrichtung des Raumes. Manfred Hau leistete intensive Archivarbeit über die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung in der Stadt, ihre Wohnungen, ihre Berufsstruktur usw. Hansjörg Ghiraldin und die Verfasserin dokumentierten das jüdische Leben und die jüdischen Feste, nicht nur in Wort und Bild, sondern auch mit einer Ausstellung der typischen rituellen Gegenstände in Tischvitrinen. Viele dieser Gegenstände stiftete Hansjörg Ghiraldin aus seiner umfangreichen Judaica-Sammlung. Kerstin Haug-Zademack bearbeitete die Tafeln mit der Lebensgeschichte von Frau Sass und die Recherchen über die Familie Brückheimer.

Die Konzeption des Raumes

Auf der ersten von zwei großen Wandtafeln mit davor aufgestellten Vitrinen an der linken Seitenwand werden jüdische Rituale im Lebenslauf dokumentiert: Beschneidung, Bar Mizwa, Hochzeit, Tod und Trauer. Dazu wird die Bedeutung des Schabbat für die jüdische Familie deutlich gemacht. Die zweite Tafel erklärt die jüdische Zeitrechnung sowie die jüdischen Feste im Jahreslauf mit den in der Vitrine davor gezeigten, dazugehörenden rituellen Gegenständen.

Die dritte Tafel an der Südwand neben dem Fenster gibt einen Überblick über die Geschichte der Juden in Europa seit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem im Jahre 70 n.Chr. In der Ecke steht eine hohe Vitrine, in der eine Menora (siebenarmiger Leuchter) sowie ein Chanukka-Leuchter (acht Kerzen und ein ‚Diener‘) ausgestellt werden, dazu als Prunkstück eine Faksimile-Ausgabe der ‚Londoner Haggada‘ (d.h., die Liturgie der Seder-Feier an Pessach).

Die Tafeln vier und fünf an der Westwand listen im Detail auf, wie die jüdische Bevölkerung in Tauberbischofsheim seit



Abb. 5: Hannelore Simons und ihre Mutter bei der Deportation (Ausschnitt).

Photo: Städtisches Photoarchiv Heer.

den 1920er Jahren bis zur Deportation abnahm. Sie zeigen an einer Karte ihre Wohnstätten in der Stadt, erläutern die Alters- und Berufstruktur. In der Vitrine darunter liegen die wenigen Gegenstände, die von der jüdischen Bevölkerung geblieben sind, so Zeugnisse des Geschäftslebens durch Quittungen des Kaufhauses Leo-pold Sauer und – kurioserweise – einige Kleiderbügel sowie einen Schuhleisten aus dem Schuhgeschäft Steinhardt.

An der Nordseite schließt sich eine schlichte Erinnerungstafel zum Gedenken an die am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportierten jüdischen Mitbürger an. Nur drei von ihnen, Emil Bauer, Hannelore Simons und Adolf Strauß, haben das Lager Gurs und die Deportation in die Vernichtungslager überlebt.

Es schließt sich die Tafel an, die exemplarisch den Lebenslauf von Hannelore Simons, später in Jerusalem verheiratete Chana Sass, darstellt. Sie wurde knapp 15-jährig als Jüngste nach Gurs verschleppt und hat wie durch ein Wunder und durch Menschen, die ihr immer wieder geholfen haben, überlebt, so dass sie 1948 mit jüdischen Waisenkindern nach Israel auswandern konnte. Dort lernte sie ihren Mann Chaim Sass, einen Wiener Juden, kennen und bekam drei Kinder.

Eine letzte Tafel gibt einen Überblick über den Zweig der großen Familie Brückheimer aus Künsheim, aus dem einige auch in Tauberbischofsheim ansässig wurden. Chana Sass und ihr Mann konnten 1983 auch ihre ehemalige Heimatstadt Tauberbischofsheim besuchen, wie ein Zeitungsartikel dokumentiert. Die Verfasserin konnte 2014 noch einmal nach Jerusalem reisen, um Frau Sass zu treffen und ihr vom Fortgang unserer Bemühungen um das Wachthalten der Erinnerung an das frühere reiche jüdische Leben in Tauber-

*Bild 6: Chana Sass (rechts) mit ihrer Cousine Lilly Menczel, aufgenommen im März 2011.
Photo: Kerstin Haug-Zademack.*



bischofsheim zu berichten, was sie mit Freude erfüllte.

Am 24. März 2014 konnte schließlich das vom Verein der „Tauberfränkischen Heimatfreunde“ renovierte Limbachhaus mit der jüdischen Erinnerungsstube feierlich eingeweiht und damit der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden.

Erinnern ist ein wesentlicher Bestandteil der jüdischen Kultur, wenn man sich z.B. bei jedem Pessachfest an den Auszug aus Ägypten erinnert. Wenigstens das Erinnern der Namen bleibt, auch hier bei uns. So sagt es auch der Prophet Jesaja mit einem Vers, dem der Name der Jerusalemer Gedenkstätte Jad Vashem (d.h., Denkmal und Name) entnommen ist: „Ich werde ih-

nen in meinem Hause und in meinen Mauern ein Denkmal stiften und einen Namen; einen ewigen Namen stiffe ich ihnen, der unverlösbar ist“ (Jes 56,5).

Kerstin Haug-Zademack ist Oberstudiendienräerin am Matthias-Grünewald-Gymnasium in Tauberbischofsheim im Ruhestand und derzeit Vorsitzende des Vereins der „Tauberfränkischen Heimatfreunde“ in Tauberbischofsheim. Ihre Anschrift lautet: St. Lioba-Straße 19, 97941 Tauberbischofsheim, E-Mail: kerstin.haugzademack@web.de.

Literatur:

Projektgruppe Mahnmal (Hrsg.): wegverbracht. Das Schicksal der Tauberbischofsheimer Juden 1933–1945. Tauberbischofsheim 2009.

Projektgruppe Mahnmal (Hrsg.): Ausgrenzung oder Integration? Das Judentum im Taubertal. Ein Seminar kurz. Tauberbischofsheim 2011.

Sass, Chana: Von Tauberbischofsheim nach Jerusalem. Das Schicksal einer Jüdin aus Tauberbischofsheim. Die Biographie von Chan Sass. Tauberbischofsheim 2013.

Ingeborg Höverkamp

Zum Gedenken an die Autorin Elisabeth Engelhardt aus Leerstetten zum 40. Todestag

Elisabeth Engelhardts Mutter Marie schrieb am 8. Juli 1978 ins Tagebuch der Tochter: „Liesl, ich habe Angst.“ Da hatte die schwerkranke Tochter die Operation schon hinter sich, und es zeichnete sich ab, dass keine Hoffnung mehr zu erwarten war. Genau einen Monat später schloss die begabte Schriftstellerin und Malerin im Alter von 53 Jahren für immer die Augen.

Die Autorin erhielt 1967 den Förderpreis der Stadt Nürnberg und war weit über die Grenzen Frankens hinaus bekannt. Sie schrieb zwei bedeutende Romane: „Feuer heilt“ und „Ein deutsches Dorf in Bayern“. Heute leben wir in einer Ex- und Hopp-Gesellschaft. Was vor einem halben Jahr noch ein Bestseller war, wird bereits von einem neuen Verkaufsschlager verdrängt. Menschen, selbst Prominente, geraten schnell in Vergessenheit, neue Show- und Promigesichter drängen sich vor. So lange man sich aber eines Menschen erinnert, ist er eigentlich nicht tot, so lange man seine Bücher liest, ist er mitten unter uns. Elisabeth Engelhardt und ihr literarisches Werk sind es wert, dass man sich ihrer erinnert.

Als Bauerntochter hatte sie es schwer, den Weg auf das literarische Parkett zu finden. Zwanzig Jahre lang schickte sie Manuskripte ein, die postwendend wieder bei ihr eintrafen. Allein dieses Durchhaltevermögen verdient Respekt. 1964 gelang ihr mit ihrem meisterlichen Erstling „Feuer heilt“ endlich der Durchbruch. Es ist ein

Buch, das niemanden unberührt lässt, ein Text von hoher literarischer Qualität, spannend bis zur letzten Seite. Vordergründig geht es um Hexenverfolgung und Abergläubigkeit, aber die Probleme von Außenseitern lassen sich unschwer auf die heutige Zeit übertragen. Die Hauptfigur Genoveva, eine selbstbewusste, kluge Frau, gerät in die Mühlen eines Hexenprozesses. Die Weite menschlicher Existenz, die Enge der gesellschaftlichen Zwänge, leidenschaftliche Gottessuche und die Einsamkeit des Menschen ergeben ein hochexplosives Gemisch. Selbst geläutert, scheitert Genoveva letztlich an der Härte ihrer Umgebung. Mit dieser Figur hat die Autorin eine der großen Frauengestalten in der Literatur kreiert.

Zehn Jahre später gelang die Publikierung des zweiten Romans „Ein deutsches Dorf in Bayern“, eine Chronik vom Sterben eines Dorfes, von der Zersiedelung der Landschaft. Alte Häuser, die noch eine ‚Seele‘ haben, müssen einförmigen Reihenhäusern Platz machen. Mit hartem schwarzen Stift zeichnet die Autorin Menschen, die – durch Landverkauf für eine neue Siedlung – zu schnell aus ihrer Armut befreit wurden. Mit dem Untergang des Dorfes verlieren die Bauern auch ihre Traditionen und ihre Identität. Menschliche Leidenschaften toben sich aus, Schlaue und Bauernschlaue ziehen die Fäden, und am Ende gähnen die Baugruben, die sie selbst geschaufelt haben. „Woher soll das Brot kommen, wenn überall Häuser stehen?“, fragt sich einer der Bauern besorgt. Doch die neue Zeit lässt sich nicht aufhalten.

Die Autorin hat als eine der ersten auf diese Problematik der Zersiedelung und des Dörfer-Sterbens aufmerksam gemacht.

In ihrem Brotberuf arbeitete Elisabeth Engelhardt als Dekorationsnäherin und Malerin an den damaligen Städtischen Bühnen (heute: Staatstheater) in Nürnberg. In ihrem literarischen Werk gibt es viele Szenen, die sie mit den Augen einer Malerin beschrieben hat. „*Beim Malen habe ich eigentlich erst Sehen gelernt*“, schreibt sie. Nur 53 Lebensjahre waren ihr vergönnt. Dreizehn Jahre lang bewegte sie sich in der Öffentlichkeit, zumeist schüchtern und selten das Wort ergreifend.

Inzwischen sind auch etliche Personen aus ihrem Umkreis verstorben, wie ihre Mutter, ihr Bruder Hans und ihre Schwester Gretel, auch etliche Schriftstellerkollegen, wie Wolfgang Buhl, der sein Rundfunkkind Elisabeth Engelhardt förderte, Kurt Karl Doberer, Irene Reif, Wilhelm Staudacher, Gottlob Haag und Margarete Zschörnig. Es war ein Glückssfall, dass die Forschungen zu Leben und Werk Engelhardts bereits 1989 begannen und somit die Zeitzeugen noch persönlich befragt werden konnten.

Längst würden ihre Werke ein Schattendasein führen, wenn nicht einige Menschen, die sie schätzen, sich engagiert einsetzen. 1994 konnte Ingeborg Höverkamp die erste Biographie über sie veröffentlichten, Vorträge und Seminare über die fränkische Schriftstellerin folgten, Exkursionen zu Leben und Werk gaben Einblick in ihr bäuerliches Umfeld. Abiturienten nahmen sich des Themas an, und mehrfach wurden ihre Romane neu aufgelegt. Die Marktgemeinde Schwanstetten, das Bildungszentrum und die Stadtbibliothek in Nürnberg veranstalteten Gedenkfeiern. 1997 verlieh der Landkreis Roth zum ersten Mal den neu geschaffenen Eli-

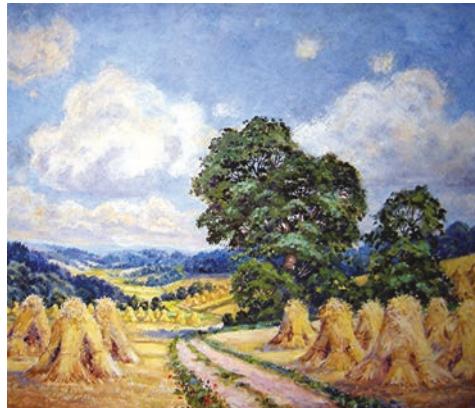


Abb. 1: Elisabeth Engelhardt: Kornfeld nach der Ernte. Ölgemälde.

sabeth-Engelhardt-Literaturpreis an Ingeborg Höverkamp, der seitdem alle drei Jahre verliehen wird. Es sind Impulse, die das Interesse an der 1978 verstorbenen Schriftstellerin wachhalten und einen immer größeren Leserkreis schaffen – für ein Werk, „mit dem sie sich in die erste Reihe der fränkischen Autoren gestellt hat“, wie der damalige Direktor der Stadtbibliothek Karlheinz Goldmann zu Recht sagte.

Wolfgang Buhl, damals Studioleiter beim BR-Studio Franken sagte in seinem am 8. August ausgestrahlten Nachruf: „Wir alle [...] verlieren nicht nur eine Kollegin, sondern ein Vorbild, ein Vorbild für das 11. Gebot, das in kaum einem anderen Beruf weniger geachtet ist als in unserem: ‚Nimm dich nicht so wichtig‘.“ Dabei bezeichnete er die Engelhardt-Prosa als die raffinierteste, die seinerzeit von Frauen in Franken geschrieben wurde.

Hinweise: Die Biographie von Ingeborg Höverkamp: „Elisabeth Engelhardt – eine fränkische Schriftstellerin“, ist im Buchhandel vergriffen, kann aber unter der E-Mail-Adresse „ingeborg-hoeverkamp@t-online.de“ bestellt werden. In der Stadtbibliothek Nürnberg



Abb. 2: Elisabeth Engelhardt bei der Manuskriptarbeit.

berg ist das Buch auch auszuleihen. Auch die beiden Romane Elisabeth Engelhardts: „Feuer heilt“ und „Ein deutsches Dorf in Bayern“ sind im Buchhandel vergriffen. Die Buchhandlung Genniges in Roth/Mittelfranken

hat noch einen Restbestand. Auch die Romane können in der Stadtbibliothek Nürnberg ausgeliehen werden.

Ingeborg Höverkamp, Studium Geschichte und Anglistik in Erlangen, Lehramt bis 1990, danach Autorin und Dozentin, Leiterin der Schreibwerkstatt „Die Heilkraft der Erinnerung“ an der Akademie des CPH, Nürnberg. Wichtigste Veröffentlichungen: „Elisabeth Engelhardt – eine fränkische Schriftstellerin“. Biographie (1994), „Zähl nicht, was bitter war...“ Roman (2001), „Von der Trümmerstadt zur Frankenmetropole – Nürnberg 1945 bis heute“. Anthologie (2013), „Weihnachten – Vom Wintermärchen zum Stall von Bethlehem“. Lehrbuch (2017). Seit einigen Jahren Forschung an Leben und Werk von Wolfgang Buhl zur Erstellung einer Biographie. Ihre Anschrift lautet: Karl-Plesch-Straße 15, 90596 Schwanstetten, E-Mail: ingeborg-hoeverkamp@t-online.de.

Korrektur

Im Beitrag von Frau Kerstin Haug-Zademack „Die heilige Lioba und Tauberbischofsheim“ in Heft 3 (September) 2018 hat sich leider ein kleiner Fehler eingeschlichen, den wir gerne verbessern möchten. Durch einen Übertragungsfehler bedingt steht auf S. 175, 2. Spalte, 7. Zeile von unten fälschlicherweise „Schornsdorf“. Richtig muss es aber „Schornsheim“ heißen. Wir bitten den Fehler zu entschuldigen!

Kerstin Haug-Zademack

Schulen in Tauberbischofsheim – von der Klosterschule des 8. Jahrhunderts bis zum entfalteten Schulwesen im 21. Jahrhundert

Der folgende Aufsatz stellt die Entwicklung des Schulwesens in Tauberbischofsheim von den Anfängen im 8. Jahrhundert bis heute dar, wobei die wechselvolle Geschichte des Gymnasiums im Mittelpunkt steht. Außerdem wird ein Überblick über die heute in der Stadt existierenden Schulen gegeben.

1. Von der hl. Lioba bis zu den Franziskanern

Die Schulgeschichte Tauberbischofsheims begann im 8. Jahrhundert mit der hl. Lioba, die in ihrem etwa 735 gegründeten Kloster schon damals besonderen Wert auf die Bildung von Frauen und Mädchen legte. Wie es mit dem Kloster und seiner Schule in den folgenden Jahrhunderten weiterging, ist aber nicht bekannt. Die Zeit hat alle materiellen und geistigen Spuren vernichtet.

Erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts wird indirekt die Existenz einer Lateinschule bezeugt. Wieder folgen einige Jahrhunderte ohne konkrete Zeugnisse. Erst seit 1636 sind eine „deutsche Schule“ und eine „lateinische Trivialschule“ im „Kaplaneihaus“, dem Vorgängergebäude des „Klösterle“ (heute „Haus der Seelsorgeeinheit“) bezeugt. Seit 1629 bestand hier ein kleines Franziskanerkloster, das 1636 in das Gebäude des ehemaligen Spitals umzog. Auch der anfängliche Unterricht des 1688 gegründeten Gymnasiums scheint hier stattgefunden zu haben, so dass das klei-

ne beengte Gebäude fast hundert Jahre als Schulhaus für alle drei Schularten diente, bis die Stadt 1732 gegenüber der Fassade der St. Martins-Kirche ein neues dreistöckiges Schulgebäude errichten ließ, in dem wieder alle drei Schularten gemeinsam untergebracht waren. Doch schon bald war auch dieses Gebäude viel zu klein. Um 1750 scheint man Mädchen und Knaben getrennt unterrichtet zu haben, so dass die Mädchenschule in einen Raum im unteren Stadttor ausgelagert wurde, in dem die Mädchen sich im Winter fast die Füße erfroren. So zogen die Mädchen in ein Haus



Abb. 1: Die hl. Lioba als Lehrerin. Tonrelief von Rudi Knaus im „Haus der Seelsorgeeinheit“, 2011.
Photo: Kerstin Haug-Zademack.

an der Stadtmauer um, das bis 1800 als „deutsches Schulhaus“ bestand. Im Zuge der Säkularisation durfte bald nach 1800 das Franziskanerkloster keine neuen Mönche mehr aufnehmen. Die endgültige Aufhebung des Klosters erfolgte erst 1823 mit dem Tod des letzten Mönchs. Aber bald nach 1800 wurde zunächst die deutsche Schule in das Klostergebäude verlegt, 1832 folgte das Gymnasium.

Das alte Schulhaus gegenüber der Kirche wurde 1909 für den Neubau der Stadtkirche St. Martin abgerissen. Sein Türsturz ist aber noch an einem Wohnhaus im Grabenweg erhalten, das der Bauherr u.a. mit Abbruchsteinen des Schulhauses bauen ließ.

2. Das Franziskanergymnasium

Tauberbischofsheim war Sitz eines Oberamtmannes des Kurfürstentums Mainz. Damit lebte eine (für damalige Zeiten) größere Anzahl höherer Beamter in der Stadt, die für ihre Söhne eine entsprechende Bildung anstrebten. Die Stadtfinanzen ließen aber kein Betreiben eines städtischen Gymnasiums zu (oder die Stadträte wollten es nicht genehmigen).

So sind die Gründungsbedingungen aus heutiger Sicht kurios: Die Franziskaner-Minoriten als Bettelorden mussten von der Stadtbevölkerung unterhalten werden. Die ursprünglich genehmigte Zahl von acht oder neun Mönchen war mit 24 jedoch längst überschritten. Wollten sie aber nicht wieder auf acht oder neun reduziert werden, so wurde ihnen abverlangt, den Gymnasialunterricht „ohnentgeltlich“ zu übernehmen. Unter diesen Bedingungen wurde der Schulbetrieb am 9. Januar 1688 von Kurfürst-Erzbischof Anselm Franz von Ingelheim genehmigt. Dadurch, dass die Franziskaner seit 1677 im Kloster eine

ordensinterne „Theologische Hochschule“ eingerichtet hatten, hatten sie auch die Qualifikation zum Unterrichten in einem Gymnasium.

Das Gymnasium baute auf der lateinischen „Trivialschule“ auf, die etwa der Unterstufe entsprach. In den nächsten drei Jahren ging es zunächst um die „eloquentia“, das Beherrschene des Latein als Disputationssprache. Danach konnten die Schüler nach Würzburg oder Mainz gehen, wo Philosophie bis zum Erreichen des Bakkalaureats unterrichtet wurde. Erst danach begann das eigentliche Fachstudium. Die Schülerzahlen waren sehr gering. So werden für 1774 19 Schüler in der 1. Klasse, neun in der 2. und fünf in der 3., also insgesamt 33 Schüler, angegeben.

Die Schule litt bis zu ihrer Schließung als Franziskanergymnasium am 13. August 1823 unter der Spannung zwischen der Finanzierung durch die Stadt und der unentgeltlichen Unterrichtsverpflichtung der Franziskaner. Dazu kamen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend Probleme der Schulreformen durch die jeweiligen Regierungen. Nach der Säkularisation und der Aufhebung der kirchlichen Regierungsgewalt hatten zunächst die Fürsten Leiningen Tauberbischofsheim erworben, denen am Gymnasium in Bischofsheim nichts lag. Sie wollten vielmehr das Gymnasium nach Amorbach verlagern. Auf die Leininger folgte dann das Großherzogtum Baden.

Das Gymnasium im 19. Jahrhundert bis 1933

Nach dem endgültigen Aus für das Franziskanerkloster konnte das Gymnasium in das ehemalige Klostergebäude verlegt werden, das dafür bis 1824 umgebaut wurde. Aber 1827 wurde das Gymnasium als solches aufgehoben und war von da an bis



Abb. 2: Das alte Gymnasium, heute Polizeirevier.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

1884 nur ein fünfklassiges Pädagogikum und dann Progymnasium, hatte also keine eigene Oberstufe mehr. Die Schüler mussten nach Rastatt, Freiburg oder Konstanz zum Besuch der Oberklassen gehen.

1862 vernichtete ein großer Stadtbrand Teile des Klosters und damit der Schule. Daher entschloss man sich zu einem Neubau nach Plänen von Friedrich Theodor Fischer, der am 1. Januar 1868 bezogen werden konnte. Heute dient dieser Bau als Polizeirevier.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte dem Taubergebiet strukturelle Probleme, es wurde zu „Badisch Sibirien“, aus dem aber zwei Fünftel des Klerus der Erzdiözese Freiburg kamen. Mit Zähigkeit und Ausdauer forderten die Bewohner der

Region deshalb immer wieder den badischen Großherzog auf, das Gymnasium in Tauberbischofsheim erneut zu einem Vollgymnasium zu erheben. Das gelang schließlich 1882, und schon 1884 konnte das erste Abitur abgelegt werden. Da viele Schüler aus den ländlichen Regionen kamen und die Verkehrsverbindungen mehr als schlecht waren, entstand zudem das Erzbischöfliche Konvikt, ein Internat für die Gymnasiasten aus dem Umland. Hatte das Gymnasium 1881 nur 169 Schüler, so stieg diese Zahl bis 1885 auf 375 und pendelte sich dann bei etwa 300 Schülern ein. Für eine solche Schülerzahl war auch das Schulhaus von 1868 ausgelegt.

An zwei ‚Minderheiten‘ unter den Schülern soll hier noch erinnert werden: Ende

des 19. Jahrhunderts waren in manchen Klassen mehr jüdische Schüler, manchmal bis zu sieben, als evangelische Jungen (oft nur einer, zwei oder überhaupt keiner). Die Region war, abgesehen von der jüdischen Bevölkerung, mit der man in guter Nachbarschaft lebte, rein katholisch, eben das „Madonnenländle“. Die jüdischen Schüler waren völlig integriert, und bereits zu den ersten Abiturienten zählte Elias Spiegel (1864–1941), der später Rechtsanwalt in Tauberbischofsheim und Heidelberg war.

Bisher ist aus gutem Grund nur von Schülern die Rede gewesen, denn Mädchen waren zu jener Zeit am Gymnasium noch nicht zugelassen. Das änderte sich mehr als mühsam erst nach 1900, als das erste Mädchen, eine Lehrerstochter, in das Gymnasium eintrat und unter großem Widerstand zu leiden hatte. Wenn sie die Sittlichkeit der Jungen gefährde, hieß es, müsse sie die Schule wieder verlassen. Auch die Kleidervorschriften für sie waren streng: Das Kleid musste am Hals hochgeschlossen sein, die Ärmel mussten bis zu den Handgelenken reichen, der Rocksaum bis zu den Knöcheln. Ein großes Problem war auch, dass es bis dahin (mangels Bedarf verständlicherweise) noch keine Mädchentoilette gab. Trotz allem machte sie 1911 ihr Abitur. Erst 1914 und 1916 folgten dann wieder jeweils nur ein Mädchen. Bis 1942 sind in den Abiturientenlisten entweder gar keine oder nur ein bis zwei Mädchen verzeichnet, 1939 drei und 1942 schon sechs.

4. Das Gymnasium in der nationalsozialistischen Zeit

Die Naziherrschaft brachte große Umwälzungen im Schulwesen, da vorrangiges Erziehungsziel ein „gesunder Körper“ war

und die Bildung des Geistes zurückstand. Jungen und Mädchen wurden in getrennten Schulen unterrichtet. Für die Jungen war die Oberschule achtklassig, für die Mädchen neunklassig. Wenn Mädchen mangels einer eigenen Schule in eine Jungenschule gehen mussten, wie es in Tauberbischofsheim der Fall war, so hatten sie nach dem Abitur – aus Gründen der Gleichbehandlung – ein hauswirtschaftliches Jahr abzuleisten.

Das Bischofsheimer Gymnasium wurde in eine neusprachliche „Frankenschule“, eine „Oberschule für Jungen“, umgewandelt. In der Kriegszeit waren die älteren Jungen alle eingezogen und erhielten ohne Prüfung einen „Reifevermerk“. Nur die wenigen Mädchen machten 1941 und 1942 regulär ihr Abitur.

5. Das Gymnasium nach dem 2. Weltkrieg

Erst im Oktober 1945 wurde der Weiterbetrieb des Gymnasiums von der amerikanischen Militärbehörde genehmigt, zunächst als „Realgymnasium Tauberbischofsheim“. Ab dem Schuljahr 1946/1947 wurde es wieder zum neunjährigen altsprachlichen Gymnasium, die Klassen des Realgymnasiums sollten auslaufen. Das erste Abitur 1946 legten 13 Jungen und drei Mädchen ab, die Schülerzahl betrug 314 bei dreizehn hauptamtlichen Lehrern. Da nur unbelastete Lehrkräfte unterrichten durften, war es nicht ganz einfach, die nötigen Lehrer zu bekommen. Noch bis in die 1950er Jahre fand deshalb ein reduzierter Unterrichtsbetrieb statt. Das Fach Geschichte gab es erst wieder im Schuljahr 1947/1948, Biologie sogar erst 1950/1951. Belastend war die Mangelsituation der Nachkriegszeit: Es fehlte an Büchern, an Papier, an Kohle im



Abb. 3: Das Matthias-Grünwald-Gymnasium heute.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

Winter – und an der Verkehrsanbindung für Schüler aus dem Umland.

Zum altsprachlichen Zug kam 1952 ein neusprachlicher hinzu und 1963 ein mathematisch-naturwissenschaftlicher. 1954 erhielt die Schule den Namen „Matthias-Grünwald-Gymnasium“. Außerdem wurde das alte „Schiff“, wie die Schüler ihr Pennal liebevoll nannten, zu klein. Deshalb entstand in drei Etappen der heute noch bestehende Neubau: 1958 das „Kleine Haus“, 1962 das „Große Haus“ und 1970 nochmals eine Erweiterung des Großen Hauses, denn im Schuljahr 1968/1969 hatte die Schule fast 1.000 Schüler! Nach 2000 wurde die Schule nochmals um fünf Klassenräume erweitert.

Während es bis in die 1990er Jahre noch einen altsprachlichen Zug gab, gliedert sich das Gymnasium seit 1998 in

einen neusprachlichen, einen mathematisch-naturwissenschaftlichen und in einen Sport-Zug. Es ist seit diesem Jahr wegen der engen Zusammenarbeit mit dem Olympiastützpunkt Fechten auch „Eliteschule des Sports“ (dies im Verbund mit den anderen weiterführenden Schulen der Stadt). Seit 2004 gibt es nur noch das achtjährige Gymnasium, und 2006 wurde mit dem Einbau einer Mensa die offene Ganztagschule eingeführt. In den letzten Jahren fand eine umfassende Renovierung der Räume, besonders der naturwissenschaftlichen Fachräume und der Schülerbibliothek, statt, die den neuen Unterrichtsbedingungen Rechnung trägt. Im Schuljahr 2017/2018 unterrichteten 52 Lehrkräfte (je 26 männliche und weibliche) etwa 530 Schülerinnen und Schüler.

6. Die Grundschulen

Vier Grundschulen, davon zwei in der Stadt (die Grundschule am Schloss und die Christian-Morgenstern-Grundschule) sowie je eine Schule in den eingemeindeten Ortsteilen Distelhausen (die Erich-Kästner-Schule) und Impfingen bereiten die Tauberbischofsheimer Kinder auf den Besuch der weiterführenden Schulen vor. Von diesen hat die Grundschule am Schloss die längste Tradition.

Die so genannte Volksschule war bereits seit 1849 im Kurmainzischen Schloss untergebracht. Um 1900 gab es Pläne, die glücklicherweise abgewendet werden konnten, das Schloss zugunsten eines Schulneubaus abzureißen. Aber auf Drängen des Großherzogs wurde gegenüber dem Schloss eine neue Volksschule gebaut. 160 Kinder besuchten im Schuljahr 2017/2018 die heute zweizügige Grund-

schule mit einer Vorklasse für Kinder, die noch besonderer Förderung bedürfen. Sie wird als offene Ganztagschule geführt, in der 70 Kinder ganztags betreut wurden.

Neben diesem schönen historischen Schulgebäude gibt es eine weitere Grundschule im Stadtteil rechts der Tauber, die Christian-Morgenstern-Grundschule mit etwa ebenso vielen Schülerinnen und Schülern. Sie ist in einer aufgelockerten Bauweise errichtet.

7. Die Entwicklung des Realschulwesens

1905 gab es erste Bestrebungen, eine Töchter- und eine Realschule einzurichten, was dann schrittweise verwirklicht wurde. 1906 entstand eine höhere Töchterschule mit zwei Klassen, die 1908 zur vierklassigen Bürgerschule und 1910 schließlich zur sechsklassigen Realschule erweitert wurde. Diese Klassen wurden im Schloss



Abb. 4: Die Grundschule am Schloss.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.



Abb. 5: Die Christian-Morgenstern-Grundschule.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

unterrichtet, aus dem die Volksschule in ihr neues Haus gegenüber umgezogen war. 1918/1919 besuchten 200 Schüler, davon 75 Mädchen, diese Schule.

Die ursprünglich städtische Schule wurde ab 1923 als staatliche vierklassige Aufbau-Realschule, die an sechs Grundschuljahre anschloss, geführt. Sie schloss mit der Mittleren Reife ab. Auch diese Schule war trotz schlechter Verkehrsverbindungen für die Kinder umliegender Orte attraktiv. Es wird von einem Schüler aus Paimar berichtet, der jeden Tag die acht Kilometer zwischen seinem Wohnort und Tauberbischofsheim hin- und herlief, also 16 km zu Fuß zurücklegen musste.

Nach der Mittleren Reife konnte die Aufbau-Oberrealschule besucht werden, die in drei Jahren zum Abitur führte. Die erste Abiturprüfung war 1929. Aber schon 1932/1933 sollten die Oberklassen wie-

der abgebaut werden. Endgültig wurde dieser Schultyp 1936 eingestellt und nach Buchen verlegt. Wegen des weiten Weges wurden die Tauberbischofsheimer Schüler dem Gymnasium angegliedert und nur die auslaufenden Klassen noch im Schloss unterrichtet.

8. Das Schulzentrum am Wört

Heute ist die Realschule ein Teil des „Schulzentrums am Wört“. Dieses wurde in den 1960er Jahren in Wabenform erbaut und im letzten Jahr durch den Abriss eines Teils der „Waben“ um einen modernen Fachraumtrakt erweitert.

Seit dem Schuljahr 2014/2015 wurden die ehemalige Riemenschneider-Realschule und die ehemalige Pestalozzi-Hauptschule mit Werkrealschule zu einem Schulverbund mit einem Schulleiter zusammenge-



Abb. 6: Das Schulzentrum am Wört heute.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.



Abb. 7: Die Kaufmännischen und Gewerblichen Schulen.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur
70. Jahrgang 2018

Inhalt

(Die Seitenzahlen des Sonderheftes 2018 sind mit Asteriskus [*] gekennzeichnet)

I. Geschichte

<i>Biernoth, Alexander</i>	Zum 450.Todesjahr von Albrecht von Preußen (1490–1568)	77
<i>Hau, Manfred</i>	Die jüdische Gemeinde in Tauberbischofsheim	216
<i>Hau, Manfred</i>	Das „Limbachhaus“ von 1481	225
<i>Haug-Zademack, Kerstin</i>	Der Raum zur Erinnerung an die ehemaligen jüdischen Mitbürger Tauberbischofsheims im Limbachhaus	232
<i>Losert, Klaus</i>	<i>Das Fahr gehört allein dem Kloster –</i> Geschichte und Ge- schichten von der Mainfähre in Heidingsfeld (2. Teil: Von der frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert)	3
<i>Müller, Hermann</i>	Aus der Geschichte Tauberbischofsheims	144
<i>Papp, Alexander von</i>	Der Graf aus Sommerhausen im Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner	80
<i>Schötz, Hartmut</i>	Rügland und sein immigrierter Türke	75
<i>Welker, Manfred</i>	Seit 1964 verbindet eine Europastraße Franken – die A 3	35
<i>Welker, Manfred</i>	Heimatvertriebene im Landkreis Höchstadt a.d. Aisch: Eine Chronik der ersten Nachkriegsjahre	84
<i>Wieland, Claudia</i>	Das Hospital Tauberbischofsheim – eine Sozialeinrich- tung im Wandel der Zeit	158

II. Kunst

<i>Artinger, Kai</i>	Handzeichnung und Holocaust. Die Bücher- und Kunstsammlung der Ansbacher Kauffrau Regina Weiss	92
<i>Braun, Lothar</i>	Der Hofheimer Bildhauer Karl Albert (1743–1819). Leben und Werk	44

<i>Haug-Zademack, Kerstin</i>	Die heilige Lioba und Tauberbischofsheim	174
<i>Höverkamp, Ingeborg</i>	Zum Gedenken an die Autorin Elisabeth Engelhardt aus Leerstetten zum 40. Todestag	238
Korrektur		240

III. Kultur

<i>Biernoth, Alexander</i>	Fränkische Ballonfahrt vor über 230 Jahren	49
<i>Brandenstein, Heike von</i>		
<i>Hau, Manfred</i>	Wirtschaft und Tourismus in Tauberbischofsheim	193
	Akademische Ferienverbindung „Tuberania“ zu Tauber- bischofsheim	258
<i>Haug-Zademack, Kerstin</i>	Schulen in Tauberbischofsheim – Von der Klosterschule des 8. Jahrhunderts bis zum entfalteten Schulwesen im 21. Jahrhundert	241
<i>Himpel, Rudolf</i>	Ein ‚National Trust‘ für Bayern als ganz besondere Geburtstagsaktion	113
<i>Müller, Hermann</i>	Das Konvikt in Tauberbischofsheim	252
<i>Wamser, Gernot</i>	Das Tauberfränkische Landschaftsmuseum in Tauberbi- schofsheim – seine Geschichte und seine Sammlungen . .	186
<i>Wölfel, Winfried / Braun, Peter</i>	Die ehemalige Einöde Entenlohe bei Gottfriedsreuth . .	51

IV. Aktuelles

<i>Stenger, Eduard</i>	Sonderausstellung des Lohrer Schulumuseums: Die Kartoffel in der Schule	56
<i>Kammel, Frank Matthias</i>		
<i>Feuerbach, Ute</i>	Die Kreuzwegstationen von Adam Kraft im Germa- nischen Nationalmuseum. Restaurierung mit neuen Erkenntnissen	118
	Erfolgreiche Volkacher Ausstellung „Vom Untertan zum Staatsbürger. 200 Jahre erste bayerische Verfassung im Landkreis Kitzingen“ auch andernorts zu sehen	205
	Tag der bayerischen Landesgeschichte in Würzburg am 15. Oktober 2018	206
	„Barockmusik in Franken“. Ein Benefiz-Projekt für den Orgelneubau der Erlanger St. Matthäuskirche	266
	Allen Mitgliedern des Geschichts- und Heimatvereins Kreuzwertheim e.V. ein herzliches Willkommen im FRANKENBUND!	267

V. Bücher zu fränkischen Themen 60, 121, 207, 59*

VI. Frankenbund intern

Mainschiffahrt am Freitag, 8. Juni 2018, von Würzburg nach Ochsenfurt mit Zwischenhalt in Eibelstadt	69
Orgelwanderung – eine neue Veranstaltungsreihe des FRANKENBUNDES	71
Neuer Termin: 22. September 2018 für den 7. Fränkischen Thementag rund um Fränkische Dialekte	72
<i>Biernoth, Alexander Stengel, Siegfried</i> Unser Erster Bundesvorsitzender Herr Dr.Paul Beinhofer wurde 65 Jahre alt!	135
Aktivitäten zum Tag der Franken in Ansbach	135
Burgen-Schlösser-Dynastien: Die Hohenzollern in Franken. 2.Oberfränkische Regionalfahrt am 15. September 2018.Von schwäbischen Ministerialen zu Burggrafen in Nürnberg, Markgrafen, Kurfürsten, Königen und deutschen Kaisern (nebst Anmeldebogen in der Heftmitte)	137
<i>7. Fränkischer Thementag 2018: Fränkische Dialekte am 22. September 2018 in Arnstein/Unterfranken</i>	138
Programm des 7. Thementags in Arnstein	140
Achtung Adressenänderung!	117
Spenden erwünscht	185
Nachruf auf Bundesfreund Dr. Alexander von Papp	209
<i>Blessing, Werner K.</i> Unser Bundestag erstmals in Tauberfranken	209
<i>Bergerhausen, Christina</i> Einladung zum 89. Bundestag!	211
<i>Bergerhausen, Christina</i> Der FRANKENBUND gratuliert Frau Dr. Verena Friedrich und Herrn Professor Dr. Helmut Flachenecker zum 60. Geburtstag	212
<i>Bergerhausen, Christina</i> Die Stadt Würzburg hat unserem 1. Vorsitzenden ihre Behr-Medaille verliehen	269
<i>Bergerhausen, Christina</i> Orgelwanderung 2018	271
<i>Bergerhausen, Christina</i> Unsere dienstälteste Gruppenvorsitzende Frau Ingeborg Walther aus Aschaffenburg ist verstorben!	272
<i>Bergerhausen, Christina</i> Gunter Ullrich – Maler, Graphiker, Kunstpädagoge und langjähriger 1. Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Aschaffenburg – ist tot!	272
Vorgemerkt: Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2019	273
Der FRANKENBUND wird in zwei Jahren 100 Jahre alt – das muss gefeiert werden!	274
Ein passendes (Weihnachts-)Geschenk	275
Der FRANKENBUND protestiert gegen die geplante Streichung des Lehrstuhls für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte an der Universität Erlangen	275
<i>Süß, Peter A.</i> Bericht über den 89. Bundestag des FRANKENBUNDES am 20. Oktober 2018 in Tauberbischofsheim	278
<i>Gernert, Jürgen</i> Laudatio auf Herrn Altlandrat Georg Denzer anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 20. Oktober 2018 in Tauberbischofsheim	282

VII. Sonderheft 2018: „Fränkische Dialekte“

<i>Feser, Benedikt</i>	Der Dialekt braucht die Dörfer	49*
<i>Fritz-Scheuplein, Monika</i>		
<i>Glawatz, Henning</i>	Dialekte in Franken – ein Überblick	6*
<i>Haberkamm, Helmut</i>	Schloss Büchold – Ein Juwel im Herzen Unterfrankens	52*
<i>Klepsch, Alfred</i>	Mundart bedeutet Vielfalt und Kraftquelle	36*
	Fränkischer Wortschatz. Seine Erforschung und Verbreitung	28*
<i>Popp, Bertram</i>	Der Urigel und des Wischkästla – alte und neue Dialektbegriffe in Oberfranken	45*
<i>Schunk, Gunther</i>	Regionalität und Sprache. Der Dialekt nach der Jahrtausendwende, am Beispiel von Mainfranken	23*
Zu diesem [Sonder-]Heft „Fränkische Dialekte“		3*



Abb. 8: Fries an der Gewerblichen Schule.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

legt. Etwa 800 Schülerinnen und Schüler besuchen dieses Schulzentrum heute. Im Zuge des Neubaus wurde die Christophorus-Förderschule, die sich ebenfalls auf diesem Areal befand, in das Konversionsgebiet der ehemaligen Kaserne auf dem Laurentiusberg ausgelagert. Etwa 50 Kinder und Jugendliche werden hier in neun Klassenstufen unterrichtet und bis zum Hauptschulabschluss geführt.

9. Das kaufmännische und das gewerbliche Schulwesen

Schon 1854 gab es eine Gewerbeschule mit einer „Handelsabteilung“. 1921 wurde eine kaufmännische Schule gegründet, der seit 1928 eine „Aufbau-Oberrealschule“ angeschlossen war, die zum Abitur führte. Oberrealschüler und Gymnasiasten hatten ein gutes Verhältnis zueinan-

der, so dass manche Feier oder Kneipe gemeinsam stattfand.

Seit 1937 gab es eine „Höhere Handelsschule“, deren Räume ebenfalls im Schloss waren. Mit Kriegsbeginn wurde der Schulbetrieb jedoch schon wieder eingestellt, aber im Herbst 1945 als erste derartige Schule in Nordbaden wieder aufgenommen. Manche alten „Bischemer“ erinnern sich noch an ihr ehemaliges Klassenzimmer im Schloss.

1956/1957 entstand der große Gebäudekomplex für das berufliche Schulwesen an der Philipp-Adam-Ulrich-Straße und Wolfstalflurstraße (gegenüber dem Friedhof), das heute im kaufmännischen Zweig folgende Schularten umfasst: eine zweijährige Wirtschaftsschule (seit 1957), ein dreijähriges Wirtschaftsgymnasium (seit 1968, 1. Abitur 1971), das Berufskolleg I und II mit Abschluss als staatlich geprüf-

ter Wirtschaftsassistent und Fachhochschulreife sowie die Kaufmännischen Berufsschulen. In der Gewerbeschule gibt es zahlreiche Zweige der gewerblichen Berufsschule, in denen auf handwerkliche und technische Berufe vorbereitet wird, ein- und zweijährige Berufsfachschulen für Metall- und Holztechnik sowie ein Technisches Gymnasium in der Aufbauform in der Fachrichtung Mechatronik. Außerdem wird die Möglichkeit einer Vorqualifizierung Arbeit/Beruf angeboten.

10. Fachschulen für Pflegeberufe und Sozialpädagogik

Schließlich gibt es noch zwei weitere spezialisierte Fachschulen in Tauberbischofsheim. Dabei handelt es sich um die Fach-

schule für Pflegeberufe, die dem Krankenhaus Tauberbischofsheim angegliedert ist und in drei Jahren zu Gesundheits- und Krankenpfleger/innen ausbildet, und die Fachschule für Sozialpädagogik, die in drei Jahren auf den Beruf der Erzieherin/ des Erziehers vorbereitet. Parallel dazu kann die Fachhochschulreife erworben werden. Zusätzlich gibt es eine praxisintegrierte Form der Ausbildung (PIA).

Hier schließt sich der Kreis, in dem wir auf mehr als 1200 Jahre Schule in Tauberbischofsheim geblickt haben, denn Liosbaschwestern waren es, die hier zunächst eine Haushaltungsschule für Mädchen führten, aus der seit den 1970er Jahren die Fachschule für Sozialpädagogik hervorging. Die Schule nutzte das ehemalige Krankenhaus an der Schmiederstraße,



Abb. 9: Fachschule für Sozialpädagogik im ehemaligen Bahnhof.

Photo: Kerstin Haug-Zademack.

nachdem dieses in einen großen Neubau auf der rechten Tauberseite an der Albert-Schweitzer-Straße umgezogen war. Bis 1999 war die Schule in kirchlicher Trägerschaft und wurde dann mit der entsprechenden Schule in Buchen zusammengelegt. In das entstandene Vakuum sprang zunächst die SRH-Gruppe Heidelberg und führte die Schule in privater Trägerschaft weiter. Die Schule musste dann einer Senioreneinrichtung im ehemaligen Krankenhaus weichen, und nachdem 2004 der Schulträger zur Euro Schulen Akademie gewechselt hatte, war es ein großes Glück für den Fortbestand der Schule, dass der ehemalige Bahnhof zum Schulhaus umgebaut werden konnte.

Für eine so kleine Stadt wie Tauberbischofsheim besteht ein breites Angebot an

schulischen Bildungsmöglichkeiten, das von Schülerinnen und Schülern aus dem weiteren Umfeld genutzt wird. Im Laufe der Zeiten wurde es den jeweiligen Bildungsbedürfnissen angepasst und erweitert.

Kerstin Haug-Zademack ist Oberstudiendienräfin am Matthias-Grünewald-Gymnasium in Tauberbischofsheim im Ruhestand und derzeit Vorsitzende des Vereins der „Tauberfränkischen Heimatfreunde“ in Tauberbischofsheim. Ihre Anschrift lautet: St. Lioba-Straße 19, 97941 Tauberbischofsheim, E-Mail: kerstin.haug-zademack@web.de.

Literatur:

- Gehrig, Franz/Müller, Hermann: Tauberbischofsheim. Beiträge zur Stadtchronik. Tauberbischofsheim 1997.
100 Jahre Abitur am Matthias-Grünewald-Gymnasium Tauberbischofsheim. Festschrift. Tauberbischofsheim 1984.
Ott, Hugo: Gedanken zum hundertjährigen Abiturjubiläum des Matthias-Grünewald-Gymnasiums Tauberbischofsheim. Festrede am 21.7.1984. Tauberbischofsheim 1984.

Müller, Hermann (Hrsg.): 300 Jahre Gymnasium Tauberbischofsheim 1688–1988. Festchronik. Tauberbischofsheim 1989.

Weinacht, Paul-Ludwig: Das Franziskaner-Gymnasium zu Bischofsheim im 17. und 18. Jahrhundert. Festrede zur Feier der 300jährigen Gründung des Matthias-Grünewald-Gymnasiums in Tauberbischofsheim am 25.6.1988. Sonderdruck 1988.

Das Konvikt in Tauberbischofsheim¹

Ein Jahrhundert lang war das Konvikt mit dem Gymnasium eng verbunden. Sein Beitrag zum Aufblühen der Schule kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Im Jahr 1871 wurde das „Erzbischöfliche Knabenkonvikt“ gegründet und befand sich ursprünglich in dem großen Sandsteingebäude neben der Maria-Hilf-Kapelle (heute obere Fußgängerzone, gegenüber der Sparkasse). Das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg verfolgte mit dieser Maßnahme das Ziel, den Priesternachwuchs zu fördern und begabten Schülern aus der näheren und weiteren Umgebung eine kostengünstige Unterkunft zu bieten, damit sie das Gymnasium besuchen konnten. Nach dem Abitur sollten sie dann möglichst Theologie studieren und Pfarrer werden.

Dass gerade Tauberbischofsheim als Standort ausgewählt wurde, hatte gute Gründe. Das mittlere Taubergebiet brachte damals sehr viele Priester hervor, was möglichst so bleiben sollte. Auch die Schule bot erhebliche Vorteile, denn im Jahr 1868 war ein neues Gymnasiumsgebäude für ca. 300 Schüler eingeweiht worden (heute Polizei). Außerdem hatte Tauberbischofsheim seit der Eröffnung der Taubertalbahn im Jahr 1868 Eisenbahnnschluss, ein wichtiger Standortvorteil in einer Zeit, in der es noch keine Autos gab.

1874 wurde das Konvikt auf dem Höhepunkt des Kulturkampfes wie die meisten kirchlichen Anstalten aufgehoben.

Fast ein Jahrzehnt dauerte die Schließung, während der die dort untergebrachten Zöglinge vermutlich bei Familien in der Stadt unterkamen oder in ihre Heimatorte zurückkehrten. 1883 gelang die Wiedereröffnung, als die Konflikte der Kulturkampfzeit abgeklungen waren. Treibende Kraft für die weitere Entwicklung war der neue Rektor Dr. Julius Berberich, der sich auch um die Erforschung der Stadtgeschichte große Verdienste erwarb. Unter ihm nahm der Zustrom von Schülern so stark zu, dass das Erzbischöfliche Ordinariat sich zu einem Neubau am Fuße des Stammbergs entschloss, der 1891 bezogen werden konnte.

Spätestens an dieser Stelle muss einiges über das Gymnasium Tauberbischofsheim gesagt werden, denn das Konvikt (lat. „convictus“: Zusammenleben) war ja nur ein Wohnheim, ein Internat, in dem die auswärtigen Schüler wohnten. Wie die anderen Schüler aus Tauberbischofsheim und der näheren Umgebung besuchten sie das Gymnasium in der Stadt.

1688 hatte der Erzbischof von Mainz, zu dessen Kurfürstentum Bischofsheim (so lautete der Stadtname bis etwa 1830/1840) seit Jahrhunderten gehörte, die Genehmigung zur Errichtung eines Gymnasiums erteilt, das 135 Jahre lang unter der Leitung der seit 1629 in der Stadt ansässigen Franziskaner stand. Als die Großherzoglich Badische Regierung 1823 das Bischofsheimer Franziskanerkloster aufhob, wurde die Schule nur als Progymnasium weitergeführt. Für die beiden Abschlussklassen Unter- und Oberprima mussten die Schüler auf andere, teilweise weit ent-



Abb. 1: Das Konvikt (Aufnahme aus den 1950er Jahren).

Photo: Archiv Hermann Müller.

fernte Gymnasien wechseln. Seit der Jahrhundertmitte versuchte man diesen misslichen Zustand zu ändern, scheiterte aber in Karlsruhe immer wieder. Erst im Schuljahr 1882/1883 durfte eine Unterprima, im folgenden Jahr auch eine Oberprima eingerichtet werden. Im Jahr 1884 fand die erste Reifeprüfung statt, und die ersten 19 Abiturienten verließen das Gymnasium Tauberbischofsheim.

Dieses war damit in den erlesenen Kreis der Vollgymnasien aufgerückt, von denen es im Großherzogtum Baden in den 1880er Jahren nur 17 gab. Die Anhebung zur Abiturschule brachte auch für das Konvikt einen starken Anstieg der Schülerzahlen, der letztlich nur mit dem Neubau von 1891 bewältigt werden konnte.

Damit begann das goldene Jahrhundert

für das Konvikt und das Gymnasium. Generationen von Schülern aus bildungsfernen Gegenden des Taubergrundes, Bau-landes und Odenwaldes fanden durch das Konvikt den Weg zur gymnasialen Bildung und zum Universitätsstudium. Sogar aus den Räumen Heidelberg, Mannheim, Pforzheim und Karlsruhe wurden durch das Konvikt Jahr für Jahr viele Schüler für das Tauberbischofsheimer Gymnasium gewonnen. Ohne das Konvikt wäre die Schule wohl ein kleines, unbedeutendes Provinzgymnasium geblieben und hätte nie den Ruf und die Ausstrahlung erreicht, die sie über ein Jahrhundert hinweg als Pflegestätte des Geistes und der gymnasialen Bildung im badischen Frankenland und im ganzen nordbadischen Raum gehabt hat.

Von den gut 1.200 Abiturienten der Jahre 1884 bis 1934, von denen mindestens die Hälfte im Konvikt gewohnt haben dürfte, wurden nach einer im Jubiläumsjahr 1934 („50 Jahre Abitur“) veröffentlichten Berufsstatistik etwa 400 Priester. Das beweist, dass das Konvikt auch seinen Auftrag, junge Theologen heranzubilden, in hohem Maße erfüllt hat.

Auch bei der Bevölkerung genoss das Konvikt hohe Wertschätzung. Als es während des 2. Weltkrieges zwangsgeräumt und als Lazarett benutzt wurde, nahmen Familien in der Stadt die Schüler bei sich auf. Die Zeit nach dem Krieg bis Anfang der 1970er Jahre war wohl die Glanzzeit des Konvikts. 150 bis 180 Schüler wohnten dort, ungefähr die Hälfte der Gesamtschülerzahl des Gymnasiums.

Die Klassen mit Konviktlern waren bei den Lehrern begehrt, weil es sich meist um brave, lernwillige Buben handelte, die im Gegensatz zu vielen anderen, besonders den Fahrschülern, geregelte Studierzeiten hatten. Alle, die durch dieses duale System (Konvikt und Gymnasium) gegangen sind, auch die, welche „*das Ziel des Hauses*“ (ein Lieblingsausdruck von Rektor Adolf Haberkorn) nicht erreicht haben, sind durch das Konvikt stark geprägt worden.

Der Weg ins Konvikt war bei den meisten Schülern vergleichbar. Eine wichtige Rolle spielten dabei besonders im ländlichen Raum die Dorfpfarrer, zumeist in Verbindung mit dem Dorfchullehrer. Wenn sie die Begabung eines Buben erkannten, legten sie den Eltern nahe, ihn im Konvikt anzumelden, und trafen auch die notwendigen Vorbereitungen. Viele Schüler traten nicht in die Sexta, sondern erst in die Quinta oder Quarta ein. Wer die ersten Klassen überspringen wollte, musste die Anfangssprache Latein nachholen und auf die Aufnahmeprüfung vor-

bereitet werden. Diese Aufgabe übernahmen meist die Pfarrer selbst.

In der Festschrift aus Anlass des Jubiläums „100 Jahre Abitur am Matthias-Grünwald-Gymnasium“ (so heißt die Schule seit 1954) im Jahr 1984 wurde eine umfangreiche Personaldokumentation erstellt, in der alle Abiturjahrgänge von 1884 bis 1984 mit Namen und Herkunftsstadt aufgeführt wurden. Welche Schüler im Konvikt wohnten, kann man mit ziemlicher Sicherheit dem Herkunftsstadt entnehmen: aus dem Odenwald, dem Bauland und aus noch weiter entfernten Räumen in ganz Nordbaden. Darunter gibt es Orte, aus denen immer wieder Schüler ins Konvikt kamen. Dort waren offenbar Pfarrer tätig, die diesen schulischen Weg für die Kinder ihrer Gemeinde mit Nachdruck förderten.

Die Anziehungskraft des Konvikts auf Eltern, die ihre Kinder in seine Obhut gaben, beruhte auf der bewährten pädagogischen Betreuung und religiösen Erziehung, auf der guten Versorgung und auf der Einbindung in einen geregelten Tagesablauf, vor allem auch auf den vorzüglichen Möglichkeiten zu lernen. Dafür sorgten großzügig bemessene Studierzeiten und die dabei geltenden abgestuften Formen des „Stillschweigens“ („silentium“ und „silentium strictissimum“). Die „Zensoren“ – ältere Schüler, die in den Studiersälen so etwas wie Aufpasser und Betreuer waren, – achteten darauf, dass das „silentium“ auch eingehalten und fleißig gelernt wurde.

Einen hohen Stellenwert hatte auch die musikalische Erziehung. Das Konvikt beschäftigte einen Musiklehrer, der Klavier- und Violinunterricht erteilte und auch einen leistungsfähigen Chor leitete; bei religiösen Feiern und bei vielerlei Gemeinschaftsveranstaltungen leistete dieser immer seinen Beitrag.

Weniger günstig waren die Bedingungen für die sportliche Betätigung. Der Sportplatz war in der frühen Nachkriegszeit in keinem guten Zustand, weil andere Investitionen Vorrang hatten; mittendrin stand sogar ein Baum. Fußball wurde dort trotzdem gespielt und die Konviktsmannschaft war schlagkräftig. Auf einem alten Photo von 1953, auf dem sie abgebildet ist, steht auf der Rückseite zu lesen: „Konvikt – Stadt 5 : 0“.

Die Gesamtverantwortung lag auf nur wenigen Schultern; der Rektor und der Präfekt waren die geistlichen Leiter. Zwei von ihnen, deren Wirken in die 1950er Jahre fällt, in denen der Verfasser das Konvikt als Schüler erlebte, sollen etwas ausführlicher gewürdigt werden. Rektor Adolf Haberkorn, aus Pülfingen stammend, hatte selbst das Konvikt und das Gymnasium besucht (Abitur 1916) und leitete das Haus von 1935 bis 1962. Als Priester und Mensch überzeugend, ein unermüdlicher Bauherr, der modernisierte und, wenn nötig, erweiterte (neue Wirtschaftsräume, Speisesaal, Kapelle u.a.), als Prediger auch in der Stadtkirche hoch geschätzt, war er eine in jeder Hinsicht beeindruckende Persönlichkeit, die Respekt einflößte. Manchmal war er freilich auch eher gefürchtet, wenn er aus dem Fenster über dem Haupteingang seine Schäfchen beobachtete, die etwas verspätet im Konvikt eintrafen (etwa sonntags vom Sportplatz kommend); aber er beließ es fast immer bei einem milden Verweis, zumal wenn die armen Sünder Besserung gelobten. Wer diesen asketischen, streng wirkenden, aber doch so gütigen Mann erleben durfte, behielt ihn in dankbarer Erinnerung.

Dasselbe gilt für den Präfekten Paul Eisenhauer. Er stammte aus Rinschheim, einem jener Orte, aus denen immer wie-

der Schüler ins Konvikt kamen, so wie auch er (Abitur 1937). Er war nicht nur Seelsorger, sondern rastlos tätig in der Organisation des Tagesablaufs, der Ansprechpartner, an den sich jeder vertrauenvoll wenden konnte. Er verwaltete auch die Finanzen der jüngeren Schüler. Wenn diese von den drei Ferienabschnitten (Sommer-, Weihnachts- und Osterferien) ins Konvikt zurückkehrten, gaben sie den von den Eltern mitgegebenen Geldbetrag (hauptsächlich für den schulischen Bedarf) bei ihm ab und erhielten eine Gutschrift im Kontoheft, in dem alle Ausgaben sorgfältig vermerkt werden mussten. Abheben durfte man in der Regel nur in kleinen Beträgen von 2 DM. Der Präfekt merkte sehr wohl, dass bei den Eintragungen manchmal auch gemogelt wurde (so stand etwa statt „Kicker-Sportmagazin“ o.ä. meistens „Schulsachen“ im Kontoheft), aber er veranstaltete kein Strafgericht, sondern ging stets freundschaftlich und verständnisvoll mit den Schülern um.

Unterstützt wurden der Rektor und der Präfekt von mehreren Schwestern, Vinzentinerinnen aus dem Mutterhaus Freiburg. Sie waren aufopfernd im Haus tätig und scheuteten auch härtere körperliche Arbeit im Garten nicht; dank ihres Fleisses konnte sich das Konvikt nahezu selbst mit Obst und Gemüse versorgen. Es gab auch eine Krankenschwester, die besonders in Grippezeiten im Krankenzimmer alle Hände voll zu tun hatte. Da wurde nach alten Hausrezepten oder bewährter Klostermedizin therapiert. Wer Fieber hatte, durfte mit über den Kopf gezogener Bettdecke eine Stunde lang schwitzen. Das half.

Das Konvikt, das seit 1959 „Studienheim St. Michael“ genannt wurde, schien auf einem guten und sicheren Weg zu sein. Noch Mitte der 1960er Jahre war das Haus mit 190 Schülern belegt, was mehr als je



*Abb. 2: Studienheim St. Michael mit Neubau und Sporthalle, 1966 fertiggestellt (Aufnahme um 1975).
Photo: Archiv Hermann Müller.*

zuvor waren. So entschloss sich das Erzbischöfliche Ordinariat sogar dazu, noch einen großen Neubau zu errichten, um der weiterhin erwarteten starken Nachfrage gerecht zu werden.

Aber schon wenige Jahre später gingen die Anmeldezahlen zurück, seit Mitte der 1970er Jahre sogar stark. Die Gründe waren vielfältig. Zahlreiche neue Gymnasien, in unserem Raum z.B. in Lauda und Osterburken, boten den Eltern, die ihre Kinder früher ins Konvikt geschickt hatten, neue Möglichkeiten vor Ort. Hinzu kamen die Verbesserung der Verkehrsverbindungen, welche das Leben der Fahrschüler erleichterte, und auch der demographische Wandel, der zu einem Rückgang der Kinderzahlen selbst auf dem Land führte.

Sorge bereitete dem Erzbischöflichen Ordinariat auch, dass aus Tauberbischofsheim immer weniger Theologiestudenten kamen, und das schon in den 1960er Jahren, als das Konvikt bzw. Studienheim noch gut belegt war. Das war eine ganz neue Erfahrung, denn dieses hatte seit seinem Bestehen immer einen bedeutenden Beitrag zum Priesternachwuchs der Erzdiözese geleistet.

Zu Beginn der 1980er Jahre wurde die Situation existenzbedrohend. Aber unter den Verantwortlichen in Freiburg waren ehemalige Konviktler stark vertreten, darunter der aus Rinschheim stammende Generalvikar Dr. Otto Bechtold (Abitur 1947) und der spätere Erzbischof Dr. Robert Zollitsch (Abitur 1960). Sie hielten an „ihrem“ Konvikt fest, solange es ging.

Als das Studienheim 1988 dann doch seine Pforten schloss, war das auch für das Gymnasium ein tiefer und schmerzlicher Einschnitt. Eine gut hundert Jahre dauernde, fruchtbare Zusammenarbeit ging damit zu Ende. Auch bei den Bürgern der Stadt und der näheren Umgebung erfuhr die Schließung des Konvikts (die Bevölkerung war immer bei dem altvertrauten Namen geblieben) eine starke Resonanz.

Das Studienheim wurde 1988 einer anderen diözesanen Aufgabe zugeführt. Es wurde als „Bildungshaus St. Michael“ zu einer Tagungsstätte für kirchliche Gruppen und in den 1990er Jahren umgebaut sowie grundlegend saniert. 2008 übernahm der Caritasverband die Liegenschaften des ehemaligen Bildungshauses und eröffnete nach weiteren Umbaumaßnahmen das „Hotel St. Michael“.

Wenn Abiturjahrgänge früherer Zeiten zu ihren Klassentreffen zusammenkommen, wählen sie als Ort der Begegnung oft das Hotel St. Michael, vor allem wenn

ehemalige Konviktler darunter sind. Diese begeben sich dann auf Spurensuche, die in dem mehrfach umgebauten Haus gar nicht so einfach ist: Wo waren denn früher die Studiersäle, der Speisesaal, die Schlafräume, der Waschraum, der Schuhputzraum? Irgendwann finden sie die Orientierung wieder. Erinnerungen an die Jugend- und Schulzeit werden wach und ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber einer Einrichtung, die ihnen viel gegeben hat.

Hermann Müller, geb. 1937 in Limbach/Odenwald, hat nach dem Abitur in Tauberbischofsheim in Heidelberg Latein, Geschichte und Politik studiert. Er wirkte als Lehrer, zuletzt als Schulleiter am Tauberbischofsheimer Matthias-Grünewald-Gymnasium. Seine Anschrift lautet: Tannenweg 14, 97941 Tauberbischofsheim, E-Mail: hermann.mueller.tbb@t-online.de.

Anmerkung:

- 1 Leicht gekürzter Abdruck des in „Unser Land“ erschienenen Aufsatzes: Müller, Hermann: Das Konvikt in Tauberbischofsheim, in: Unser Land 2018. Heimatkalender für Neckartal, Oden-

wald, Bauland und Kraichgau. Hrsg.: Dr. Karl Wilhelm Beichert, Gerhard Layer, Karl Heinz Nesi, Hans Rückert (†). Heidelberg [Verlag Rhein-Neckar-Zeitung], S. 189–195.

The advertisement features a circular graphic divided into four segments: light blue, pink, yellow, and white. The white segment contains the slogan "Wir drucken alles für Sie!" in a stylized font. The bottom left segment contains the address "Heisenbergstraße 3 97076 Würzburg". The bottom right segment contains the contact information "Telefon 09 31/2 76 24 Telefax 09 31/2 76 25". To the right of the graphic, the company logo "halbigdruck" is displayed in a bold, sans-serif font, with "offset" and "digital" in smaller letters below it. A small graphic of colored squares is positioned between "offset" and "digital". Below the logo, the text "EGLMAYER VERLAG" is written in a bold, serif font, followed by the subtitle "Fachverlag für Handel Behörden und Industrie". At the bottom right, the email "info@halbigdruck.de" and the website "www.halbigdruck.de" are listed.

Akademische Ferienverbindungen „Tuberania“ zu Tauberbischofsheim

Der Autor trat als Obersekundaner 1963 in die A.FV-Tuberania in Tauberbischofsheim ein. Seit Ende 2017 prüft das für Angelegenheiten eingetragener Vereine zuständige Amtsgericht Mannheim, ob der im Vereinsregister eingetragene Verein „Altherrenverband Tuberania e.V.“ zu löschen ist oder nicht. Dies war Anlass genug, sich mit der ‚Alten Dame Tuberania‘ wieder zu beschäftigen.

Akademische Ferienverbindungen

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden in den deutschen Universitätsstädten neben Burschenschaften und Landsmannschaften studentische Vereine, die Duell und Mensur ablehnten. So schlossen sich bereits 1844 christliche überkonfessionelle, farbentragende und nicht schlagende Studentenverbindungen zum Wingolfsbund zusammen, während im Dezember 1856 der Cartellverband (CV) farbentragender, katholischer, nicht schlagender Studentenverbindungen entstand. Die erste rein jüdische farbentragende, schlagende Studentenverbindung war die am 23. Oktober 1886 gegründete Viadrina an der Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau.

Die Verbindungsvielfalt veranlasste daher Hochschüler und fertig ausgebildete Akademiker, auch in ihren Heimatstädten Vereine nach der Struktur der Studentenverbindungen zu gründen. Das galt auch für Studenten aus dem Taubertal und dem benachbarten Bauland bis in den Oden-

wald von ‚Badisch-Sibirien‘. Auch hier entstanden viele so genannte „Akademische Ferienverbindungen“, in Österreich Ferierverbindungen genannt.

Diese Verbindungen bezweckten ebenfalls eine auf Dauer angelegte freundschaftliche Beziehung innerhalb eines bestimmten Personenkreises, nämlich zwischen Schülern eines Gymnasiums (i.d.R. ab Obersekunda) und Studenten. Beide Formen bildeten die „Aktivitas“ mit Fuxen, aktiven und inaktiven Burschen. Daneben traten auch in Ferienverbindungen die Alten Herren (AHAH), also bereits im Berufsleben stehende Akademiker. Die Mitgliedschaft war aber nicht an den Besuch eines bestimmten Gymnasiums gebunden. Mitglied konnte jeder Student oder Akademiker mit Bindungen an die Stadt werden. Neben den ordentlichen Mitgliedern gab es noch die Konkneipanten, d.h., regelmäßige Gäste bei Veranstaltungen, besonders bei Kneipen.

Der Verbindungsbetrieb der Ferienverbindungen erfolgte in den Semesterferien der Studierenden zusammen mit Oberstufengymnasiasten und den ortsansässigen AHAH, bei den Studentenverbindungen während der Semesterzeiten. Struktur und Betrieb der Ferienverbindungen waren mit denen der Studentenverbindungen so gut wie identisch. Die Aktivitas der Ferienverbindungen wurde wie bei Studentenverbindungen von Chargen mit den traditionellen Bezeichnungen geleitet: Senior (x), Consenior (xx), Schriftführer (xxx), Kassierer (xxxx) und Fuxmajor (FM). Eine Besonderheit zur Chargenbesetzung bestand bei „Personalknappheit“



Abb. 1: Tuberanen-Prunkfahne, 1903 von den Couleurdamen gestiftet, mit Fahnenbändern zum 37. Stiftungsfest (rechts) und 50. Stiftungsfest (links). Auf dem schwarzen Band, gestiftet 1921, stehen die Namen der 1914–1918 gefallenen zwölf Bundesbrüder.

Photo: Gottfried Hartmann, Tauberbischofsheim.

in der Möglichkeit der Ämterhäufung, so dass Chargen in verschiedenen Kombinationen gleichzeitig ausgeübt werden konnten, z.B. Senior und Fuchsmajor. Nicht selten war auch die Reaktivierung inaktiver Burschen oder sogar eines oder mehrerer Alter Herren.

Die älteste bekannte Ferienverbindung im Taubertal ist die 1877 in Rothenburg o.d.T. gegründete A.F.V Tubaria. Es folgte die A.F.V Tuberania zu Tauberbischofsheim, gegründet am 1. September 1885. In Wertheim entstand am 17. September 1891 die Akademische Ferienverbindung „Moenania“. Deren Gründung dürfte

von der „Tuberania“ in Tauberbischofsheim ausgegangen sein.¹ Der naheliegende Name Tuberania (Tauber) war das Vorbild für die Namensgebung Moenania (Main); darüber hinaus dienten die Tuberania-Statuten auch als Vorbild für die der Moenania.²

Die seinerzeit engen Beziehungen zwischen der A.F.V Tubaria, der A.F.V Tuberania und der A.F.V Moenania führten 1898 zur Gründung des „Tauberbandes Akademischer Ferienverbindungen“ mit einer gemeinsamen Satzung. Dieses Kartell bestand bis 1904. Die Festschrift zu Tuberanias Stiftungsfest 1910 seufzt zurückbli-

ckend auf: „Auch die Kartellfreunde waren wieder da: Webe, euch, Pharisäern, die ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor! Webe euch, Kartellbrüder, die ihr mit Honiglippen glückwünschend zum Stiftungsfest kommt und die Wirtshäuser auf Tuberanias leeren Beutel kahl fressst! Da habt ihr eure Kartellgesinnung so richtig deutschbieder ausgekartelt!“³

Weitere Ferienverbindungen in der Region um Tauberbischofsheim waren die A.F.V. Odinia in Walldürn (1891) und die A.F.V. Spinne, ebenfalls in Walldürn. In den Folgejahren gründeten sich die Vachhusia in Miltenberg (1901), Uhu in Buchen (1922), Werowinia in Buchen (1925) und die Frankonia zu Lauda (1926). Eine ähnliche Organisation soll

1928/1929 in Königheim unter dem Namen „Akademische Ferienverbindung Frankenstein“ von den Studierenden aus Königheim, Gissigheim, Dittwar und Heckfeld gegründet worden sein. Für sie liegen dem Autor derzeit keine gesicherten Erkenntnisse vor.

Ebenso wird von der heute noch aktiven Akademischen Ferienverbindung „Silvodonia“ („Odenwald“), gegründet am 11. Sept. 1900 in Balsbach, berichtet. Von den zwölf Gründern waren vier als Primaner am Matthias-Grünewald-Gymnasium in Tauberbischofsheim. Weitere sieben hatten das Abitur wenige Jahre zuvor in Tauberbischofsheim abgelegt und studierten meistens als ehemalige „Konviktler“⁴ Theologie.



Abb. 2: Einladung zum 25. Stiftungsfest 1910.

Photo: Photosammlung Tuberania.



Abb. 3: 41. Stiftungsfest 1926 am Bismarckturm. Die Chargen sind an der Schulterschärpe erkennbar.
Photo: Photosammlung Tuberania.

Fast alle Ferienverbündungen im Taubertal haben inzwischen den Verbindungsbetrieb eingestellt oder sich, wie 1999 die Wertheimer Moenia, durch Konventsbeschluss aufgelöst. Die Zeit der Ferienverbündungen in Deutschland scheint jedoch nicht endgültig vorbei zu sein. Viele traditionsreiche bestehen noch, manche wurden sogar neugegründet, wie 2012 die „Katholische Akademische Ferienverbündung Albertia“ zu Köln.

A.FV Tuberania

Die Veranstaltungen der „Tuberania“ waren wie in den anderen Ferienverbündungen überwiegend geselliger Art. Höhepunkt jeden Verbindungsjahres war natürlich das Stiftungsfest.

Seit der Errichtung des Bismarckturms 1903 waren dort aus diesem Anlass einige Stunden Aufenthalt durchaus üblich, natürlich nicht ohne Mitnahme eines Fasses Gerstensafts.

Am 4. September 1921 wurde auf der Rückseite des Turms eine Metallplatte mit den Namen der zwölf im Krieg 1914 bis 1918 gefallenen Tuberanen eingefügt. Seitdem erfolgte bis 1936 jährlich am Stiftungsfest dort ein Totengedenken.

Obligatorisch war selbstverständlich die Kneipe, deren Verlauf nach traditionellem Comment ablief. Oben an der Kneiptafel saß der Senior (x), an einer Schmalseite der Burschensalon mit dem Consenior (xx), an der zweiten der Fuxenstall mit dem FM. Bei einer Kneipe trugen die Chargen als äußeres Amtszeichen ‚nur‘ eine breite

Schulterschärpe in den Verbindungsfarben grün-weiß-rot. Zur Unterstützung ihrer Kommandos benutzten sie wie üblich Schläger und Schlagbrett. Vom Comment der Studentenverbindungen wich ein dritter Teil der Kneipe nach dem Offizium und Inoffizium, genannt die „Fidulitas“, ab. Für sie gilt „nomen est omen“. Irgendwann erklärten sich die drei Chargen für „amtsmüde“, der Senior bestimmte kraft seiner „Amtswillkür“ drei Nachfolger für die weitere „Leitung“ der Kneipe: „Ich wüsste für mich keinen besseren Nachfolger als N.N., als Nachfolger zu meiner Rechten bestimme ich N.N.“ usw.

Zur Ehrenrettung aller jemals Beteiligten kann aber etwas ausgleichend festgestellt werden, keine „Fidulitas“ ohne „Biermimik“. Diese bestand aus einem witzigen Vortrag in Form eines Gedichts oder auch in Prosa, man könnte sagen, aus einer

kleinen Büttentrede. Bemerkenswerterweise herrschte während des Vortrags aufmerksame Stille. Erwähnenswert ist auch, dass bei fast jeder Kneipe einer der Tuberanen eine Biermimik „auf Lager“ hatte.

Fester Bestandteil des Verbindungslebens waren neben der Kneipe verschiedene Ausflüge zu Fuß [!] mit Damen in die nähere Umgebung, natürlich mit ausgiebigem Einkehrschnug.

Bis Ende der 1960er Jahre galt der Ausflug am 1. Mai noch als „Pflicht-Veranstaltung“. Verschärfte öffentlich-rechtliche Bestimmungen über diese Art der Personenbeförderung brachten ihm leider ein abruptes Ende. Jahrzehntelang trafen sich Inaktive und Alte Herren auch außerhalb der Semesterferien Sonntag abends zum Kegeln.

Die Angelegenheiten der Verbindung wurden mindestens einmal in den Semes-



Abb. 4: 1. Maiausflug 1965.

Photo: Photosammlung Manfred Hau.



Abb. 5: Blick vom Bismarckturm auf Tauberbischofsheim. Die Aufnahme datiert vor 1935. Der Turm steht heute unter Denkmalschutz.

Photo: mit freundlicher Genehmigung von Ruthard Stein, Tauberbischofsheim.

terferien auf einem Konvent besprochen und geregelt. Zusätzlich wurde anlässlich des Stiftungsfestes ein „Bundeskongress“ abgehalten.

„Tuberania“ fand seit ihrer Gründung zunehmend Mitglieder:

1910	10 Aktive, 63 AHAH
1925	8 Aktive, 74 AHAH
1936	11 Aktive, 96 AHAH

Die gesellschaftliche Rolle Tuberanias in einer ländlichen Kleinstadt wie Tauberbischofsheim war aufgrund der Zusammensetzung von akademischen Berufen nicht gerade gering. Die ortsansässigen AHAH Tuberanias zählten durchweg zu den Honoratioren der Stadt, zu ihnen gehörten Apotheker, Rechtsanwälte, Ärzte, Lehrer an verschiedenen Schulen bis hin zum Schuldirektor.

Dies hinderte andererseits die Bevölkerung nicht, der Tuberania wegen gewisser Veranstaltungen, besonders der Aktivitas, mit Misstrauen zu begegnen. So verkündeten die Tageszeitungen eine „Beleuchtung des Höhbergs“. Die erwartungsvollen Zuschauer sahen allerdings nur das Abbrennen bengalischer Zündhölzer. Dieses Erlebnis schuf den zum geflügelten Wort gewordenen Satz: „Die Verreckling moche doch nor widder Studentlisbosse.“

Der Bismarckturm auf dem Höhberg

Der Bismarckturm ist nicht nur ein Symbol der „Tuberania“, sondern auch eines der Wahrzeichen der Stadt. Mit „Bismarckturm“ bezeichnet man die Form eines Denkmals für Otto von Bismarck (* 1. April 1815 in Schönhausen/Elbe,



Abb. 6: 1926. Vorbereitungen für das „Bismarckfeuer“. Photo: Photosammlung Tuberania.

† 30. Juli 1898 in Friedrichsruh), Preußischer Ministerpräsident von 1860 bis 1890 und Reichskanzler von 1871 bis 1890. Nach dem Sieg über Napoleon III. 1870/1871 erwarteten große Teile der Bevölkerung, besonders Studenten aller Universitäten, die sich ja in Freikorps der Befreiungskriege 1814/1815 engagiert hatten, die Einigung Deutschlands, die erst im Januar 1871 durch das Wirken Bismarcks gelang.

Im Zuge der somit in Deutschland herrschenden vaterländischen Begeisterung über die Reichsgründung waren es wieder Studenten, die sich für die Errichtung eines Denkmals für Bismarck als „Einiger Deutschlands“ einsetzten. Die besondere Form des Denkmals sollte nicht dem ansonsten üblichen Äußeren eines Denkmals

entsprechen. Vielmehr sollte sie, entsprechend den damaligen nationalen Emotionen, ein Symbol für die Beendigung der „nationalen Nacht Deutschlands“, also eine „Feuersäule“ sein. Die Anbringung eines Eisenkorbs auf dem oberen Säulenplateau als Feuerstelle wird so leicht erklärliech. Von ursprünglich 184 Bismarcktürmen bestehen nach Wikipedia in Deutschland heute (2018) noch 146.

Wie überall im damaligen Deutschen Reich und auch noch nach 1918 zogen Angehörige von Studentenverbindungen an Universitäten sowie von Ferienverbündungen an Bismarcks Geburtstag zu „ihrem Bismarckdenkmal“ und entzündeten zu seinem Gedenken ein vorbereitetes Feuer. Auf einem anderen Blatt steht freilich, dass dieser „vaterländische Anlass“ anschließend zu einer mehr profanen studentischen Feier wurde. Aber bleiben wir sachlich.

Auch die Tauberbischofsheimer Tuberania wollte nicht im Abseits stehen. Sie erwarb daher ein auf halber Höhe an der Ecke des Höhbergs zum Tauber- und Brehmbachtal gelegenes Grundstück. Ein Teil des Bergabhangs wurde bereits 1899 zu dem für den Turmbau notwendigen Plateau abgegraben. Am 4. Oktober 1903 konnte der von den Tuberanen aus Eigenmitteln errichtete insgesamt ca. 9 m hohe Bismarckturm, seine Steine stammen aus den Planierungsarbeiten, auf dem Höhberg eingeweiht werden. 1929 ging er in das grundbuchmäßige Eigentum des „Altherrenverbandes A.F.V.-Tuberania e.V.“ über.

Die Tradition des jährlichen „Bismarckfeuers“ wurde bis 1936 gepflegt. Dann begann wie mit allem Vereinsleben durch den nationalsozialistischen Druck ein „Dornröschenschlaf“. Jedoch haben Recherchen im Vereinsregister ergeben, dass der „Altherrenverband Tuberania e.V.“ in der nationalsozialistischen Zeit im Gegensatz zu

den meisten anderen örtlichen eingetragenen Vereinen nicht von Amts wegen gelöscht wurde. Er besteht bis heute.

Tuberania heute

Die meisten Ferienverbündungen in der Heimatregion des Autors hatten kein allzu langes Leben. Spätestens mit der nationalsozialistischen Gleichschaltung stellten sie ihr Verbindungsleben ein, bzw. wurde es eingestellt. Nur sehr wenige, wie die Tuberania, wurden nicht aufgelöst oder wenn doch, nach 1945 wieder gegründet. Die Wertheimer Moenania löste sich 1999 durch Konventsbeschluss selbst auf, die Silvodonia besteht, wie erwähnt, noch heute.

Bis in die 1970er Jahre führte auch die Tuberania noch ein sehr aktives Leben, dann allerdings machten sich die gesellschaftlichen Veränderungen, besonders in der Denkweise unter den Gymnasiasten durch die 1968er Bewegung, bemerkbar. Der Nachwuchs blieb abrupt aus; zudem waren nicht nur die auswärtigen Tuberanen in der Mehrzahl mit Beruf und Familie beschäftigt.

Anlässlich des 100. Stiftungsfestes 1985 traf sich dann doch überraschenderweise eine große Zahl von Bundesbrüdern und beschloss eine Reihe von regelmäßigen Veranstaltungen zur Wiederbelebung der Verbindung. Leider hielt auch dieser neue Elan nicht allzu lange an. Mehrere sehr aktive Tuberanen verstarben, und es fehlte nach wie vor seit Ende der 1960er Jahre weiterhin jeglicher Nachwuchs.

Heute versuchen die noch lebenden bekannten ca. 20 Tuberanen eine der tradi-



Abb. 7: Planierungsarbeiten für das spätere Turmplateau. Photo: Photosammlung Tuberania.

tionsreichen Verbindung angemessene Lösung zu finden und dabei besonders den Bismarckturm als eines der städtischen Wahrzeichen zu erhalten. Es gilt daher – vorerst – weiter „*vivat, crescat, floreat Tuberania!*“

Manfred Hau (Jahrgang 1946) ist Rechtsanwalt im Ruhestand und beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit der lokalen Geschichte Tauberbischofsheims. Seine Anschrift lautet: Bonifatiusstraße 5, 97941 Tauberbischofsheim, E-Mail: ra.manfred.hau@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Festschrift 625 Jahre Lateinschule Wertheim. Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium Wertheim. 1998, S. 158 ff.
- 2 Ebd.

- 3 Berichte über Tuberanias Besuche bei den anderen Verbündungen des Kartells liegen nicht vor.
- 4 Das Konvikt war das Erzbischöfliche Studieninternat Tauberbischofsheim.

„Barockmusik in Franken“**Ein Benefiz-Projekt für den Orgelneubau
der Erlanger St. Matthäuskirche**

Vielfältig sind die Vorstellungen, die die meisten Menschen mit dem Begriff „Franken“ verbinden. Spontan kommt einem wohl als erstes die reizvolle Landschaft, die fränkische Lebensart, aber vielleicht auch rustikale fränkische Spezialitäten, Bierkel- ler und Frankenwein in den Sinn. Darüber hinaus könnten einem auch zahlreiche kulturell bedeutende Städte und Sehenswürdigkeiten sowie eine aufstrebende, innovationsstarke Region einfallen. Jedoch werden wohl die wenigsten im ersten Moment an Barockmusik denken.

Dies will der Orgelbauverein der Erlanger evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde St. Matthäus unter seinem 1. Vorsitzenden Prof. Dr. Rolf Sauer und der Kantorin Susanne Hartwich-Düfel gerne ändern. So hat der Verein eine CD mit dem Titel „Barockmusik in Franken“ herausgebracht, die mit kammermusikalischen Raritäten eine kleine Freude bereiten möchte und zugleich auf das unter dem Motto „Frischer Wind durch neue Pfeifen“ stehende Benefiz-Projekt für den Orgelneubau der Erlanger St. Matthäuskirche aufmerksam macht.

Auf der CD werden Werke mehr oder weniger unbekannter Komponisten vorge stellt, die entweder in Franken geboren sind oder einen Teil ihres Lebens hier verbracht haben. Dabei spielten die Höfe der Markgrafen von Bayreuth und Ansbach sowie Erlangen als Witwensitz der Markgräfin Wilhelmine und die fürstbischöflichen

Residenzen Würzburg und Bamberg eine große Rolle, die in der Barockzeit zahlreiche berühmte Künstler an sich binden konnten.

Eingespielt wurde die CD von einem international besetzten Kammermusikensemble, dem aus Brasilien stammenden Flötisten Marcos Fregnani-Martins (Professor an der Hochschule für Musik Nürnberg und Flötist bei den Bamberger Symphonikern), der spanischen Flötistin María Carmen Fuentes Gimeno (Dozentin in Valencia), dem spanischen Fagottisten Juan Pedro Fuentes Gimeno (Professor an der Musikhochschule Barcelona und Fagottist am dortigen Opernhaus), der japanisch-spanischen Fagottistin María Okada sowie der Erlanger Kirchenmusikerin und Cembalistin Susanne Hartwich Düfel. Alle Musiker wie auch der Tonmeister Christian Dittmar haben zugunsten des Benefiz-Zweckes auf ihr Honorar verzichtet.

Sollten Sie, liebe Leser, den Orgelneubau in St. Matthäus Erlangen unterstützen wollen oder wenn Sie die CD „Barockmusik in Franken“ als Geschenk bestellen möchten, dürfen Sie sich gern (unter der Anschrift „Hartwich-Duefel@web.de“) an Kantorin Hartwich-Düfel wenden. Sie bietet Interessenten auch an, diese authentisch fränkische Musik bei einem Konzert zu präsentieren oder Veranstaltungen mit diesen kammermusikalischen Schätzen zu umrahmen.

PAS

**Allen Mitgliedern des
Geschichts- und Heimatvereins Kreuzwertheim e.V.
ein herzliches Willkommen im FRANKENBUND!**

Mit der kostenlosen Überreichung dieses *FRANKENLAND*-Heftes 4 (Dezember) 2018 möchten die Bundesleitung des FRANKENBUNDES und die Schriftleitung der Zeitschrift *FRANKENLAND* allen Mitgliedern des neu für den FRANKENBUND gewonnenen

Geschichts- und Heimatvereins Kreuzwertheim e.V.

ein freundliches Willkommen entbieten und Sie herzlich in unseren Reihen begrüßen! Wir wollen Ihnen auf diesem Wege ermöglichen, unser Periodikum, das fünfmal jährlich zu vielfältigen Themen fränkischer Geschichte, Kunst und Kultur erscheint, kennenzulernen und wünschen Ihnen viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre dieser Ausgabe der Zeitschrift *FRANKENLAND*. Es wäre uns eine große Freude, Sie auf Dauer für die Zeitschrift als Leser gewinnen zu können! Einen Bezug der Zeitschrift im Abonnement können Sie jederzeit mit dem hier beigefügten Formular bei der Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES (Stephanstraße 1, 97070 Würzburg) bestellen.

Ihre
Schriftleitung der Zeitschrift *FRANKENLAND*



FRANKENLAND-Abonnement

Herr / Frau

Vorname

Familienname

Straße, Haus-Nr.

PLZ, Wohnort

E-Mail-Adresse*

Telefonnummer*

bestellt die Zeitschrift FRANKENLAND ab 2018

für

1 Jahr

bis zum Widerruf

zum Jahresabonnementpreis von 17,50 € inklusive Lieferung frei Haus (Stand: 1. Januar 2019) gegen Rechnung. Das Jahresabonnement umfasst vier Ausgaben des Frankenlandes und ein Sonderheft.

Ich stimme der Speicherung, Verarbeitung und Nutzung meiner personenbezogenen Daten zu, soweit dies für Versandzwecke erforderlich ist.

Ort / Datum

Unterschrift

(* = freiwillige Angabe)

Weicht die Lieferanschrift von der Adresse des Abonnenten ab?

Dann tragen Sie hier bitte hier die Adresse ein, an die die Zeitschrift geschickt werden soll:

Herr / Frau

Vorname

Familienname

Straße, Haus-Nr.

PLZ, Wohnort



Werner K. Blessing

Die Stadt Würzburg hat unserem 1. Vorsitzenden ihre Behr-Medaille verliehen

Am 25. Juli 2018 wurde Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer in einer Feierstunde im Wenzelsaal des Würzburger Rathauses durch Oberbürgermeister Christian Schuchardt die Behr-Medaille überreicht. Der Stadtrat hat sie ihm für seinen „*engagierten Einsatz für die Demokratie Würzburgs*“ verliehen. Denn wie der Juraprofessor und Bürgermeister Wilhelm Joseph Behr in den 1820/1830er Jahren setze sich Dr. Beinhofer – so der Oberbürgermeister in seiner Laudatio – seit 18 Jahren für das Wohl Würzburgs und seiner Region ein. Dieses sei dem zum „*passionierten Unterfranken*“ gewordenen Oberbayern eine Herzenssache.

Das entfaltete Schuchardt in vier Punkten. Zum einen habe der Regierungspräsident durch seine Aufsicht und als Partner die Stadt Würzburg in guten wie in schlechten Zeiten regulierend und fördernd begleitet – in den Haushaltsschwierigkeiten Anfang der 2000er Jahre, in der anschließenden Konsolidierung und bei den großen Investitionen, vor allem der Konversion des Hubland-Areals.

Zweitens setze er sich höchst erfolgreich für die Verbesserung der Lebensbedingungen im gesamten Regierungsbezirk ein, für den er zum „*Glücksfall*“ geworden sei. Mit klarem Blick für die Stärken der Region unterstützte er tatkräftig das Wachstum eines innovativen Wissenschafts- und Wirtschaftsraums. Doch der Kunstmäzen und Kenner der Geschichte wirke auch rege für die reiche mainfränkische Kulturlandschaft und die Beheimatung in ihr, nicht zuletzt durch den Vorsitz im FRANKENBUND.

Drittens: Sein „*Meisterstück*“ sei Dr. Beinhofer als dem Vorsitzenden und maßgeblichen Initiator der Marketinginitiative ‚Chancen-Region Mainfranken‘, die er zur Regionalentwicklungsgesellschaft ‚Region Mainfranken GmbH‘ erweitern konnte, in der Raumordnung gelungen. Denn vor wenigen Tagen wurden Kohäsion und Selbstbehauptung Unterfrankens entscheidend gestärkt durch die Konstituierung einer Regiopolregion Mainfranken. Zugleich sieht sich Würzburg zum Regionalzentrum aufgewertet.



Abb.: Unser 1. Bundesvorsitzender Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer neben Oberbürgermeister Christian Schuchardt (links) nach der Verleihung der Behr-Medaille im Wenzelsaal des Würzburger Rathauses.

Photo: Claudia Loether/Stadt Würzburg.

Viertens schließlich rühmte Oberbürgermeister Schuchardt Dr. Beinhofer als steten Förderer der Stadt Würzburg, vom kommunalen Finanzausgleich über die Verkehrsinfrastruktur bis zu vielfältigen sozialen und kulturellen Projekten. Das sei entschieden im Sinne Behrs, der stets für ein Zusammenwirken von Staat, Kommunen und aktiven Bürgern geworben hat.

Sein Fazit lautete: Daran, dass Unterfranken, um 2000 in einer Krise, heute zu den zehn größten Hightech-Regionen in Europa gehört und in Bayern die niedrigste Arbeitslosigkeit hat, sei dieser Regierungspräsident wesentlich beteiligt.

In seinem Dank „*für die hohe Ehre*“ betonte Dr. Beinhofer zunächst mit einem Rückblick auf seinen Werdegang, wie er sich als Verfassungsjurist und Verwaltungsbeamter Bürgermeister Behr geistig verbunden fühle. Richtschnur in seinem Amt, das Verfassungsgrundsätze und demokratisch legitimierte Rechtsordnung in staatliches Handeln umzusetzen habe, sei ihm stets gewesen, dass „*das Recht sich durchsetzt und das Gemeinwohl keinen Schaden leidet*“.

In diesem Horizont skizzierte er dann Leitlinien und wichtige Maßnahmen seiner Tätigkeit in Würzburg. Er betrachte es als „*glückliche Fügung*“, dass er hier Regierungspräsident wurde – in dieser alten Kulturstadt am Fluss, mitten in milden Hügeln, die seiner Frau und ihm zur zweiten Heimat geworden sei. Freilich musste er anfangs, als Würzburg durch geplante Kredite Haushaltsrisiken drohten, die Kommunalaufsicht eher restriktiv ausüben; umso mehr freue es ihn, wie sich die finanzielle Lage der Stadt verbessert habe, so dass mit staatlicher Hilfe große Investitionen möglich geworden sind. Vor allem die „*hervorragende Entwicklung*“ der Universität, ihrer Kliniken und des Hubland-Campus Nord, dessen zügigen Aufbau Vizepräsident Dr. Metschke koordiniert hat, befriedige ihn sehr. Ebenso konnte die Regierung mit der Förderung des neuen Stadtteils am Hubland, „*einer Jahrhundertchance*“, Würzburg nachhaltig dienen. Und durch die Neugestaltung des Mainkais gegen Hochwasser habe auch das Stadtbild sichtlich gewonnen.

Sehr wichtig war es dem Regierungspräsidenten von Unterfranken, dem hohen Eigengewicht dieser Region und des Kulturzentrums Würzburg die rechte Geltung zwischen den Metropolen Frankfurt und Nürnberg zu verschaffen. Mainfranken dürfe nicht dem Sog der Metropolregion Nürnberg erliegen, von deren Kern es sich durch Geschichte und Lebensstil deutlich unterscheide. Die Gründung der Regiopolregion hat ihm nun seinen Rang bestätigt.

Zuletzt zog Dr. Beinhofer eine Summe seiner Amtserfahrung – im Sinne des Staatsrechtslehrers Behr, für den es Grundzweck des Staates war, „*Gerechtigkeit zu verwahren*“. Es sei die „*vornehmste Aufgabe der Rechtsaufsicht*“, im Rechtsstaat mit seiner Gewaltenteilung, die eine Staatsallmacht ebenso wie den Despotismus einer Mehrheit im Volk verbiete, auf vernünftige Weise durch diskursive Problemlösung die Gleichheit der Rechtsanwendung für alle zu sichern. Er schloss mit dem eindringlichen Appell, angeichts der Bedrohung des Rechtsstaates auch in Staaten der Europäischen Union diesen und seine unparteiische Verwaltung zu verteidigen.

Mit lang anhaltendem Beifall endete die von dem Flötisten Johannes Engel und seinem Begleiter Ivan Turkalj heiter umrahmte Feierstunde.

Christina Bergerhausen

Orgelwanderung 2018

In diesem Jahr war die Jakobskirche in Urphar bei Wertheim der Ausgangspunkt unserer Orgelwanderung. 20 wanderfreudige Personen hatten sich am 6. Oktober eingefunden, um von Frau Segner durch die Jahrhunderte alte Wehrkirche mit ihren großflächigen Fresken aus dem frühen 14. Jahrhundert geführt zu werden. Ein weiterer Höhepunkt war die nahezu original erhaltene Orgel aus dem Jahr 1780. Herr Arno Leicht, emeritierter Professor an der Musikhochschule Nürnberg, erläuterte ausführlich die Funktionsweise dieses Instruments und brachte sie mit eigenen Improvisationen zum Klingen; zum Abschluss erklang selbstverständlich das Frankenlied.

Mittlerweile hatte sich der Nebel gelegt, und so zog die Wanderschar unter der Leitung von Herrn Leicht bei schönstem Herbstwetter gen Bronnbach. Unterwegs konnten wir auf Bierzeltgarnituren, die uns ein Bauer auf einem wunderschönen Fleckchen Erde aufgestellt hatte, picknicken. Auf Umwegen ging es hinunter ins Taubertal zum Kloster Bronnbach. Dieses ehemalige Zisterzienserkloster hatte 1985 der Main-Tauber-Kreis unter Federführung unseres diesjährigen Kulturpreisträgers Georg Denzer gekauft, um dieses einzigartige Klosterensemble der Nachwelt zu erhalten.

Fachkundig führte Herr Leicht uns durch den Kreuzgang und die Klosterkirche, um anschließend die Orgel vorzustellen. Dank seiner auf Raum und Orgel ausgerichteten Improvisationen wurden wir Zuhörer Zeuge der überwältigenden Klangfülle dieses Instruments. Mit dem Singen aller (!) Strophen des Frankenliedes und eines Liedes zu Ehren der Gottesmutter Maria, der diese Kirche geweiht ist, verabschiedeten wir uns von diesem Gotteshaus. Nachdem wir uns mit Kaffee und Kuchen gestärkt hatten, ging es wieder zurück zum Ausgangspunkt unserer Wanderung.

Kennen Sie eine interessante, spielbare Orgel in Franken, die möglicherweise nicht so bekannt ist und deren Besuch sich gut mit einer Wanderung verbinden lässt? Vorschläge nimmt die Bundesgeschäftsstelle unter „info@frankenbund.de“ gerne entgegen.

Photos: Dr. Karen Schaelow-Weber



Unsere dienstälteste Gruppenvorsitzende Frau Ingeborg Walther aus Aschaffenburg ist verstorben!

Am 28. Oktober 2018 ist Frau Ingeborg Walther in Aschaffenburg verstorben. Über 44 Jahre war sie im Vorstand der FRANKENBUND-Gruppe Aschaffenburg tätig und hat das Gesicht dieser Gruppe maßgeblich geprägt. Noch im hohen Alter hat sie Jahr für Jahr ein kulturell vielseitiges Fahrtenprogramm für ihre Gruppe organisiert und Freude daran gehabt, neue Ziele zu erkunden. Sie war Vorsitzende ihrer FRANKENBUND-Gruppe mit Leib und Seele. So werden wir die Verstorbene gern in Erinnerung behalten.

Christina Bergerhausen



*Abb.: Gunter Ullrich,
Schloss Johannisburg
mit Willigisbrücke
(Farblinolschnitt 1966)*
© Gunter Ullrich
Stiftung Aschaffenburg.

Gunter Ullrich – Maler, Graphiker, Kunstpädagoge und langjähriger 1. Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Aschaffenburg – ist tot!

Am 10. November 2018 ist der Künstler Gunter Ullrich im Alter von 93 Jahren in Aschaffenburg verstorben. Mehrere Jahrzehnte hatte er zusammen mit der ebenfalls jüngst verstorbenen Frau Ingeborg Walther die FRANKENBUND-Gruppe Aschaffenburg geleitet. Beide haben mit ihrer künstlerischen Ader dieser FRANKENBUND-Gruppe ein besonderes Gepräge gegeben und sich in ihren kulturellen Interessen sehr gut ergänzt.

Bereits im Jahr 1967 trat Ullrich dem FRANKENBUND bei und wurde sehr rasch 1. Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Aschaffenburg. Sehr erfolgreich – wie die steigenden Mitgliederzahlen belegen – legte er ein Bildungsprogramm für seine Mitglieder auf, die er für Kunst begeistern und ihren kritischen Blick (auf von Menschen gemachte Landschaftszerstörung) schulen wollte. Sein künstlerisches Interesse ging dabei zum einen weit über Franken hinaus; zum anderen trat er aktiv für eine stärkere Wertschätzung von Kunst im Stadtbild ein. Im Jahr 2001 ehrte der FRANKENBUND Ullrichs künstlerisches Schaffen mit der Überreichung des Kulturpreises.

Im Jahr 2014 wurde die Gunter Ullrich Stiftung Aschaffenburg (GUSA) gemeinsam von der Familie Ullrich und Vertretern der Stadt Aschaffenburg gegründet mit dem Auftrag, das Werk des Künstlers zu erforschen, zu bewahren und zu verbreiten. Aus diesem Besitz stammt das oben abgedruckte Werk!

Christina Bergerhausen

Vorgemerkt: Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2019

30.03.2019: **Bundesbeiratstagung** – eine Versammlung der Gruppenvorsitzenden und der Bundesleitung im Levi-Strauss-Museum in Buttenheim/Oberfranken

28.06.2019: **Mainschiffahrt** von Ochsenfurt nach Kitzingen mit Zwischenhalt in Marktbreit – eine Veranstaltung für Mitglieder und Nicht-Mitglieder! Infos demnächst auf unserer Homepage und in Heft 1 – 2019 des *FRANKENLANDES*

07.07.2019: **Tag der Franken** in Neustadt bei Coburg und Sonneberg

31.08.2019: **Oberfrankenfahrt:** Die Römer in Franken: Weißenburg – Karlsgraben – Limeseum Ruffenhofen. Das Motto: Die Oberfranken besuchen Mittelfranken; der Buseinstieg ist in Bamberg.

Infos demnächst auf unserer Homepage und in Heft 2 – 2019 des *FRANKENLANDES*

28.09.2019: **8. Fränkischer Thementag:** „(Volks-)Musik in Franken“, voraussichtlich in Uffenheim/Mittelfranken – nicht nur für Mitglieder!

Infos demnächst auf unserer Homepage und in Heft 2 – 2019 des *FRANKENLANDES*

19.10.2019: **90. Bundestag** in Marktbreit/Unterfranken – unsere Jahreshauptversammlung, zu der alle FRANKENBUND-Mitglieder herzlich willkommen sind!

Infos demnächst auf unserer Homepage und in Heft 3 – 2019 des *FRANKENLANDES*

Der FRANKENBUND wird in zwei Jahren 100 Jahre alt – das muss gefeiert werden!

Am 11. Oktober 1920 wurde der FRANKENBUND von Dr. Peter Schneider in Würzburg gegründet. Wie den Lokalzeitungen zu entnehmen ist, verbreitete sich die Gründung wie ein Lauffeuer, und schnell kamen neue Gruppen dazu.

Was aber war das für eine Zeit, in der vom Glamour der „*Goldenen Zwanziger Jahre*“ noch überhaupt nichts zu spüren war? Unter welchen Lebensbedingungen fanden sich Menschen in ganz Franken zusammen, um sich mit fränkischer Geschichte, Kunst und Kultur – die Themenschwerpunkte des FRANKENBUNDES von Beginn an – zu befassen?

Diese Fragen will eine Ausstellung beantworten, die unter dem Motto „*Franken um 1920*“ die Lebenswelt dieser Zeit aufschließt. Neben Roll-Ups sollen in sechs aufwendig gestalteten Raummodulen (mit integrierten Vitrinen für Inszenierungen und Exponaten sowie Video- und Hörstationen) die Entstehungsjahre des FRANKENBUNDES anschaulich dargestellt werden.



Abb.: Das Modell eines Raummoduls. © Modellausführung: Frau Gillmeister-Geisenhof.

Die Federführung dieses Projektes liegt bei Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof, die 2017 die vielbeachtete und bis heute nachgefragte Ausstellung „*Fränkische Lebensbilder im Fokus der Reformation*“ kuratiert hat.

Ein solches Ausstellungsprojekt braucht
GELD!
Es benötigt
IHRE SPENDE!

Als anerkannt gemeinnütziger Verein ist der FRANKENBUND berechtigt, eine Bestätigung über Geldzuwendungen auszustellen! Unsere Kontonummer (IBAN) lautet: DE67 7905 0000 0042 0014 87.



Ein passendes (Weihnachts-)Geschenk

Verschenken Sie ein FRANKENLAND-Abonnement für ein Jahr! Das Abonnement kostet 17,50 € (Stand 1. Januar 2019) inklusive Lieferung frei Haus gegen Rechnung und umfasst vier Ausgaben des FRANKENLANDES und ein Sonderheft.

Der FRANKENBUND protestiert gegen die geplante Streichung des Lehrstuhls für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte an der Universität Erlangen

Die Delegiertenversammlung des 89. Bundestages des FRANKENBUNDES in Tauberbischofsheim am 20. Oktober 2018 hat auf die geplante Streichung des Lehrstuhls für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg reagiert. Es wurde mit einstimmigem Beschluss die Abfassung eines Protestschreibens gewünscht und dessen vorgeschlagener Wortlaut gebilligt. Daraufhin hat unser 1. Bundesvorsitzender, Herr Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofen, im Namen des gesamten FRANKENBUNDES den hier abgedruckten Brief an den Präsidenten der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg gesandt. Damit möchte der FRANKENBUND eine Schwächung der Geschichtsforschung zu fränkischen Themen unter allen Umständen verhindern. Der Protestbrief hat den folgenden Wortlaut:

FRANKENBUND

Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege e.V.



I. BUNDESVORSITZENDER

An den Präsidenten der
Friedrich-Alexander-Universität
Erlangen Nürnberg
Herrn Univ.-Professor
Dr. Joachim Hornegger
Schlossplatz 4
91054 Erlangen

Würzburg, 22.10.2018

Magnifizenz, sehr geehrter Herr Präsident Prof. Hornegger,

die Bundesleitung des „Frankenbundes“ hört mit Sorge, dass daran gedacht wird, das Fach Landesgeschichte im Department Geschichte der FAU Erlangen-Nürnberg personell einschneidend zu reduzieren. Der Lehrstuhl soll, wenn wir richtig informiert sind, nach der Pensionierung des Inhabers Prof. Wolfgang Wüst am Ende des Wintersemesters 2018/19 nicht mehr besetzt, sondern künftig von Prof. Georg Seiderer zusammen mit seiner W 2-Professur versehen werden. Das kann einen Verband wie dem „Frankenbund“ mit seinen etwa 7000 Mitgliedern in allen Teilen Frankens, der sich seit fast hundert Jahren der Geschichte, Kunst und Kultur in Franken widmet, nicht gleichgültig lassen. Denn es hätte gravierende Folgen.

Zum einen innerhalb der Universität. Es ist evident, dass das Lehr- und Forschungspotential der Landesgeschichte nicht nur quantitativ, sondern vor allem in thematischer Hinsicht dauerhaft geschwächt würde; die Aufgaben, wie sie die Lehramtsprüfungsordnungen und die akademischen Studien- und Prüfungsordnungen stellen, wären nicht mehr zu erfüllen. Denn Lehrstuhl und Professur unterscheiden sich in ihrem Schwerpunkt wesentlich. Der Lehrstuhl ist, wie das Profil seiner bisherigen Inhaber durchgehend zeigt, auf die Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit ausgerichtet. Auf die Professur wurden daher Historiker berufen, die für die Neuere und Neueste Geschichte, zuletzt auch für Kulturgeschichte unter

BUNDESGESELLSCHAFTSSTELLE DES FRANKENBUNDES E.V., STEPHANSTRÄBE 1, 97070 WÜRZBURG,
TELEFON 0931/5 67 12, FAX 0931/45 25 31 06
MAIL: BUNDESGESELLSCHAFTSSTELLE@FRANKENBUND.DE

- 2 -

volkskundlicher Perspektive ausgewiesen waren. Ihr gegenwärtiger Inhaber wäre nicht nur mit Lehr- und Prüfungstätigkeiten überlastet; er könnte auch fachlich die vom Mittelalter bis in die Gegenwart gespannte Landes/Regionalgeschichte, die je exemplarisch die allgemeine Geschichte vertieft, keineswegs epochenübergreifend so vertreten, wie das heute international Standard ist. Auch würde sich die zu einem Gutteil von Doktoranden geleistete Forschung gerade zu den in Franken ‚großen‘ Epochen Mittelalter und Frühe Neuzeit zweifellos vermindern.

Zum anderen befürchten wir Konsequenzen nach außen. Wenn eine Stelle wegfielen, würde die Wirkung der Universität in die Öffentlichkeit der Region, bei der unter den historischen Fächer die Landesgeschichte vorangeht, empfindlich bedroht. Die beiden Professoren tragen je nach ihrer Kompetenz durch Vorträge in Geschichts-, Kultur-, Heimatvereinen, durch Teilnahme an Ausstellungen, öffentlichen Tagungen und Kulturfesten, durch Beratung von Archiven und Museen wie von Kommunen und Verwaltungsbehörden zur Vermittlung aktueller Forschung in Erinnerungskultur und Breitenbildung bei. So wird auf vielfältige Weise Wissenschaft ‚popularisiert‘. Damit leisten beide auch stetig einen Beitrag zur Präsenz ihrer Universität in der Region: Was bedeutet die FAU seit nun 275 Jahren für Mittelfranken?

Wir appellieren deshalb nachdrücklich an die Leitung der Universität, die W 3-Professur für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte wieder auszuschreiben.

Mit freundlichen Grüßen

gez. Dr. Paul Beinhofer

DR. PAUL BEINHOFER
REGIERUNGSPRÄSIDENT VON UNTERFRANKEN
1. BUNDESVORSITZENDER DES FRANKENBUNDES e. V.

BUNDESGESELLSCHAFTSSTELLE DES FRANKENBUNDES e. V., STEPHANSTRASSE 1, 97070 WÜRZBURG,
TELEFON 0931/5 67 12, FAX 0931/45 25 31 06
M@IL: BUNDESGESELLSCHAFTSSTELLE@FRANKENBUND.DE

Bericht über den 89. Bundestag des FRANKENBUNDES am 20. Oktober 2018 in Tauberbischofsheim

Bei strahlend-sonnigem Herbstwetter traf sich der FRANKENBUND am 20. Oktober 2018 in der tauberfränkischen Stadt Tauberbischofsheim zum 89. Bundestag. Der Verein der „Tauberfränkischen Heimatfreunde e.V.“ unter seiner 1. Vorsitzenden, Frau Kerstin Haug-Zademack, hatte die Veranstaltung, die in der oberen Diele des Kurmainzischen Schlosses Tauberbischofsheim stattfand, zusammen mit der Bundesgeschäftsführerin organisiert. Nach dem üblichen Begrüßungsfrühstück, das in der unteren Diele des Schlosses gereicht wurde, begann der gut besuchte Festakt. Die musikalische Umrahmung der Veranstaltung übernahmen ein Quartett der Richard-Trunk-Musikschule Tauberbischofsheim, das unter der Leitung von Johannes Wienand mit Clara Reinhart und Victoria Vockel (Violinen), Magdalena Savelev (Viola) sowie Miriam Werner (Cello) Werke von Georg Friedrich Händel musizierte.

Zu Beginn begrüßte der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, die zum Bundestag erschienenen Repräsentanten des öffentlichen Lebens, darunter vor allem den Bürgermeister der Stadt Tauberbischofsheim Wolfgang Vockel, herzlich. Er dankte Bürgermeister Vockel für die Gastfreundschaft in seiner Stadt und brachte seine Freude über den ausnehmend freundlichen Empfang in Tauberbischofsheim zum Ausdruck.



Abb. 1: Blick in die obere Diele des Tauberbischofsheimer Kurmainzischen Schlosses während der Festversammlung des 89. Bundestages.
Photo: Alois Hornung.



Abb. 2: Bürgermeister Vockel bei seinem Grußwort an den Bundestag. Photo: Alois Hornung.



Abb. 3: Dr. Christian Naser bei seiner Festansprache. Photo: Alois Hornung.

Bürgermeister Vockel wies in seinem Grußwort darauf hin, dass nach Aussage der alljährlichen Postumfrage die glücklichsten Deutschen in Franken leben und dies auch für die Tauberregion Gültigkeit habe, zumal man zwar zum Oberzentrum Heilbronn gehöre, sich aber meist doch eher auf das unterfränkische Würzburg hin orientiere. Deswegen sei es auch selbstverständlich, dass vom Rathaus-Glockenspiel mehrmals täglich neben dem Badener auch das Frankenlied erklinge.

Anschließend entbot Herr Roland Veith von den „Tauberfränkischen Heimatfreunden“ den Willkommensgruß seines Vereins an den FRANKENBUND in tauberfränkischer Mundart. Dabei rezitierte er einige Gedichte des Tauberbischofheimer Heimatdichters Josef Dürr (1877–1917) in heimischer Mundart bzw. Gaudialekt und gipfelte in dem Analogien zu gewissen überseeischen Politikern formulierenden Wunsch „*Franken first*“.

An das Grußwort schloss sich der Festvortrag von Dr. Christian Naser (Mitarbeiter der Jean-Paul-Edition am Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg) zum Thema: „*Das Weinhändlerkartell. Die Anklage der Stadt Frankfurt im Jahr 1719*“ an. Darin berichtete er von der familiär gut vernetzten und weitverzweigten Tätigkeit unter- und tauberfränkischer Weinhändler im 17. und 18. Jahrhundert. Danach präsentierte die 1. Vorsitzende der „Tauberfränkischen Heimatfreunde“, Frau Kerstin Haug-Zademack, passend zum Vortrag das Weinhändlerzimmer, aber auch andere Kostbarkeiten im Tauberfränkischen Landschaftsmuseum, das im Kurmainzischen Schloss beheimatet ist.

Ein weiterer Höhepunkt des 89. Bundestages war anschließend die Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES für das Jahr 2018 an den Altlandrat des Main-Tauber-Kreises, Herrn Georg Denzer, dessen Verdienste der 1. Bundesvorsitzende vor allem beim Erwerb und der anschließenden Sanierung des Klosters Bronnbach unterstrich. Die Laudatio auf den Preisträger, die hier im Anschluss abgedruckt ist, hielt der 1. Vorsitzende des „Heimat- und Kulturvereins Großrinderfeld e.V.“ (Gruppe des FRANKENBUNDES) und Oberstudiendirektor des Martin-Schleyer-Gymnasiums Lauda, Dr. Jürgen Gernert. Unser neuer Kulturpreisträger bedankte sich mit launigen Worten für die Ehrung.

Nach dem Festakt begaben sich alle Teilnehmer in den direkt unter dem Schlossbau gelegenen Schlosskeller, der speziell für den FRANKENBUND geöffnet war, um gemeinsam das Mittagessen einzunehmen. Nach der Mittagspause erscholl vom Türmerturm des Schlosses Trompetenklang als fränkischer Gruß über die Dächer der Stadt, woran sich für die Delegierten zwei Führungen durch den Altort anschlossen. Frau Haug-Zademack und Frau Irmgard Wernher-Lippert (letztere in Mundart) zeigten uns bis zum Beginn der Jahresversammlung um 15 Uhr die Schönheiten Tauberbischofsheims. Für die Nicht-Delegierten wurden später während der Dauer der Tagung zwei weitere Führungen angeboten. Während Frau Haug-Zademack St. Lioba und Tauberbischofsheim vorstellte, zeigte Frau Wernher-Lippert zum Thema: „Unbekannte Meister im Taubertal“ Werke der Künstlerdynastie Buscher.

Mit leichter Verspätung begann dann die Delegiertenversammlung des 89. Bundestags des FRANKENBUNDES in der oberen Diele des Kurmainzischen Schlosses. Der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer gab zunächst den Jahresbericht der Bundesleitung für 2017 ab. Anschließend legte unser stellvertretender Schatzmeister Peter Wesselowsky für den in Rekonvaleszenz befindlichen Schatzmeister Peter Feuerbach den Kassenbericht vor, dem der Kassenprüfungsbericht folgte. Alle Berichte wurden zustimmend zur Kenntnis genommen, so dass die Bundesleitung einstimmig entlastet werden konnte.

Unter Tagesordnungspunkt 5 stand schließlich die Aufnahme eines neuen Vereins in unseren Bund an: Der „Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim e.V.“ aus Unterfranken wünschte, dem FRANKENBUND als selbständige Gruppe beizutreten. Mit einer ansprechenden Präsentation seines Vereins konnte dessen 1. Vorsitzender Manfred Schneider die Delegierten sehr positiv für das Anliegen der Aufnahme stimmen, was in der folgenden Abstimmung die einstimmige Annahme des Aufnahmegesuchs bewies. Sodann konnten die beiden Vorsitzenden den Aufnahmektakt rechtlich verbindlich durch ihre Unterschriften unter den Beitrittsvertrag vollziehen.

Die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen gab sodann einen Überblick über die Veranstaltungen des Gesamtbundes im kommenden Jahr. Am 30. März 2019 findet die 72. Bundesbeiratstagung im Levi-Strauss-Museum in Buttenheim/Oberfranken zum Thema „Was machen denn eigentlich unsere Gruppen – ein fränkisches Back-up“ statt. Der 90. Bundestag des FRANKENBUNDES soll am 19. Oktober 2019 in Marktbreit/Unterfranken organisiert werden. Für den 28. September 2019 ist der 8. Fränkische Thementag zum Thema „(Volks-)Musik in Franken“ (voraussichtlich in Uffenheim/Mittelfranken) angesetzt. Die 8. Unterfränkische Regionaltagung ist für den 28. Juni 2019 als Schiffahrt von Ochsenfurt nach Kitzingen (mit Zwischenhalt in



Abb. 4: Handschlag nach der Unterzeichnung der Beitrittsvereinbarung zwischen dem FRANKENBUND (l.: Dr. Paul Beinhofner) und dem Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim (r.: Manfred Schneider).

Photo: Alois Hornung.

Marktbreit) vorgesehen. Die 3. Oberfränkische Regionalfahrt zum Thema „Die Römer in Franken“ wird am 31. August 2019 nach Weißenburg, zum Karlsgraben und dem „Limeseum“ in Ruffenhofen führen. Außerdem ist eine Beteiligung am „Tag der Franken“ am 7. Juli 2019 in Neustadt bei Coburg und Sonneberg geplant.

Unter dem Tagesordnungspunkt Verschiedenes wurde im Hinblick auf unser anstehendes Jubiläum „100 Jahre FRANKENBUND“ im übernächsten Jahr darauf hingewiesen, dass für den 11. Oktober 2020 ein Festakt in Würzburg geplant sei. Mit dieser frühzeitigen Terminbekanntgabe soll den Gruppen die Möglichkeit gegeben sein, die Veranstaltung schon einmal in ihre Planungen miteinzubeziehen.

Da am Ende der Beratungen keine Anträge oder Wünsche an die Delegiertenversammlung vorlagen, konnte sich der 1. Bundesvorsitzende zum Schluss bei allen Delegierten und der gesamten Bundesleitung für ihr Erscheinen sowie den erfolgreichen Verlauf der Beratungen bedanken und den 89. Bundestag des FRANKENBUNDES schließen.

PAS

Jürgen Gernert

**Laudatio auf Herrn Altlandrat Georg Denzer
anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES
am 20. Oktober 2018 in Tauberbischofsheim**

Tauberfranken darf sich über eine Reihe von Kulturgütern erfreuen, die von der Anlage des Renaissanceschlosses in Weikersheim über das Deutschordensschloss in Bad Mergentheim, das Kurmainzische Schloss in Tauberbischofsheim bis zum Schloßchen im Hofgarten von Wertheim reicht. Hinzu kommen noch zahlreiche Kirchen, und Tilman Riemenschneider wollen wir auch nicht vergessen. Wir befinden uns also durchaus in einer reichen Kulturlandschaft. Folglich freuen sich die tauberfränkischen Gruppen des FRANKENBUNDES sehr darüber, dass der Bundestag heuer in heimischen Gefilden stattfindet.

Liebe Bundesfreunde, falls Sie sich heute Morgen mit der Absicht auf den Weg gemacht haben, eventuell eine Klosteranlage käuflich zu erwerben, dann sind Sie an der richtigen Stelle. Ihnen kann geholfen werden.

Mit dem Träger des Kulturpreises, Herrn Altlandrat Georg Denzer, können wir Ihnen den Spezialisten für eine derartige Transaktion vermitteln. Oder kennen Sie einen weiteren Landrat, der so ganz nonchalant für seinen Landkreis ein Kloster gekauft hat?

Eigentlich könnte man die Ansicht vertreten, dass – um ein paar Wegmarken zu nennen – das Kreisstraßennetz, die Kreisberufsschulzentren, das Fortbildungszentrum Niederstetten, die Schule für Behinderte in Unterballbach, das ehemalige Unterschüpf Wasserschloss, die Generalsanierung des Alten- und Pflegeheims Lauda-Königshofen, die Umwandlung des Kreiskrankenhauses Creglingen und dazu viele Kontakte über den Main-Tauber-Kreis hinaus bis nach Osteuropa (und damit meine ich jetzt nicht Bayern) ausreichen sollten, um zum gewöhnlichen Alltagsgeschäft hinzukommend von 1981 bis 2005 vierundzwanzig Dienstjahre prall zu füllen.

Aber nein, ein Kloster musste her – und das war ein wirklicher Glücksfall oder wie der frühere Erste Landesbeamte Hasenbusch konstatierte, „*das war ein Meisterwerk der Extraklasse*“. Georg Denzer unternahm einen Kraftakt und schuf, leidenschaftlich und hoch engagiert, mit der Renovierung und Belebung des gut 20 km Tauber abwärts von Tauberbischofsheim gelegenen, früheren Zisterzienserklosters Bronnbach ein kunsthistorisches Kleinod von Rang.

Mag sein, dass der Jurist und Verwaltungsexperte bereits von Kindesbeinen an sein Geschichtsbewusstsein ausgeprägt hatte. Thronete doch über seinem pfälzischen Heimatstädtchen Annweiler die Reichsburg auf dem Trifels, die den Staufern als Heimstatt für die Reichskleinodien diente.

Schon kurz nach der Amtsübernahme trat der junge Landrat 1983 (Herr Denzer war zuvor selbst drei Jahre Erster Landesbeamter gewesen) in Gespräche und Verhandlungen mit der Eigentümerfamilie der Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg ein. Allein die Anekdoten, die Herr Denzer über dieses Taktieren zu erzählen weiß, wären



Abb.: Nach der Kulturpreisverleihung stellten sich zum Gruppenbild (v.l.n.r.): die Mitorganisatorin Frau Kerstin Haug-Zademack (1. Vorstand der Tauberfränkischen Heimatfreunde e.V.), der Laudator Dr. Jürgen Gernert (Vorsitzender des Heimat- und Kulturvereins Großrinderfeld e.V.), der Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES 2018, Altlandrat Georg Denzer mit seiner Gemahlin Christl, unser 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer, unsere Bundesgeschäftsführerin Frau Dr. Christina Bergerhausen sowie Roland Veith (Tauberfränkische Heimatfreunde). Photo: Alois Hornung.

es wert, vorgestellt zu werden. Ich kann aber hier nur äußerst bruchstückhaft auf den Eigentümerwechsel und die Geschichte Bronnbachs eingehen. Lassen wir es dem Altlandrat vorbehalten sein, während seiner Sonderführungen im Kloster kenntnisreich, humorvoll, pointiert und etwas verschmitzt den Erwerb des Klosters darzustellen. Gönnen Sie sich ein solches Erlebnis; es ist ein wahrer Genuss.

Zurück zu den Verhandlungen. Das Land Baden-Württemberg zierte sich und wollte die Klosteranlage nicht erstehen. Mit den Schlössern in Weikersheim und Bad Mergentheim käme es schon seinen Verpflichtungen nach. Die Angelegenheit zog sich in die Länge. Schließlich kam die Einigung bei einer Kaufsumme von 1,9 Millionen DM zustande. Kloster Bronnbach gehört seit 1986 dem Main-Tauber-Kreis. Dank seines kommunalpolitischen Geschicks konnte Landrat Denzer im Kreistag ein einstimmiges Votum für sein Vorhaben gewinnen.

Bedenken hatten die Kreisräte weniger wegen des Kaufbetrags als vielmehr wegen der Folgekosten, die schon bald auf 20 Millionen DM beziffert wurden. Auch sollte ein sinnvolles Nutzungskonzept entwickelt werden. 20 Millionen! Solche Kosten konnten ohne die helfende Hand des Landes nicht gestemmt werden. Die Lösung bahnte sich mit dem Denkmalschutzprogramm Baden-Württembergs an, das 1987 aufgelegt wurde.

Mit dem damaligen Ministerpräsidenten Lothar Späth handelte der Landrat eine veritable Unterstützung aus.

Ein ganzer Strauß an Nutzungsvarianten belebt heute die ehemalige Zisterzienserabtei: das Fraunhofer Institut für Silikatforschung, der Archivverbund Main-Tauber, ein Museum, Konzerte, Übernachtungsmöglichkeiten im ehemaligen Bursariat mögen als Aufzählung genügen. Aber wenden wir uns dem Kloster selbst zu. Der Zahn der Zeit verschonte den Gebäudekomplex nicht. In Bronnbach finden wir nichtsdestoweniger eine im Kern vollständige Klosteranlage mit Kirche, Abteibau, Kapitelsaal, Cellarium, Dormitorium usw. Die Anlage wurde nie völlig überformt und zeigt beginnend mit der Romanik Spuren aus allen Stilepochen.

Typisch für den Zisterzienserorden liegt das Kloster abseits von dörflichen Siedlungen am Unterlauf der Tauber, flankiert von den angrenzenden Höhenrücken. Noch heute erfährt der Besucher den eigenständigen Kosmos des Klosters fernab vom Treiben der Welt. Verweilt man an einem Spätnachmittag in den warmen Strahlen der Herbstsonne, fühlt man auch heute noch Stille, ein Für-Sich-Selbst-Sein, das die Tür zur Kontemplation eröffnet, fast wie im wirklichen klösterlichen Leben. Bronnbach fasziniert mit seiner Vollständigkeit und der besonderen dem Kloster innenwohnenden Atmosphäre.

Dafür hatte Georg Denzer von Anfang das Gespür, die Sensibilität. Geschichtsbewusstsein gepaart mit kultureller Verantwortung ließen ihn mutig den Erwerb angehen. Konsequent und beharrlich hat er die Auferstehung des Ensembles verfolgt. Das war nicht immer leicht, denn es gab auch Widerstände.

Heute erfreuen sich viele aus nah und fern an Bronnbach, dem kulturellen Juwel im Taubertal, das es in seiner Pracht ohne unseren früheren Landrat Georg Denzer mit ziemlicher Sicherheit nicht geben würde. Dafür gebührt Ihnen, lieber Herr Altlandrat, Anerkennung, Respekt und großer Dank. Ihr Name ist stets mit Bronnbach verbunden.

Für unseren kleinen Heimat- und Kulturverein in Großrinderfeld war es ein großes Anliegen und eine besondere Ehre, Herrn Georg Denzer für den Kulturpreis des Frankenbundes zu empfehlen. Dem FRANKENBUND möchte ich für die Ehre danken, dass ich die Laudatio übernehmen durfte. Eine Freude war es für mich allemal, schließlich war Herr Denzer vor mehr als einem Vierteljahrhundert ein Jahr lang mein Chef.

Mit der heutigen Preisverleihung, zu der ich Herrn Georg Denzer ganz herzlich gratulieren möchte, schließt sich der Kreis vom Erkennen der historischen Rarität über die Mühen der Renovierung hin zur Würdigung für das geschaffene Werk. Sollten Sie, liebe Bundesfreunde, auf den Schnäppchenkauf eines Klosters verzichten und dafür lieber die Bronnbacher Abtei besuchen, dann wenden Sie Ihren Blick hin und wieder nach oben. Rasch werden Sie Georg Denzer erkennen, der zurecht ein wenig stolz und sehr zufrieden auf sein gelungenes Werk blickt.

Für das Fazit der Erfolgsstory des Duos „Denzer – Bronnbach“ möchte ich Johann Wolfgang Goethe bemühen: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Was man nicht nützt, ist eine schwere Last, nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.“

Zu diesem Heft	3*
„Fränkische Dialekte“	
<i>Monika Fritz-Scheuplein</i>	
Dialekte in Franken – ein Überblick	6*
<i>Gunther Schunk</i>	
Regionalität und Sprache. Der Dialekt nach der Jahrtausendwende, am Beispiel von Mainfranken	23*
<i>Alfred Klepsch</i>	
Fränkischer Wortschatz. Seine Erforschung und Verbreitung	28*
<i>Helmut Haberkamm</i>	
Mundart bedeutet Vielfalt und Kraftquelle	36*
<i>Bertram Popp</i>	
Der Urigel und des Wischkästla – alte und neue Dialektbegriffe in Oberfranken	45*
<i>Benedikt Feser</i>	
Der Dialekt braucht die Dörfer	49*
<i>Henning Glawatz</i>	
Schloss Büchold – Ein Juwel im Herzen Unterfrankens	52*
Bücher zu fränkischen Themen	59*

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Benedikt Feser

1. Vorsitzender des Vereins zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes e.V.
Brackenstraße 12, 97450 Arnstein-Büchold
info@unterfraenkisch.de

Dr. Monika Fritz-Scheuplein

Unterfränkisches Dialektinstitut der Universität Würzburg
Am Hubland, 97074 Würzburg
monika.fritz-scheuplein@uni-wuerzburg.de

Henning Glawatz

Brigadegeneral a.D.
Schlossberg 5, 97450 Büchold
henning.glawatz@googlemail.com

Dr. Helmut Haberkamm

Gymnasiallehrer, Mundartautor
Am Mühlgarten 21, 91080 Spardorf
helmut.haberkamm@gmx.de

Ingeborg Höverkamp

Dozentin, Schriftstellerin
Karl-Plesch-Straße 15, 90596 Schwanstetten
ingeborg-hoeverkamp@t-online.de

Prof. Dr. Alfred Klepsch

Department für Germanistik der Universität Erlangen
Fränkisches Wörterbuch
Am Weichselgarten 9, 91058 Erlangen
alfred.klepsch@fau.de

Dr. Frank Piontek

Kulturpublizist
Leuschnerstraße 13, 95447 Bayreuth
drpiopiontek@gmx.de

Bertram Popp

Museumsleiter und Kreisheimatpfleger
Oberfränkisches Bauernhofmuseum Kleinlosnitz
95239 Zell i. Fichtelgebirge
bertram.popp@kleinlosnitz.de

Dr. Gunther Schunk

Kommunikationsverantwortlicher
Fachmedienhaus Vogel Communications Group
Schillerstraße 2, 97072 Würzburg
gunther.schunk@gmx.de

Renate Wolfrum

Schriftführerin des Vereins „Oberfränkische Malertage e.V.“
Kreuzknockhaus, 95355 Presseck
wolfrum.guenther@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Zu diesem Heft:

*Liebe Leser der Zeitschrift
FRANKENLAND!*

Das Sonderheft der Zeitschrift FRANKENLAND, das Sie gerade in Händen halten, präsentiert Ihnen die eingesandten informativen und ansprechenden Beiträge des 7. Fränkischen Thementages des FRANKENBUNDES, den die Bundesleitung am 22. September 2018 in Büchold bei Arnstein (Ufr.) veranstaltete. Nachdem in den letzten Jahren ein wieder erstarktes Interesse am Dialekt zu beobachten ist, veranlasste dies den FRANKENBUND sich auf seinem diesjährigen Thementag mit den fränkischen Dialekten zu befassen.

Als Kooperationspartner konnte der FRANKENBUND den noch jungen und sehr rührigen „Verein zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes e.V.“ unter seinem engagierten 1. Vorsitzenden Benedikt Feser gewinnen; dieser Verein hat sich zur Aufgabe gemacht, den einheimischen Dialekt zu bewahren und mit neuem Leben zu erfüllen. Informationen zu diesem Verein bietet die sehr informative Homepage unter „www.

unterfränkisch.de“. Wer sich über das neueste Projekt dieses Vereins, nämlich ein Haus des Dialektes ins Leben zu rufen, kundig machen will, erhält über den Link: http://www.weinwaldwasser.de/sites/files/haus_des_dialektes_einzelseiten.pdf (abgerufen am 12. November 2018) weitere Informationen.

Getagt wurde im unterfränkischen Ort Arnstein-Büchold, in dem dieser Verein zu Hause ist. Die wissenschaftliche Leitung der Tagung hatte Frau Dr. Monika Fritz-Scheuplein vom Unterfränkischen Dialektinstitut der Universität Würzburg übernommen. Aber auch die Dialekte der anderen Teile Frankens kamen auf unserer Tagung zu Wort. Mittelfranken wurde ebenso wie Oberfranken und Südhüringen eigens behandelt.

Den Anfang machte Frau Dr. Monika Fritz-Scheuplein, die zum Generalthema „Dialekte in Franken“ einen umfassenden Überblick gab, worauf dann Dr. Gunther Schunk, der als Kommunikationsverantwortlicher im Fachmedienhaus Vogel Communications Group in Würzburg tätig ist, einen Einblick in die Fragestellung zu „Regionalität und Sprache“ gab und dabei am Beispiel von Mainfranken die Entwicklung des frän-

Wichtiger Hinweis für Kaufinteressierte:

Das vorliegende, aber auch andere Hefte der Zeitschrift FRANKENLAND erhalten Sie gerne

zum Preis von **5,00** Euro (zzgl. **2,50** Euro Versandgebühr)
über die Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES.

Bitte wenden Sie sich zur Bestellung schriftlich oder fernmündlich an die
Bundesgeschäftsstelle in der Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06;
E-Mail: info@frankenbund.de.



Abb.: Das Gasthaus „Schwarzer Adler“ in Büchold im Jahr 1905. Bereits unter der Herrschaft der Herren von Thüingen ist um 1350 in Büchold von einer Schankstatt am Wirtstor die Rede. In diesem ehemaligen Gasthof, der auf einem Kellergewölbe aus dem Jahr 1495 steht, soll das Haus des Dialektes entstehen. Darüber hinaus soll das Gebäude in Zukunft aber auch für die wechselvolle Geschichte in 500 Jahren fränkischer Gasthauskultur stehen.

Photo: Archiv des Vereinsrings Büchold e.V.

kischen Dialekts nach der Jahrtausendwende beleuchtete. Den Reigen der vormittäglichen Vorträge beschloss schließlich Professor Dr. Alfred Klepsch vom „Fränkischen Wörterbuch“, das am Department für Germanistik der Universität Erlangen angesiedelt ist. Er sprach zum Fränkischen Wortschatz, wobei er von dessen Erforschung seit dem 19. Jahrhundert berichtete und seine Verbreitung erläuterte.

Auch am Nachmittag des Thementages wurden etliche Vorträge angeboten: So gab Herr Erhard Köhler aus Schmeheim einen Einblick in die Mundart in Südtüringen, während Frau Privatdozentin Dr. Almut König aus Erlangen über die zahlreichen Inter-

netangebote zum Thema Dialekt informierte. Außerdem unterstrich der Mundartautor Dr. Helmut Haberkamm aus Spardorf in Mittelfranken in seinem Beitrag, dass Mundart Vielfalt und Kraftquelle bedeutet, wohingegen Bertram Popp vom Oberfränkischen Bauernhofmuseum Kleinlosnitz unter dem Titel „Der Uriel und des Wischkästla“ alte und neue Dialektbegriffe in Oberfranken vorstellte.

Neben Vorträgen wurde überdies wieder ein vielfältiges Rahmenprogramm angeboten: Dabei konnten die Besucher im Mundartkino die Filme „Wenn die Alten erzählen – Dialekt und Lebensart in Unterfranken“ oder „Der Brandners Kischper und

das ewige Leben“ anschauen. Dr. Schunk, der bereits mehrere Bände der Comicreihe „Asterix“ ins Mainfränkische übersetzt hat, hielt daraus eine Mundartlesung. Ergänzt wurde das Angebot ebenfalls durch Führungen durch den Ort im Dialekt. Hierbei zeigte Frau Margot Heilmann die Büchold der Pfarrkirche St. Nikolaus und Mariä Heimsuchung, und Benedikt Feser öffnete das ehemalige Gasthaus „Schwarzer Adler“, das nach seiner Renovierung das Heim des geplanten „Hauses des Dialekts“ sein wird. In einer weiteren Führung präsentierte der „Ausschaller und Gemeidiener“ Peter Fuchs gleichermaßen informativ wie humorvoll sein Heimatdorf. Einen besonderen Höhepunkt stellten sicherlich auch die Führungen durch die frisch renovierte Burgenlage des über dem Ort thronenden Schlosses Büchold mit dem jetzigen Besitzer Brigadegeneral a.D. Henning Glawatz dar. Den Abschluss bildete dann noch ein Konzert mit dem fränkischen Liedermacher Siggi Juhasz, der seine Kindheit in Büchold verlebte.

Aus diesen vielen Angeboten konnten sich die Teilnehmer am Nachmittag ihr eigenes Programm je nach Interessenlage zusammenstellen. Da leider auch an Büchold das heutige Wirtshaussterben nicht vorübergegangen ist, gibt es derzeit keine Einkehrmöglichkeit mehr im Ort. Das sollte den Ablauf unserer Tagung aber nicht beeinträchtigen. Deshalb richtete der „Verein zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes“ dankenswerterweise ein gemeinsames Mittagessen mit drei verschiedenen Gerichten am Tagungsort, dem DJK Sportheim in der Kirchenstraße, aus.

Fast alle Vorträge und Überlegungen zum Thema, die in Büchold zu hören waren, sind in diesem FRANKENLAND-Heft enthalten. Zusätzlich zu diesen Beiträgen, die beim Thementag referiert wurden, können wir unseren geschätzten Lesern des Sonderheftes noch zwei weitere kleine Aufsätze präsentieren. Zum einen haben wir den Vorsitzenden des „Vereins zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes“, Herrn Benedikt Feser, gebeten, unseren Lesern die Ziele und Aufgaben seines Zusammenschlusses zu erläutern, was er unter dem Motto: „Der Dialekt braucht die Dörfer“ gerne getan hat. Zum anderen hat es ganz zum Schluss Brigadegeneral a.D. Henning Glawatz für alle diejenigen unternommen, die noch nie in Büchold waren und daher das von ihm restaurierte und bewohnte Schloss nicht kennen, dieses „Juwel im Herzen Unterfrankens“ unseren Lesern näherzubringen. Wir hoffen, dass auch diese beiden Texte auf Ihr Interesse stoßen werden und danken beiden Autoren an dieser Stelle herzlich für Ihre bereitwillige Unterstützung.

Somit können Sie, verehrte Leser, bei der Lektüre dieses Sonderhefts Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND ein recht dichtes, vielgestaltiges Bild des fränkischen Dialektes gewinnen. Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.

*Ihr
Dr. Peter A. Süß*

Dialekte in Franken – ein Überblick

Dieser Beitrag bietet einen Überblick über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Sprachräume in Franken, die anhand von einigen typischen Dialektmerkmalen in Form von Tabellen und Karten veranschaulicht werden. Die vorgestellten Merkmale der Mundarten in Franken zur Lautung, zur Formenbildung (Morphologie) und zum Wortschatz (Lexik) zeigen, dass sich Franken in fünf größere Sprachräume gliedert, wobei der unterostfränkische und oberostfränkische Sprachraum flächenmäßig stark dominieren. Um die Dialekte in Franken in die gesamtdeutsche Dialektlandschaft einordnen zu können, wird zunächst kurz auf die großen Dialekträume in Deutschland und in Bayern eingegangen.

Seit 1953 gibt es im Radioprogramm des Bayerischen Rundfunks das „Betthupferl“, das seit mittlerweile bereits sieben Jahren immer am Sonntagabend auf Bayern 1 um 19.55 Uhr in einer Mundartfassung ausgestrahlt wird, und zwar immer abwechselnd aus einem der sieben bayerischen Regierungsbezirke. Wenn man sich die drei ausgewählten Geschichten anhört,¹ ist unschwer zu erkennen, dass sie alle in zwar ähnlichen, aber durchaus voneinander unterscheidbaren Mundarten erzählt werden.² Die Geschichten vom Rhönschaf „Lili Lämmle“ stammen aus der Feder des gebürtigen Mellrichstädters Hans Christoph „Eo“ Borucki, gesprochen werden sie vom Kabarettisten Thomas Pigor, der ein

paar Kilometer weiter in Unsleben aufgewachsen ist. Beide kommen also aus dem Landkreis Rhön-Grabfeld, dem nördlichsten Landkreis in Unterfranken. Die Bamberger Autorin Gudrun Schury liefert die Geschichten, die ‚Charlotte‘ rund um ihr elterliches ‚Gasthaus zum blauen Storch‘ erlebt; der Sprecher David Saam kommt aus dem oberfränkischen Heroldsbach. Aus dem mittelfränkischen Lauf stammt Matthias Egersdörfer, der einige sicher als polternder Kabarettist und als Pathologe im „Franken-Tatort“ bekannt ist; seine selbst geschriebenen und auch selbst gesprochenen Geschichten über ‚eine seltsame Kindheit an der Pegnitz‘ tragen autobiographische Züge.

Alle eben genannten Autoren und Sprecher sind also in Franken beheimatet, sprechen demnach den, in der jeweiligen Herkunftsregion verbreiteten Dialekt, den man landläufig als ober-, mittel- oder unterfränkisch oder auch ganz allgemein als fränkisch bezeichnet. In der Sprachwissenschaft und der Dialektologie ist aber das Gebiet der fränkischen Dialekte wesentlich größer, wie die Übersichtskarte zu den deutschen Dialekten von Alfred Klepsch zeigt.³

Es reicht vom Niederfränkischen ganz im Norden, das die Mundarten im nördlichen Rheinland, den westlichen Niederlanden und dem nördlichen Belgien umfasst, über das südlich angrenzende Mittelfränkische, zu dem die Mundarten an der Mosel sowie im Rheinland südlich von Düsseldorf gehören, und das direkt anschließende Rheinfränkische, zu dem die hessischen und pfälzischen Mundarten



Abb. 1: Deutsche Dialekte (Quelle: Alfred Klepsch: Fränkische Dialekte, publiziert am 19.10.2009, in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: <http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Fränkische_Dialekte> [letzter Aufruf am 19.09.2018]).

zählen, bis ins Ostfränkische, das vor allem in Franken, aber auch im nördlichen Baden-Württemberg, in den hohenlohischen Gebieten, gesprochen wird.

Sprachräume in Deutschland

Die gesamte fränkische Dialektgruppe erstreckt sich also über alle drei großen Sprachräume in Deutschland: Das Niederfränkische gehört zum in Blautönen gehaltenen Niederdeutschen im Norden, zu dem z.B. auch die Mundarten der nördlichen deutschen Bundesländer zählen. Die Sprachgrenze zwischen dem Niederdeut-

schen und dem Mitteldeutschen bildet die sogenannte Benrather Linie (= die obere rote Linie). Sie verläuft von Düsseldorf über Kassel und Göttingen bis nach Cottbus. Zu dem in verschiedenen Grüntönen markierten Mitteldeutschen zählen neben dem Mittel- und Rheinfränkischen im Westen auch das Thüringische und im östlichen Teil das Obersächsische. Die Sprachgrenze zwischen mitteldeutschem und oberdeutschem Dialektgebiet, die sogenannte Germersheimer Linie (= die untere rote Linie), zieht sich von Karlsruhe und Heidelberg westlich von Würzburg nach Norden bis nach Thüringen hinein und

verläuft über den Rennsteig dann leicht nach Süden abfallend bis nach Plauen. Das Osträfische wie auch das Alemannische und Bairische gehören zum in verschiedenen Rottönen gehaltenen Oberdeutschen, das auch das österreichische Gebiet sowie die deutschsprachigen Teile der Schweiz einschließt. Oberdeutsch und Mitteldeutsch bilden übrigens zusammen den hochdeutschen Sprachraum, der sich vor allem aufgrund einer lauthistorischen Entwicklung deutlich vom Niederdeutschen unterscheidet: Dabei handelt es sich um die zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung, die ungefähr im 5./6. Jahrhundert stattgefunden hat. Diese Lautverschiebung betrifft die germanischen Verschlusslaute „p“, „t“ und „k“, die im niederdeutschen Gebiet erhalten sind, im mitteldeutschen und im oberdeutschen Gebiet jedoch – je nach Dialekt in unterschiedlichem Umfang – verschoben wurden.

Diese vereinfachte Karte zu den drei großen Sprachräumen in Deutschland zeigt, dass es in den oberdeutschen Dialekten nur verschobene Formen gibt: „p“ > „pf“, „t“ > „s“;

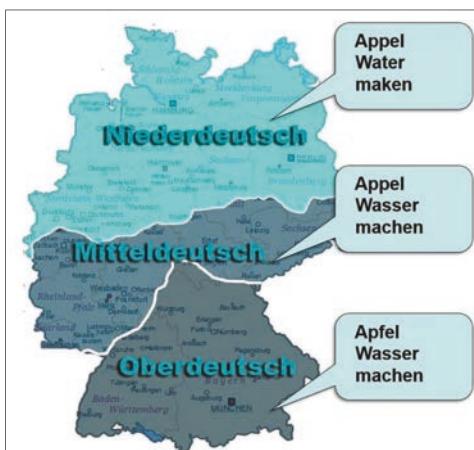


Abb. 2: Vereinfachte Karte zu den drei großen Sprachräumen in Deutschland mit Beispielwörtern (Quelle: UDI 2007).

,k‘ > „ch“, hier sagt man also „Apfel“, „Wasser“ und „machen“. Im Mitteldeutschen hat sich nur das germanische „p“ erhalten, hier hört man „Appel“, aber „Wasser“ und „machen“. Im Niederdeutschen wurde nicht verschoben, folglich sagt man hier „Appel“, „Water“ und „maken“. Als Ergebnis dieser zweiten Lautverschiebung entstand also eine deutlich erkennbare Trennung in ein dunkelblaues hochdeutsches Gebiet, in dem die Veränderungen weitgehend – wie im Oberdeutschen – oder teilweise – wie im Mitteldeutschen – eingetreten sind, und in ein hellblaues niederdeutsches Gebiet, in dem sie sich nicht durchgesetzt haben.

Dialekträume in Bayern

Wie gut anhand der verschiedenen Farbgebung (in Abb. 3) zu erkennen ist, gibt es in Bayern vier große Dialekträume.⁴ Das gelbe bairische Dialektgebiet gliedert sich in Nord- und Mittelbairisch, in einem kleinen Gebiet ganz im Süden kommt noch Südbairisch hinzu.⁵ Das Nordbairische hört man v.a. in der Oberpfalz, südlich davon beginnt das große Gebiet des Mittelbairischen. Es umfasst die bayerischen Regierungsbezirke Nieder- und Oberbayern vom Alpenrand bis südlich der Donau bei Regensburg und in den Bayerischen Wald hinein sowie die österreichischen Bundesländer Ober- und Niederösterreich und Burgenland.⁶ Das Südbairische ist v.a. auf die österreichischen Alpenländer begrenzt und wird deshalb auch als „Alpenbairisch“ bezeichnet. In Bayern wird südbairisch nur in der südwestlichsten Ecke Oberbayerns, im Werdenfelser Land, gesprochen.⁷

Im Westen Bayerns befindet sich das in Blautönen markierte Ostschwäbische und im Südwesten der niederalemannische Sprachraum, zu dem die Dialekte im



Abb. 3: Dialekträume in Bayern (Quelle: Renn, Manfred/König, Werner: Kleiner Bayerischer Sprachatlas. München 2006, S. 18).

Ober- und im Westallgäu gehören.⁸ Die Grenze zwischen Mittelbairisch und Ostschwäbisch, das im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben gesprochen wird, bildet in etwa der Verlauf des Lechs. Das Ostschwäbische gehört bereits zur großen Gruppe der alemannischen Dialekte, die auch im ganzen deutschsprachigen Süd-

westen, also auch im Elsass, in der Schweiz oder im österreichischen Walsertal gesprochen werden.⁹

Auch das grüne Ostfränkische ist zweiteilt, was gleich im Mittelpunkt der Betrachtung stehen wird. Alle bisher genannten Dialekträume zählen zum oberdeutschen Sprachraum. Bereits zum Mit-

teldeutschen gehören die roten Räume, das Rheinfränkisch-Hessische im Westen Unterfrankens und das Thüringische, das in einem kleinen Zipfel in Oberfranken nördlich von Kronach und Ludwigstadt gesprochen wird.

Dialekte in Franken

Wie schon erwähnt, versteht man landläufig unter ‚fränkisch‘ ganz allgemein die Dialekte, wie sie in den drei nordbayerischen Regierungsbezirken gesprochen werden. In der Mundartforschung werden diese Dialekte aber als Ostfränkisch bezeichnet und von anderen fränkischen Dialektien, wie etwa dem Mittelfränkisch-Rheinischen oder dem Rheinfränkisch-Hessischen, unterschieden. Wie kam es zu diesem Terminus ‚ostfränkisch‘, der sich aus der lateinischen Bezeichnung *francia orientalis* für Ostfranken ableitet? Hierzu ein Zitat aus der „Steigerwaldschanke“ von Sabine Krämer-Neubert:

„Der Raumbegriff Ostfranken ist seit karolingischer Zeit bekannt. Die Einheit des Karolingerreiches hatte seit dem Vertrag von Verdun im Jahr 843 ein vorläufiges Ende gefunden. Der Vertrag wies dem fränkischen König Ludwig I. (der Deutsche) den Osten des fränkischen Reiches als eigenen Reichsteil zu. Ludwigs Ostreich, die ‚francia orientalis‘, war im Westen durch Rhein und Aare, im Osten durch Elbe und Saale, im Norden durch die Nordsee und im Süden durch die Alpen begrenzt. In diesem Ostfranken wurde bald wieder ein Ostfranken (= die Mainlande) und Rheinfranken (= die Rheingebiete) unterschieden. Allgemein galten ab Mitte des 11. Jahrhunderts die am Main wohnenden Ostfranken als Träger des Frankennamens. [Der Sprachhistoriker] Wilhelm Braune leitete den Begriff ‚Ostfranken‘ aus Urkunden des 13./14. Jahrhunderts ab, in denen ‚Ost-

franken‘ das Gebiet des Würzburger Herzogtums bezeichnete und führte Ostfranken als Namen für jenen Sprachraum ein.“¹⁰

Auch das auf Abb. 3 in Grüntönen markierte Ostfränkische ist unterteilt in zwei größere Gebiete.¹¹ Das dunkelgrüne Unterostfränkische ist in weiten Teilen von Unterfranken zu hören, sein Verbreitungsgebiet entspricht ungefähr dem mittelalterlichen Territorium des Hochstifts Würzburg, und es erstreckt sich im Norden bis zum Rennsteig, also über die heutige fränkische Bezirksgrenze hinaus. Das hellgrüne Oberostfränkische wird v.a. in Ober- und Mittelfranken gesprochen. Es ist erst später nach der Gründung des Bistums Bamberg 1007 entstanden. Die Sprachgrenze zwischen beiden Mundarträumen ist die sogenannte Steigerwald-Coburg-Obermain-schanke. Im Südosten des Oberostfränkischen zeigt sich der grün-gelb schraffierte Nürnberger Raum als breiter Übergangsstreifen zwischen dem Ostfränkischen und dem Nordbairischen. Im Westen Mittelfrankens ist im Rothenburg-Feuchtwanger-Raum das Südostfränkische zu finden, das sich allerdings gegen die ostfränkischen Nachbarmundarten nur schwach absetzt und deshalb nicht eigens farbig markiert ist. Es wird landläufig auch als ‚hohenlohisches‘ bezeichnet und weist Gemeinsamkeiten sowohl mit dem Unterostfränkischen, mehr aber noch mit dem Oberostfränkischen auf.

Ganz im Westen Unterfrankens, in den Gebieten, die früher zum Erzbistum Mainz gehörten, wird rheinfränkisch-hessisch gesprochen, also in den roten eingezeichneten Gebieten westlich des Spessarts um Aschaffenburg sowie in der nordwestlichen Rhön an der Grenze zu Hessen. Die Sprachgrenze zwischen dem rheinfränkisch-hessischen und dem unterostfränkischen Dialektraum ist die sogenannte Spessartbarriere, die aufgrund eines mar-

kanten Merkmals auch „appel“-, „apfel“-Linie genannt wird. Sie bildet in Unterfranken einen Teilabschnitt der schon erwähnten Germersheimer Linie; in ihrem nördlichen Verlauf durch die Rhön heißt sie dann Rhönschanke. Auch zwischen dem Rheinfränkisch-Hessischen und dem Unterostfränkischen markiert das rot-grün schraffierte Gebiet einen breiten Übergangsstreifen zwischen beiden sprachlichen Kernlandschaften. In diesen Übergangsräumen nehmen die Merkmale eines Raumes zu und andere ab, d.h., hier sind Mischphänomene zu beobachten.

Ausgewählte Merkmale

Anhand von zwei Tabellen und acht Karten soll nun veranschaulicht werden, in welchen Merkmalen sich die drei ostfränkischen Kernlandschaften voneinander unterscheiden. Außerdem wird herausgearbeitet, welche Unterschiede sie jeweils zum westlichen Rheinfränkisch-Hessischen und zum östlichen Nordbairischen aufweisen.¹²

Die erste Tabelle (Abb. 4) zeigt zunächst einige Beispiele zur Lautung.¹³ Vorauszu schicken ist, dass die mundartlichen Ein-

träge sowohl in den Tabellen als auch auf den Karten eine stark vereinfachte Darstellung sind. Denn jeder Sprachraum müsste aufgrund der sprachlichen Befunde noch mehrmals unterteilt werden, um die Dialektsituation genau widerzuspiegeln. Es trifft aber zu, dass diese mundartlichen Realisierungen (Ausspracheformen), wie Sie sie hier sehen, für die meisten bzw. für viele Orte in den fünf Sprachräumen in Franken vorliegen.

Für das erste Beispiel erübrigt sich eine Karte, denn hier haben wir einen Unterschied nur zwischen dem rheinfränkisch-hessischen Gebiet und allen anderen, zum Oberdeutschen zählenden Sprachräumen. Es geht um die Realisierung von germanisch „p“ am Beispiel von „Apfel“. Die schon genannte Germersheimer Linie, die die mitteldeutschen von den oberdeutschen Dialekten trennt, verläuft durch den Spessart; im Westen, also im Rheinfränkisch-Hessischen, wurde das germ. „p“ nicht verschoben, hier heißt es „appel“,¹⁴ in allen zum Oberdeutschen zählenden Sprachräumen wurde das „p“ zu „pf“ verschoben, hier sagt man „apfel“ (gesprochen eher „abfl“ mit einem „weichen“, „b“).¹⁵

	Mitteldeutsch		Oberdeutsch		
	Rheinfränkisch-Hessisch	Unterostfränkisch	Oberostfränkisch	Südostfränkisch	Nordbairisch
Germ. <i>p</i> z.B. in <i>Apfel</i>	appel	apfel	apfel	apfel	apfel
Mhd. <i>ie, uo, üe</i> z.B. in <i>lieb, Bruder, Füße</i>	liib bruuder füss/fiss	lieb brueder fues	liib bruuder füüs	lieb brueder fues	leib brouder feis
Germ. <i>ø</i> z.B. in <i>Nebel</i>	näwwel	naawel	nääwel neewel	neewel	neewel
Mhd. <i>ei</i> z.B. in <i>Kleid, breit</i>	klaad braad	klääd brääd	klaad braad	klaad braad	kload broad
Mhd. <i>æ</i> z.B. in <i>Käse</i>	kees/kääs	kaas	kees/kääs	kees	kaas

Abb. 4: Ausgewählte Merkmale der Dialekte in Franken: Beispiele zur Lautung.

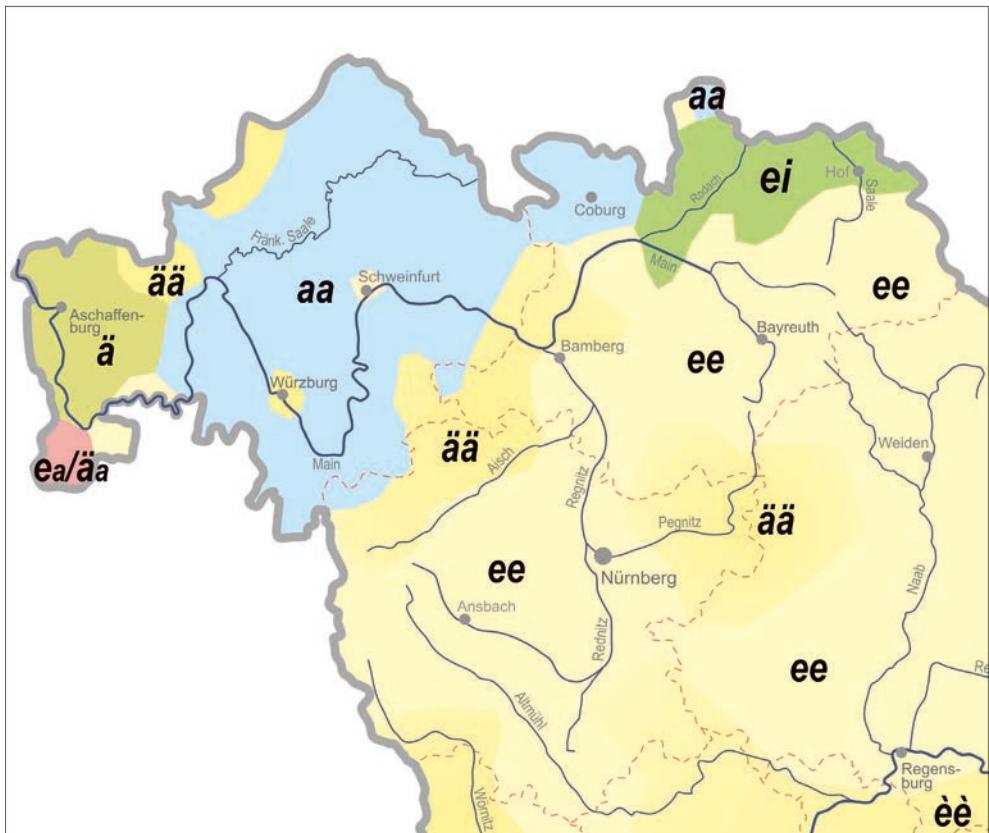


Abb. 5: Das germ. ,ë‘ in „Nebel“ (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 30f.).

Mehr Unterschiede zeigen die fünf Sprachräume in Franken bei vokalischen Phänomenen. Das zweite Beispiel betrifft die Realisierung der mittelhochdeutschen Diphthonge *,ie‘*, *,ue‘*, *,üe‘* am Beispiel von *,lieb‘*, *,Bruder‘*, *,Füße‘*. Im Mittelhochdeutschen sagte man noch *,lieb‘*, *,ie‘* ist hier als Diphthong, also als Doppel-laut aus den Vokalen *,i‘* und *,e‘* zu sprechen), *,bruoder‘* und *,füeze‘*. In der neuhighdeutschen Schriftsprache sind diese Diphthonge zu einem langen *,ii‘*, *,uu‘* und *,üü‘* geworden. Auch im Rheinfränkisch-Hessischen, im Henneberger Raum im nördlichen Un-

terfranken und im Oberostfränkischen spricht man diese einzelnen Vokale (Monophthonge), hier hört man *,lib‘*, *,bruuder‘*, *,füss/füüs‘*. Im Westen Unterfrankens sagt man um Aschaffenburg und Alzenau statt *,ü‘* auch oft ein *,i‘* (*,füss‘* > *,fiss‘*). Bei diesem Phänomen handelt es sich um eine sogenannte Entrundung, sie ist ein typisches Merkmal der rheinfränkisch-hessischen Mundart.¹⁶ In der unterostfränkischen und südostfränkischen Mundart sind die Diphthonge *,ie‘*, *,uo‘* und *,üe‘* charakteristisch, man hört *,lieb‘*, *,brueder‘* und *,fües‘*. Typisch für das Nordbairische dage-

gen sind die sogenannten gestürzten Diphthonge, man spricht hier ‚leib‘, ‚brouda‘ und ‚feis‘.¹⁷

Auch die Entwicklung des alten germanischen Lautes „e“ wie z.B. in „Nebel“ charakterisiert die Dialekte in Franken (Abb. 5). Im Rheinfränkisch-Hessischen sagt man ein kurzes „ä“, westlich des Spessarts gibt es „näawel“. In der hellblauen unterostfränkischen Mundart spricht man „Nebel“ mit einem langem „aa“, d.h., hier sagt man „naawel“. Im Oberostfränkischen kommt in den hellgelben Gebieten überwiegend „neewel“ mit einem langen „ee“ vor, wie z.B. im Landkreis Ansbach, daneben auch in den

dunkelgelben Gebieten „nääwel“ mit langem „ää“, wie z.B. im Landkreis Neustadt an der Aisch. Im Südostfränkischen heißt es wieder „neewel“ mit langem „ee“, das dann ebenfalls im Nordbairischen zu hören ist. Im rot eingezzeichneten Südwesten Unterfrankens sowie im grünen Norden Oberfrankens wird der alte germ. „e“-Laut diphthongisch realisiert: Um Amorbach hört man „nääawl“ und im nördlichen Oberfranken „neiwl“.¹⁸ Typisch für die Dialekte in Franken ist noch ein weiteres Merkmal: Der Verschlusslaut „b“ wird zwischen zwei Vokalen zum Reibelaut „w“.¹⁹ Diese sogenannte Spirantisierung ist – wie in der Tabelle

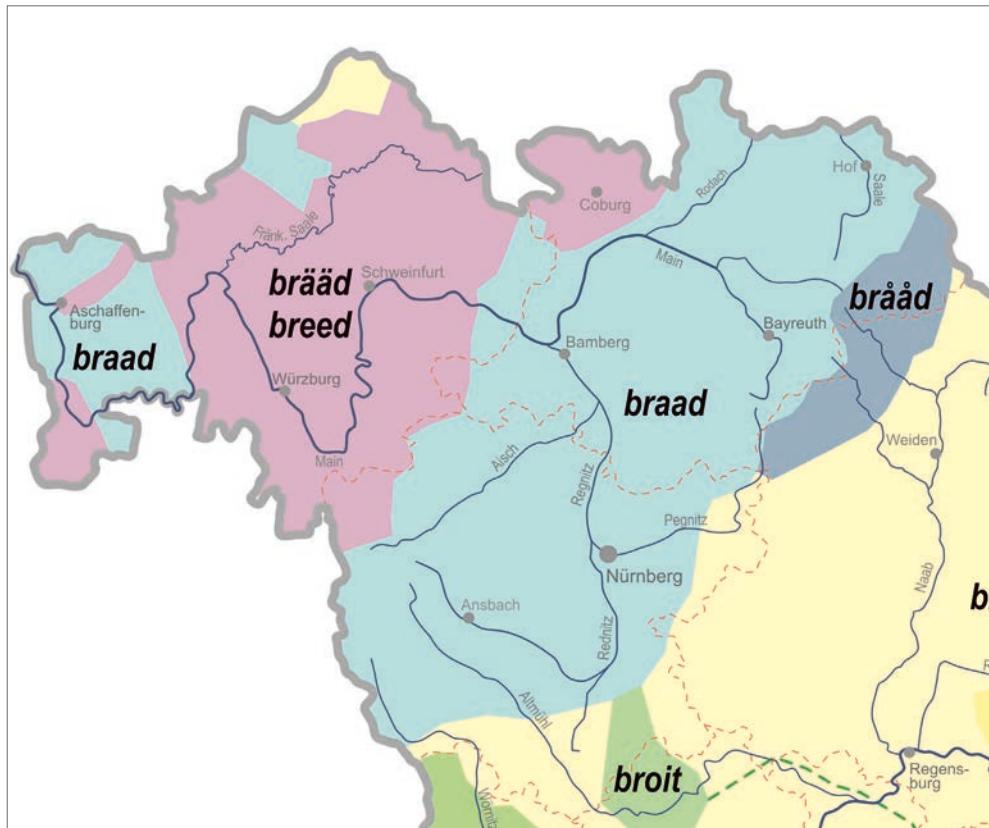


Abb. 6: Das mhd. „ei“ in „breit“ (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 56f.).

(Abb. 4) zu sehen – in allen fünf Sprachlandschaften in Franken zu beobachten.

Die zweite Lautkarte (Abb. 6) zeigt die Realisierung des mittelhochdeutschen Diphthongs „ei“, hier am Beispiel von „breit“, das in die Tabelle eingetragene zweite Beispielwort „Kleid“ verhält sich weitgehend gleich. Die Realisierung mit „oa“, also „broat“/„kloat“ im hellgelben Nordbairischen, gilt als das „prominenteste lautliche Kennzeichen“²⁰ des Gesamtbairischen, aber es kommt auch in einem kleinen Gebiet im nördlichsten Unterfranken, im Henneberger Raum, vor. Die großräumig im Schwäbischen verbreitete Lautung mit „oi“, also

,broit“, „kloit“, hört man auch in einem kleinen Gebiet im südlichen Mittelfranken um Eichstätt. Ansonsten sind aber im Ostfränkischen die Lautungen „braad“ und „breed“/„brääd“ am weitesten verbreitet und zwar ziemlich genau umgekehrt wie bei „Nebel“. Die Lautungen mit langem „aa“ („braad“, „klaad“) hört man im blauen Rheinfränkisch-Hessischen und Oberostfränkischen und die Lautungen mit langem „ää“ oder „ee“ („brääd“, „klääd“ bzw. „breed“, „kleed“) im lilafarbenen Unterostfränkischen.

Als letztes lautliches Beispiel sei noch die Karte zur Aussprache von „Käse“, einer Entlehnung aus dem lateinischen „cäesus“,

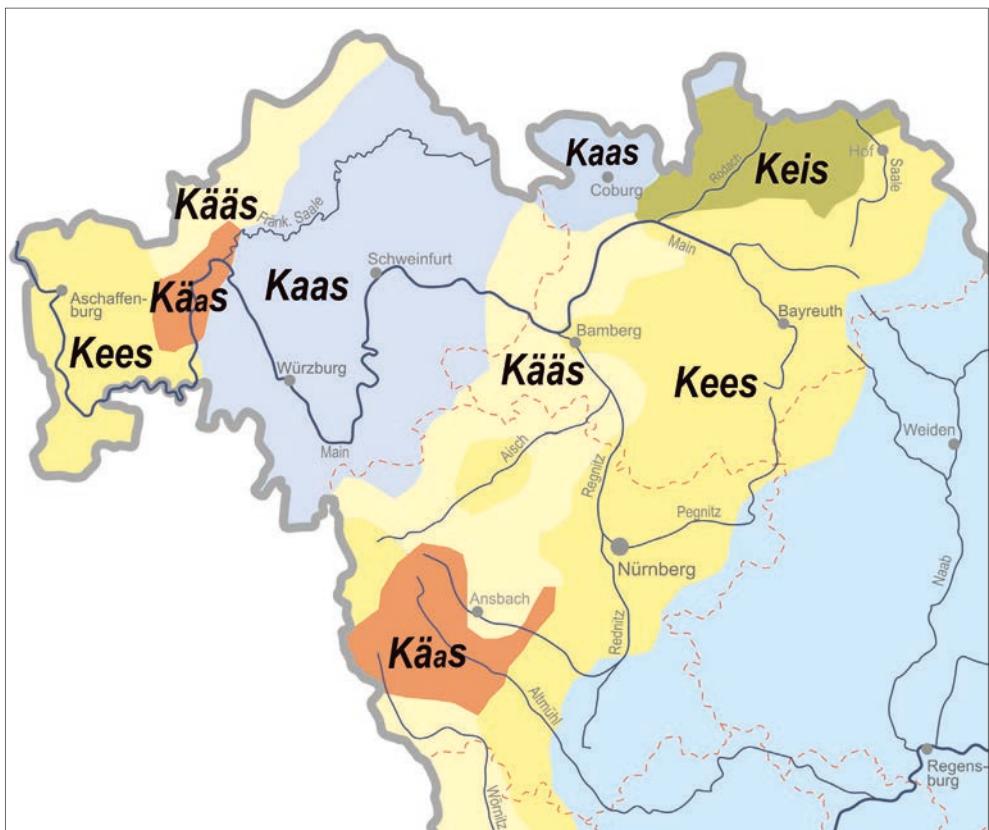


Abb. 7: Das mhd. „æ“ in „Käse“ (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 42f.).

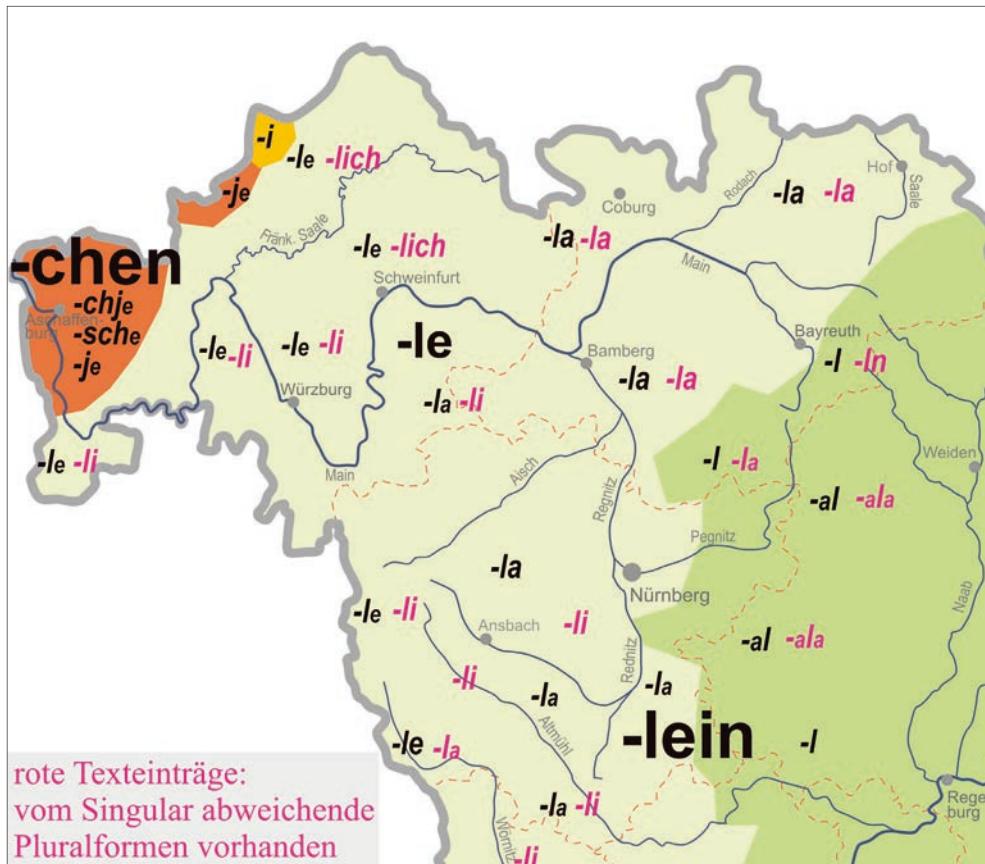


Abb. 8: Diminutivendungen (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 92f.).

vorgestellt (Abb. 7). Zunächst einmal ist das Wort überall einsilbig, weil die Endung, -e wegfällt, also apokopiert wird. Im fliederfarbenen Unterostfränkischen sowie im hellblauen Nordbairischen sagt man ‚kaas‘, was sich allerdings im Nordbairischen heller anhört. Zwischen den in Gelbtönen markierten Gebieten mit ‚kees‘/ ‚kääs‘-Lautungen im westlichen und nordwestlichen Unterfranken sowie in Ober- und Mittelfranken verläuft nicht überall eine scharfe Grenze, wie man aufgrund des Kartenbildes meinen könnte. Fast im glei-

chen Raum wie beim Beispielwort ‚Nebel‘ haben wir auch bei ‚Käse‘ Lautungen mit einem steigenden Diphthong: Wo man ‚neiw‘ sagt, hört man also auch ‚keis‘. In den zwei kleinen orangefarbenen Gebieten im östlichen Mainviereck und um Ansbach wird ein fallender Diphthong gesprochen, hier sagt man ‚kääs‘.

Auch in der Formenbildung (Morphologie) und der Lexik (Wortschatz) gibt es einige charakteristische Unterschiede. Zunächst zur Bildung der Verkleinerungsformen, der Diminutive. Anders als auf der

Karte (Abb. 8) dargestellt, beschränke ich mich aber auf die Singularformen, die in Schwarz in die Karte eingetragen sind.

Für die Bildung von Verkleinerungsformen gibt es die zwei Endungen „-chen“, die in den niederdeutschen und mitteldeutschen Mundarten üblich ist, und „-lein“, die in den oberdeutschen Mundarten verbreitet ist. Im orangefarbenen rheinfränkisch-hessischen Dialekt, also in dem zum Mitteldeutschen zählenden Gebiet, ist die Endung „-sche“ typisch: Das „-n“ der standardsprachlichen Endung „-chen“ entfällt jedoch, und der Reibelaut „ch“ wird als „sch“ gesprochen, wie z.B. in „määdsche“ für

„Mädchen“. Daneben ist auch „määdchje“ oder „määdje“, seltener „määdi“ zu hören. In den grünen oberdeutschen Dialekten in Franken verwendet man die Endung „-lein“, die im Unterostfränkischen eher als „-le“, wie in „määdle“, und im Ober- und Südostfränkischen eher als „-la“, wie in „maadla“, begegnet. Im dunkelgrünen östlichen Teil Frankens, in dem bereits der bairische Spracheinfluss hörbar ist, herrschen die Aussprachvarianten nur auf „-l“ oder auch auf „-al“ vor, also z.B. „maal“ oder „moidl“ / „moidal“.

Auch die Endungen für den Infinitiv, die Grundform von Verben, sind charakteris-

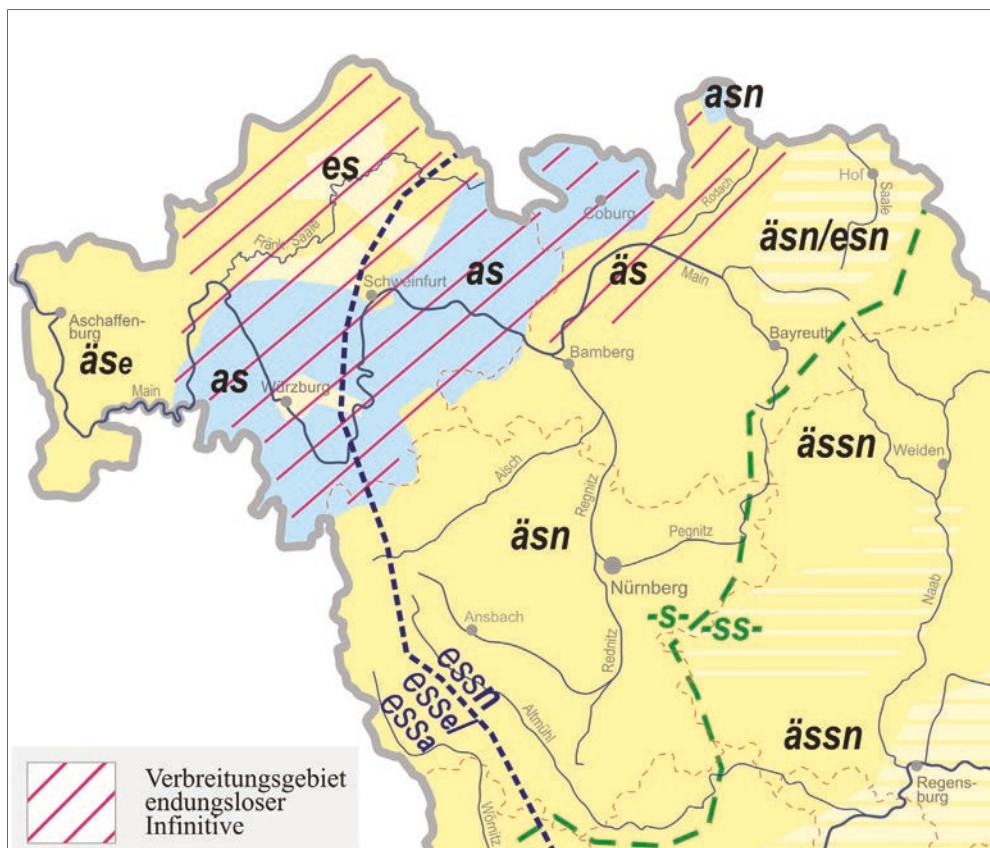


Abb. 9: Infinitivendung (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 28f.).

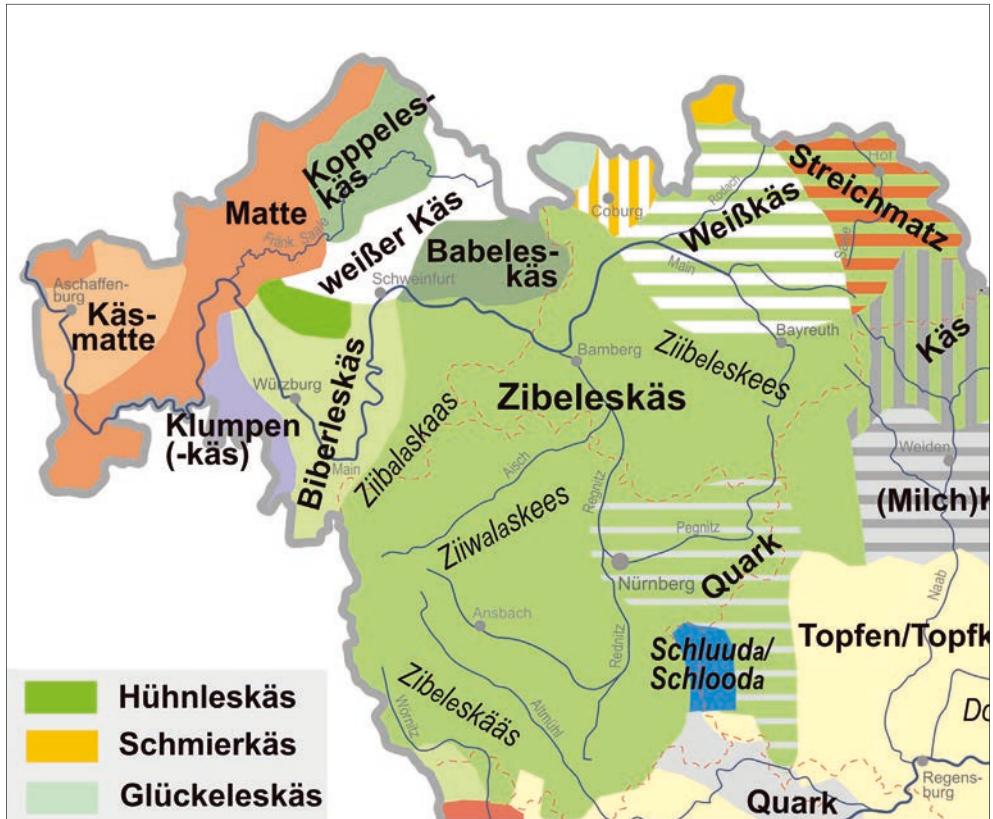


Abb. 10: Quark (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 160f.).

tische Merkmale für die Dialekte in Franken. Auf der Karte (Abb. 9) eingetragen sind die Realisierungen für das Verb ‚essen‘, die unterschiedliche Aussprache des Vokals veranschaulicht die Farbgebung.²¹ Im Rheinfränkisch-Hessischen und auch im Südostfränkischen endet der Infinitiv auf Vokal: ‚ässe/esse‘. Im Oberostfränkischen wie im Nordbairischen verwendet man die Endung ‚-n‘: ‚ässn/essn‘. Dazwischen liegt das Unterostfränkische, in dem endungslose Infinitive wie ‚ass/ess‘ dominieren.

Die erste Wortschatzkarte²² (Abb. 10) zeigt die mundartlichen Bezeichnungen für den Quark, allerdings ist hierunter jedoch

nicht das im Supermarkt erhältliche Produkt zu verstehen, sondern der einfache, von den Bauern selbsthergestellte Quark. Im Rheinfränkisch-Hessischen sagt man in den orangefarbenen Gebieten westlich des Spessarts zu diesem Milchprodukt ‚Matte‘ oder ‚Käsematte‘. In den ostfränkischen Mundarten spricht man von ‚Käse‘, ‚Kes‘, ‚Kas‘ (gesprochen mit langem Vokal: ‚kääs‘, ‚kees‘, ‚kaas‘, siehe hierzu auch Abb. 7), wobei unterschiedliche Bestimmungswörter verwendet werden: Im Unterostfränkischen, v.a. im hellgrünen Maindreieck, nennt man diesen Quark vorwiegend ‚Biberleskäs‘ (lautlich meist ‚bibberles-‘, oder ‚biiberleskaas‘),

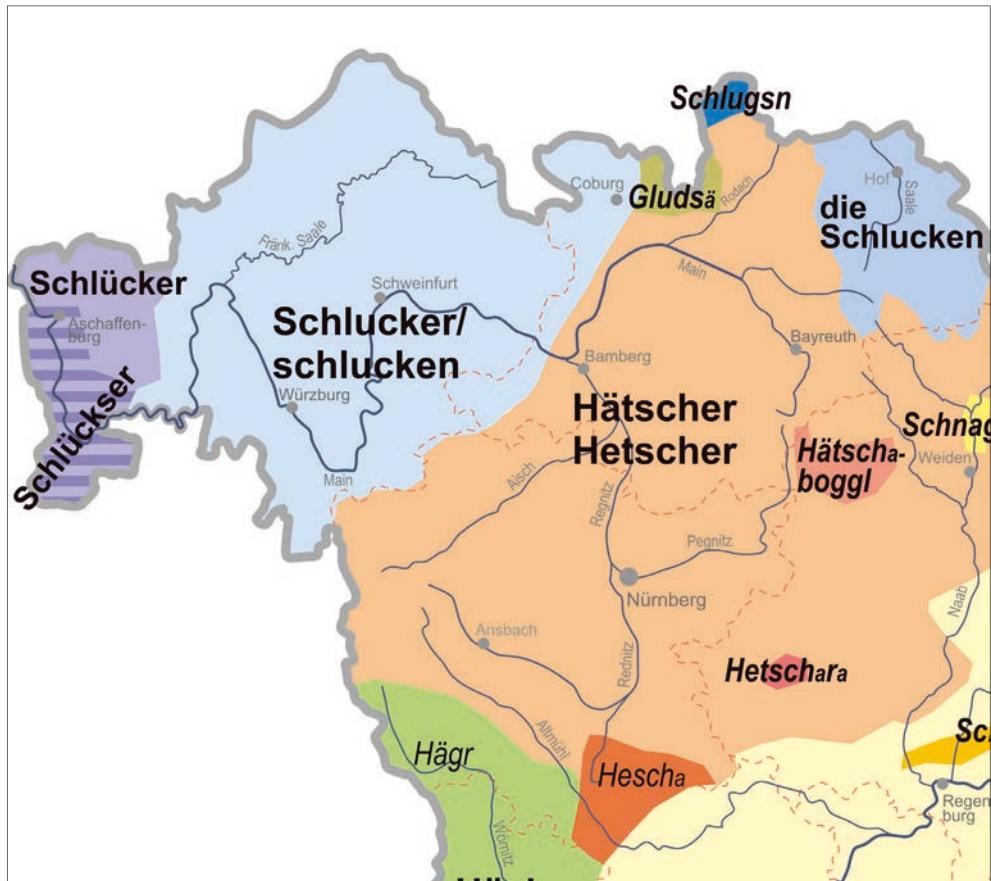


Abb. 11: *Schluckauf* (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 146f.).

im Norden sind auch ‚*Koppeleskäs*‘ („*kobbeleskäas*“), ‚*weißer Käs*‘ („*weißer kaas*“) sowie ‚*Babeleskäs*‘ (z.B. „*babbeleskaas*“) verbreitet. Im Ober- und Südostfränkischen, in dem großen mittelgrünen Gebiet, verwendet man hauptsächlich ‚*Zibeleskäs*‘, aufgrund der Größe des Gebietes sind hierzu die verschiedenen Aussprachevarianten in die Karte eingetragen. Die Bestimmungswörter ‚*Biberle*‘, ‚*Zibele*‘, ‚*Babele*‘ und ‚*Koppele*‘ sind übrigens die mundartlichen Bezeichnungen für das Küken, dem dieser Quark oft als Futter gegeben wurde.²³ Das grüne

‚*Zibeleskäs*‘-Gebiet ragt bis ins Nordbairische hinein, hier beginnt allerdings auch schon das große hellgelbe ‚*Topfen*‘-Gebiet, das sich dann weiter Richtung Süden über den gesamten bairischen Sprachraum erstreckt.

Etwas weniger Varianten gibt es in Franken für die mundartliche Benennung des Schluckaufs (Abb. 11). In Unterfranken ist großräumig der ‚*Schlucker*‘ verbreitet, der im hellblauen Unterostfränkischen als ‚*schlugger*‘ und im lilafarbenen Rheinfränkisch-Hessischen mit dem Umlaut ‚*ü*‘ als

,Schlücker‘ bzw. ,Schlückser‘ begegnet, wobei der Umlaut, *ü*‘ zumeist zu, *i*‘ entrundet wird (wie auch bei ,*fiss*‘ für ,*Füße*‘), man hört also meist ,*schliggse*‘ oder ,*schligie*‘. ,Schlucker‘ kommt in den Nebenformen ,*Schlugsn*‘ auch im zum Thüringischen gehörenden dunkelblauen nördlichsten Zipfel Oberfrankens und als ,*Schlucken*‘ in der mittelblauen Hofer Gegend vor. Im orangefarbenen Oberostfränkischen ist ansonsten der ,*Hätscher*‘, *Hetscher*‘ am bekanntesten; dieses große Gebiet reicht bis ins Nordbairische hinein. Anders verhält sich diesmal das grüne Südostfränkische, wo einen der ,*Häcker*‘ (gesprochen: ,*hägr*‘)

plagt; diese Bezeichnung ist dann weiter Richtung Süden bis ins Ostschwäbische hinein verbreitet. Für die bairischen Dialekte ist das Wort ,*Schnaggla*‘ charakteristisch, das man aber auch schon im hellgelben südlichen Mittelfranken kennt.

Eine noch einheitlichere Raumgliederung zeigt schließlich die letzte Wortschatzkarte zu den Bezeichnungen für das Klar-spülen der Wäsche (Abb. 12). Im weißen Rheinfränkisch-Hessischen sagt man am häufigsten ,*auswaschen*‘ (gesprochen: ,*aus-wesche*‘, ,*auswösche*‘), im grün-weiß schraffierten Gebiet um Miltenberg und Amorbach auch ,*ausfläudern*‘ (,*ausgefäßt*‘ ge-



Abb. 12: Wäsche klarspülen (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 174f.).

sprochen: ‚ausgeföhred‘, ‚-gefleided‘, ‚-geflöiderd‘). ‚Ausfläudern‘ ist wohl eine Iterativbildung, also eine Bildung mit einer wiederholenden Bedeutung, zu ‚fläuen‘/‚fläen‘, das vor allem im grünen Oberostfränkischen, aber auch schon im östlichen Unterostfränkischen zu hören ist. Die bereits im Mittelhochdeutschen belegte Vielfalt an Schreib- und wohl auch Sprechvarianten²⁴ spiegelt sich auch in den in die Karte eingetragenen mundartlichen Ausspracheverarianten, wie u.a. ‚flää̯n‘, ‚flöön‘, ‚flaija‘ oder ‚flaan‘ wider. Das im blauen Nordbairischen vorherrschende ‚fladern‘ hat übrigens nicht die gleiche Wurzel wie das benachbarte ‚fläuen‘, wie man aufgrund der Ähnlichkeit ja meinen könnte, sondern es geht auf mhd. ‚vladeren‘, ‚flattern‘ zurück. Im orangefarbenen Unterostfränkischen schließlich ist großräumig ‚lühen‘ (gesprochen: ‚lüüch‘, ‚lüü‘, ‚lüü‘) verbreitet, das bereits im Althochdeutschen als ‚luhhen‘, ‚waschen‘ belegt ist und wie das Substantiv ‚Lauge‘ wohl auf die gemeinsame germanische Wurzel *laugo-, zurückgeht.²⁵ Die folgende Tabelle (Abb. 13) stellt alle, zur Morphologie und Lexik beschriebenen Beispiele noch einmal im Überblick dar.

Zusammenfassung

Alle in diesem Beitrag exemplarisch aufgeführten lautlichen, morphologischen und lexikalischen Merkmale der Mundarten in Franken haben Folgendes gezeigt und anhand der Karten veranschaulicht: Franken gliedert sich in fünf größere Sprachräume, flächenmäßig dominieren jedoch stark der unterostfränkische und oberostfränkische Sprachraum.²⁶ Wenn man sich auf eine Wanderung durch Franken macht und sich vom Kahlgrund im Nordwesten ins Altmühlthal im Südosten begibt, dann startet man im Rheinfränkisch-Hessischen, einem mitteldeutschen Dialekt. Im Spessart überschreitet man die Grenze zu den oberdeutschen Mundarten. Hier durchquert man zunächst das Unterostfränkische mit Würzburg als Zentrum, über den Steigerwald gelangt man in den Oberostfränkischen Sprachraum hinein, hier kann man Ausflüge z.B. an den Obermain oder in den Aischgrund einplanen. Am Ende der Wanderung kommt man schließlich ins nordbairische Sprachgebiet östlich von Nürnberg und um Weißenburg herum. Vom Altmühlthal aus bietet sich noch ein Abstecher in den Westen Mittelfrankens,

	Mitteldeutsch ↓	Oberdeutsch			
	Rheinfränkisch-Hessisch	Unterostfränkisch	Oberostfränkisch	Südostfränkisch	Nordbairisch
Diminutivierung -chen/-lein z.B. in Mädchen	määdsche	määdle maadle	maa(d)la maal	maadla	moidl
Infinitivierung z.B. in essen	ässe	ess/ass	ässn/essn	esse	essn
Quark	(Käse-)Matte	Bieberles- käse	Ziebeles- käse	Ziebeles- käse	Topfen
Schluckauf	Schlück(s)er	Schlucker	Hätscher	Häg(e)r	Schnaggla
Wäsche klarspielen	(her)aus- waschen	lühen	fläuen fläen	fläuen fläen	fladern

Abb. 13: Ausgewählte Merkmale der Dialekte in Franken: Beispiele zur Formenbildung und zur Lexik.

z.B. nach Rothenburg, an, um auch in den südostfränkischen Sprachraum zu gelangen. Die zwei Tabellen wie auch die Karten haben die Unterschiede und die Gemeinsamkeiten dieser Sprachräume aufgezeigt.

Es bleibt festzuhalten, dass es zwischen dem Rheinfränkisch-Hessischen, Unterostfränkischen, Oberostfränkischen und Nordbairischen (fast) immer deutliche Unterschiede gibt. Das Südostfränkische schwankt: Es orientiert sich mal am Unterostfränkischen (z.B. bei ‚lieb‘, ‚brueder‘, ‚fües‘), öfter aber am Oberostfränkischen (z.B. bei ‚neewl‘, ‚kees‘, ‚braad‘, ‚klaad‘ und ‚maadla‘ sowie bei den dialektalen Bezeichnungen für den Quark und das Klarspülen der Wäsche) und auch mal am Schwäbischen (z.B. beim dialektalen Wort für Schluckauf).

Dr. Monika Fritz-Scheuplein M.A. (geb. 1963), Studium der Germanistik und Geschichte an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Dissertation über den Dialekt im ehemaligen Grenzgebiet zwischen Südtüringen und Unterfranken; von 1991–2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsprojekt Sprachatlas von Unterfranken, seit 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Unterfränkischen Dialektinstitut. Ihre Anschrift lautet: Universität Würzburg, Institut für deutsche Philologie, Unterfränkisches Dialektinstitut, Am Hubland, 97074 Würzburg, E-Mail: monika.fritz-scheuplein@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Zur Einstimmung wurden beim Fränkischen Thementag folgende drei „Betthupferl“ kurz angespielt: <https://www.br.de/kinder/hoeren/betthupferl/im-gasthaus-zum-blauen-storch-eine-tierische-busfahrt-mundart-betthupferl-100.html>; <https://www.br.de/kinder/hoeren/betthupferl/lilu-laemmle-mundart-betthupferl-100.html>; <https://www.br.de/kinder/hoeren/betthupferl/seltsame-kindheit-pegnitz-mundart-betthupferl-100.html> (Letzter Aufruf am 20.10.2018).
- 2 Das Folgende nach <https://www.br.de/kinder/hoeren/betthupferl/autoren-betthupferl-100.html> und <https://www.br.de/kinder/hoeren/betthupferl/sprecher-betthupferl-100.html> (Letzter Aufruf am 24.10.2018).
- 3 Herzlichen Dank an Alfred Klepsch für die Erteilung der Abdruckerlaubnis.
- 4 Diese und alle weiteren, weitgehend auf die Region Franken zugeschnittenen Karten stammen aus: Renn, Manfred/König, Werner: Kleiner Bayerischer Sprachatlas. München 2006. Beiden Verfassern sei an dieser Stelle herzlich für die Abdruckerlaubnis gedankt. Die Karten, die die Realisierungen für ganz Bayern zeigen, sind unter <https://sprachatlas.bayerische-landesbibliothek-online.de/> abrufbar.
- 5 Das Folgende nach Zehetner, Ludwig: Das bairische Dialektbuch. München 1985, S. 60ff.
- 6 Der deutlichste Unterschied zwischen dem Mittel- und dem Nordbairischen ist die Realisierung der mhd. Diphthonge ‚ie‘, ‚uo‘, ‚üe‘ (z.B. in ‚lieb‘, ‚Bruoder‘, ‚Fües‘), die im Nordbairischen als sog. gestürzte Diphthonge ‚ei‘ und ‚ou‘ vorkommen, im Mittelbairischen dagegen erhalten bleiben.
- 7 Typisch für das Südbairische ist, dass der Konsonant ‚k‘ als ‚kch‘ gesprochen wird, z.B. ‚kchrankch‘, ‚steckchn‘ statt ‚krank‘ und ‚stecken‘.
- 8 Die Grenze zum Dialekt im restlichen Allgäu, das zum Schwäbischen gerechnet wird, bildet die sog. ‚wiib‘-, ‚weib‘-Linie. Im Niederalemannischen sind die alten langen Monophthonge ‚i‘, ‚u‘, ‚ü‘ erhalten geblieben, hier sagt man also zu ‚Eis‘, ‚Haus‘, ‚Häuser‘, ‚iis‘, ‚huus‘, ‚hüüs‘, ‚hiiser‘.
- 9 Ein Charakteristikum des Ostschwäbischen ist z.B. die Aussprache von ‚sp‘ und ‚st‘ auch im Wortinitial- und -auslaut als ‚schp‘ und ‚scht‘ („Hussen“, „Knospe“, „hast“, „huschte“, „knoschpe“, „hascht“).

- 10 Krämer-Neubert, Sabine: Die Steigerwaldschranke. Zum Aufbau einer ostfränkischen Dialektgrenze (= Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 14). Würzburg 1995, S. 16.
- 11 Das Folgende nach Krämer-Neubert, Sabine: Sprachräume in Franken, in: Edel und Frei. Franken im Mittelalter. Hrsg. vom Haus der Bayerischen Geschichte. Augsburg 2004. Abrufbar unter <http://udi.germanistik.uni-wuerzburg.de/wp/materialien/aufsaetze-und-vortraege/>; Blidschun, Claudia/Fritz-Scheuplein, Monika: Franken dialektologisch, in: Egge, Heiner/Goltz, Reinhard (Hrsg.): Jahrbuch 2010 der Klaus-Groth-Gesellschaft e.V. Heide in Holstein 2010, S. 116f.
- 12 Der kleine blaue schwäbische Sprachraum im äußersten Südwesten Mittelfrankens sowie die kleine rote thüringische Ecke im Norden Oberfrankens werden nicht berücksichtigt.
- 13 Ausführlicher nachzulesen in Blidschun/Fritz-Scheuplein: Franken dialektologisch (wie Anm. 11), S. 117ff.
- 14 Alle im Folgenden genannten mundartlichen Ausspracheformen der Beispielwörter sind durch kursive Kleinschreibung markiert.
- 15 Aufgrund der sogenannten binnendeutschen Konsonantenschwächung wird der Fortslaut „p“ durch den Lenislaut „b“ ersetzt.
- 16 Man spricht hier z.B. auch „beise“ statt „böüse“ für „böse“.
- 17 Siehe hierzu die Karten zu mhd. „ie“ in „fliegen“, mhd. „uo“ in „Kuh“ und mhd. „üe“ in „Kühe“ im Kleinen Bayerischen Sprachatlas (S. 62ff.) oder unter <https://sprachatlas.bayerische-landesbibliothek-online.de/>.
- 18 Um einen fallenden Diphthong handelt es sich bei „nääawl“, um einen steigenden Diphthong bei „neiwl“.
- 19 Siehe hierzu auch König, Almut/Blidschun, Claudia/Fritz-Scheuplein, Monika/Wolf, Norbert Richard: Kleiner Unterfränkischer Sprachatlas (KUSS). Heidelberg 2007, S. 20f.
- 20 Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas (wie Anm. 4), S. 57.
- 21 Die Bedeutung der zwei gestrichelten Linien auf der Karte wird in diesem Beitrag nicht berücksichtigt.
- 22 Textlich wird bei allen drei Wortschatzkarten nur auf die großräumig verbreiteten Varianten Bezug genommen.
- 23 Vgl. Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas (wie Anm. 4), S. 161.
- 24 Ebd., S. 175.
- 25 Vgl. Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. Walther Mitzka. 20. Aufl. Berlin 1967, S. 427.
- 26 Siehe hierzu auch Wagner, Eberhard: Das fränkische Dialektbuch. Mit einem Beitrag von Reinhard Rascher. München 1987, S. 36ff.



halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Regionalität und Sprache – Der Dialekt nach der Jahrtausendwende, am Beispiel von Mainfranken

Die Funktion des Dialekts verändert sich. Als identitätsstiftende Sprachform mit einem regionalen Bezugsrahmen entwickeln sich lebendige neue Dialektformate und Verwendungswisen. Welche Rolle spielt die Region? Und was ist ein Regiolekt?

Seitdem es Sprache gibt, gibt es wohl auch Dialekte. Also räumlich gebundene Sprache, die durch Merkmale auf allen Sprachebenen gekennzeichnet ist und nur an diesem Ort und nur in dieser Region mit diesen Merkmalen so vorkommt! Dabei ist wahrscheinlich die Klage über den Untergang der Dialekte genauso alt wie die Sprache selbst, und in der Tat haben wir wohl alle die Klage im Ohr, dass der Dialekt aussterbe. Wie ist das nun in Mainfranken? Es folgt eine Bestandsaufnahme.

Schon 1862 trauerte Johann Baptist Sartorius dem Würzburger Dialekt nach und stellte fest, dass die „Mundart [...] im Lauf der Zeiten und in Folge mancherlei Verhältnisse viele Veränderungen erlitten hat. Noch am Anfang des jetzigen Jahrhunderts war die Mundart unserer alten Bischofsstadt weit spezifischer und schärfer ausgeprägt, als jetzt.“ Auch Sartorius beobachtete Mitte des 19. Jahrhunderts Tendenzen des Sprachwandels für Würzburg, und zwar, dass „die alte Mundart sich verflacht und vermengt. [...] Rein spezifische würzburger Worte, welche auswärts gar nicht gehört werden, sind sehr selten.“ Deswegen beeilte sich der gebürtige Würzburger, seine Dia-

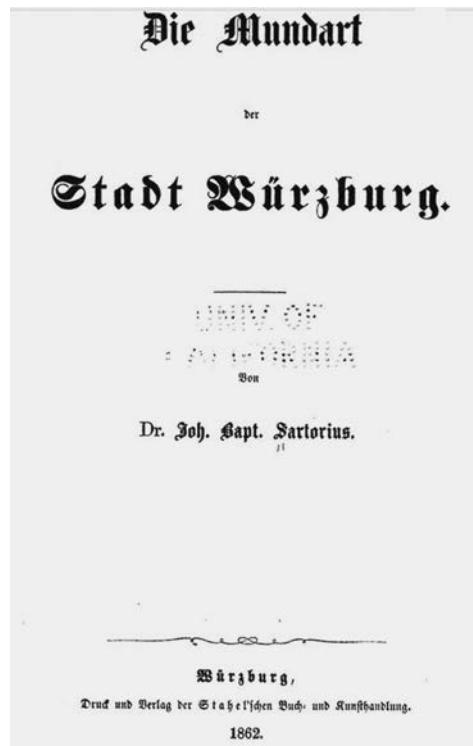


Abb. 1: Titelseite „Die Mundart der Stadt Würzburg“ von Johann Baptist Sartorius.

lektwörtersammlung „*Die Mundart der Stadt Würzburg*“ zu verfassen.

Wie sieht das heute 155 Jahre später aus? Ist der Dialekt verschwunden? Nein, er ist immer noch da! Doch er hat sich gewandelt oder um es mit anderen Worten zu sagen: Der Dialekt ist (noch) nicht am Ende, sondern an einer Wende. Der Dialekt hat eine neue Sprachfunktion bekommen, nämlich die der Identitätsstiftung und räumlich-kulturellen Zuordnung. Das er-

kennt man sehr augenfällig an der seit über 30 Jahren andauernden Dialektrenaissance, wie sie zum Beispiel in wachsenden Regalmetern der Franconia-Abteilungen in Würzburger Buchhandlungen zum Ausdruck kommt. Rezepte, Geschichten, Bibelübersetzungen, Krimis und Comicübersetzungen sind nur ein Teil der fränkischen Dialektliteratur, wie man sie heute im unterfränkischen Buchhandel vorfindet. Der Dialekt ist also immer noch existent und lebendig.

Doch wie hat sich der Dialekt verändert und wie kann man dialektalen Wandel untersuchen? Im Forschungsprojekt „Sprachatlas von Unterfranken“ an der Universität Würzburg wurden in den 1990ern im gesamten Regierungsbezirk ortsgebürtige ältere Gewährspersonen nach dem Alters-

dialekt befragt. Auf diese Weise konnte der so genannte Basisdialekt ermittelt werden, wobei der Dialektstand aus der Zeit um 1900 festgehalten wurde. Damals war der Dialekt in den Dörfern die Sprache des Alltags in nahezu allen Lebenssituationen. Damit war er die Verbalisierung des primären Lebensbereichs. Doch schon damals zeigte sich, dass der sprachliche Wandel in den Städten stärker sichtbar wurde und sich dem Standarddeutschen annäherte, wie dies auch schon Sartorius (s.o.) festgestellt hatte.

Lautliche und lexikalische Untersuchungen am „Sprachatlas von Unterfranken“ belegen deutlich die dialektalen Sprachveränderungen und dabei vor allem das Herausbilden regionaler, also großräumig verbreiterter, dialektaler Formen einerseits und andererseits den Abbau von Lokalismen, also von Sprachmerkmalen, die nur an einem Ort vorkommen. Es entstanden und entstehen verstärkt regional verbreitete, also regiolekale Dialektformen, die sich meistens eher dem Standarddeutschen annähern, ohne sich diesem aber anzupassen. Das heißt, dass oft eine dialektale Form durch eine andere dialektale Form ersetzt wird. Daher ist es hilfreich vom Sprachumbau, also dem Verändern dialektaler Merkmale, zu sprechen, und nicht nur vom Dialektabbau, also dem vollständigen Verschwinden dialektaler Merkmale auf dem Wege des Ersatzes durch standardsprachliche Formen. Anders gesagt bedeutet dies, dass sich in einer Region unterschiedliche Dialektmerkmale einander annähern und in einer Form zusammenfallen.

So sind verschieden ausgeprägte Lautungen der Verkleinerungsendungen ‚-la‘ und ‚-le‘ in der Region Mainfranken mittlerweile größtenteils zur regionalen Einheitsform ‚-le‘ zusammengefallen. Damit

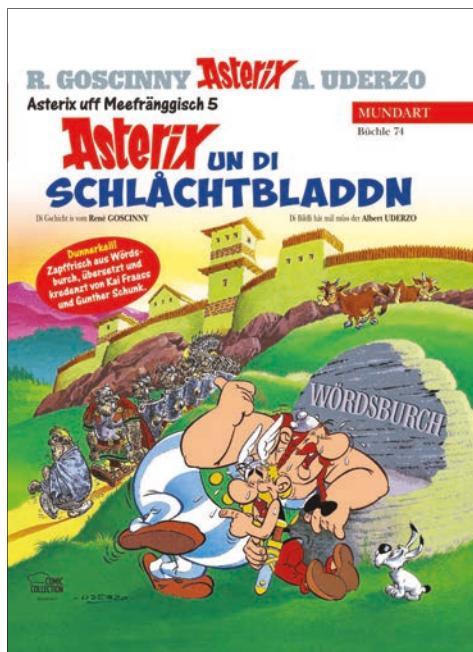


Abb. 2: Die Titelseite des aktuellen fränkischen Asterixbandes „Asterix un di Schlächtbladdn“.

Photo: Egmont Ehapa.

hat sich eine lautliche Annäherung an das standardsprachliche ‚-lein‘ entwickelt, aber eben nicht eine vollständige Annäherung. Es bleibt beim eindeutig dialektal geprägten unterostfränkischen Diminutivmerkmal ‚-le‘. Diese Regionalisierung dialektaler Sprache konnte für die Region Mainfranken nachgewiesen werden. Derartige dialektale Regionalisierungsmechanismen führen zu einer verstärkten Herausbildung regiolektauer Formen, so dass man den Terminus ‚Regiolekt‘ oder ‚Regionssprache‘ dafür verwenden kann.

Doch wann verwendet man dialektale Formen? Heute, nach der Jahrtausendwende, ist der Dialekt für viele Menschen in der Region eben nicht mehr die einzige Sprachform, sondern eher eine Ausdrucksweise neben anderen. Allein die Verwendung formeller Sprache in offiziellen Situationen hat deutlich zugenommen (hauptsächlich bedingt durch soziale und räumliche Mobilität). Dadurch hat sich der Dialekt auf bestimmte Vorkommensdomänen, also Alltagssituationen, zurückgezogen. Während der Dialekt auf dem Fußballplatz, am Marktstand und in der Weinstube immer noch häufig vorkommt, ist er beim Arztbesuch, in Kundengesprächen und auf Reisen in seiner Verwendung eher inaktiv oder stark abgeschwächt.

Parallel dazu hat sich noch etwas verändert. Während um 1850 der örtliche Bezugsrahmen für die meisten Menschen in der Region Unterfranken das Dorf war, in dem man geboren wurde, in dem man zur Schule ging, arbeitete und heiratete und letztlich auch dort begraben wurde, begann in den 1960er und 1970er Jahren verstärkt eine regionale Mobilität zu entstehen, die bereits den Grundschulbesuch in einem Nachbarort vorsah, zur weiterführenden Ausbildung in die Stadt führte und die gesamte Region als potenziellen

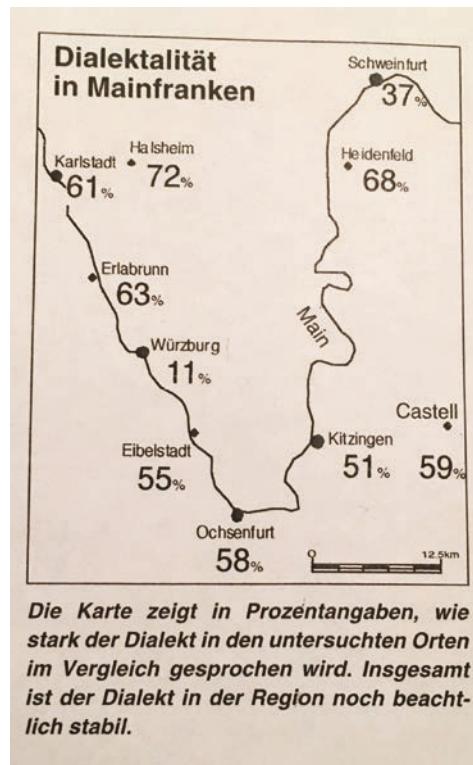


Abb. 3: Dialektgebrauch in Mainfranken.

Arbeitsplatz denkbar machte. Auch der Einzugsbereich der Ehepartner war deutlich gewachsen. Um es mit anderen Worten auszudrücken, hat sich die Lebenswelt der Dialektträger vom lokalen Bezug auf einen regionalen Bezug vergrößert. Der Eibelstädter, Erlabrunner und Marktbreiter fühlt sich neben seiner Ortsherkunft eben auch als Mainfranke. Er fühlt sich diesem sozioökonomischen Mobilitätsraum ‚Region Mainfranken‘ zugehörig.

Mit dem Verschwinden der landwirtschaftlich-handwerklichen Sachkultur sind auch viele alte Dialektwörter ins Museum und in volkskundliche Sammlungen gewandert. Weder ein ‚Seihtüchlein‘ noch ein ‚Melkschemel‘ werden noch an der Milch-

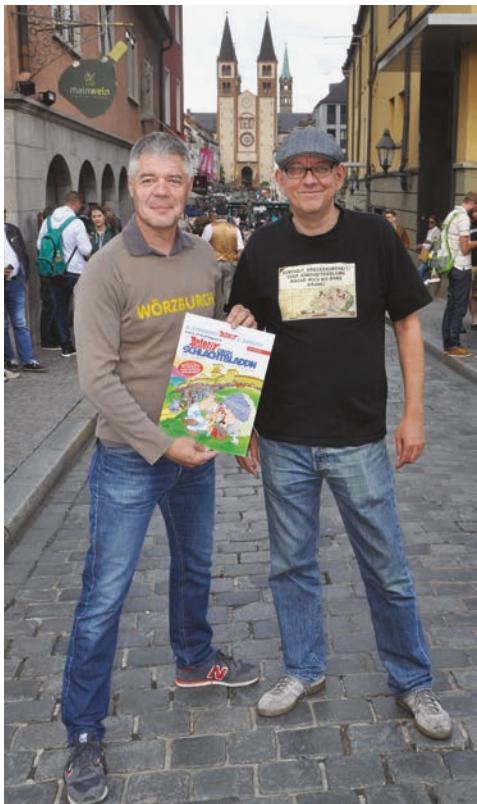


Abb. 4: Dr. Gunther Schunk und Kai Fraass, die Übersetzer des aktuellen fränkischen Asterixhefts „Asterix un di Schlächtbladdn“, präsentieren den Comicband auf der Alten Mainbrücke.

Photo: privat.

kuh eingesetzt, wo jetzt die elektrische Melkmaschine ihren Einsatz findet. So sind viele dieser Alltagswörter aus dem aktiven Wortschatz verschwunden, und ihr Untergang wird vielfach als Dialektverlust betrauert. Andererseits sind aber auch dialektale Wortformen und Wendungen erhalten geblieben, die sich zum Beispiel auf das soziale Leben und den Bereich ‚Freizeit‘ und ‚Speisen‘ beziehen. Gerade eine zum Teil sehr aktive Vereinskultur in Dörfern pflegt diese Sprachkultur, denn dahinter steht die identitätsstiftende Funkti-

on, die dialektale Formen innehaben. Vor allem stadtnahe Gemeinden mit vielen nicht ortsgebürtigen Neubürgern sind hier oft sehr aktiv, dem Dorfleben regionaler Prägung Sichtbarkeit zu geben.

Hier kommt dem Dialekt eine starke Funktion zu, weil sich eine räumliche Zugehörigkeit zu einer Region am leichtesten sprachlich ausdrücken lässt, und so ist der Dialekt für viele Menschen, die sich einer Region zugehörig fühlen, ein Ausdruck von Heimatgefühl. Dies beschrieb auch der portugiesische Schriftsteller Fernando Pessoa, als er sagte: „*minha patria é minha língua*“ (dt.: „Meine Sprache ist meine Heimat.“). Nichts Anderes belegen die Übersetzungen von fünf Bänden der Abenteuer von Asterix und Obelix ins „*Meefränggische*“, denn sie spielen genau mit all diesen Entwicklungen. In den mittlerweile fünf Mundartbänden finden vor allem dialektale Formen, die für die Region, Mentalität und Lebensweise Mainfrankens typisch erscheinen, ihre Verwendung. Von „*Dollhorn*“ bis „*dunnrkeil*“ und von „*Bressagg*“ bis „*Wengert-Scheer*“ zeigt sich die Sprach- und Sachkultur der Region, ohne dabei den Anspruch zu erheben, einen realen Regiolekt widerzuspiegeln. Über 110.000 verkaufte Bände in der Region belegen ein solches Bedürfnis der Mainfranken nach dialektaler Folklore, besser formuliert sprachlichem Heimatgefühl“.

Damit folgt auch die Region Mainfranken einem weltweiten Trend, der Globalisierung mit einer Verstärkung regionaler Identität etwas entgegenzusetzen. Auch eine gewisse romantische, biedermeierhafte Verklärung einer vermeintlich glücklichen ländlichen Vergangenheit zeigt das Motiv, einer immer komplexeren Welt die vermeintlich einfache Übersichtlichkeit der Heimat und des Vertraut-Bekannten gegenüberzustellen.

Hierfür sei ein Beispiel genannt: Moderne Autos nähern sich durch Technisierung, Produktionsmethoden und im Fahrgefühl immer mehr einander an, wodurch sie austauschbar werden. Dies hat zur Folge, dass seit über zehn Jahren die Zulassungszahlen der Oldtimer, also der Autos mit einem H-Kennzeichen, deutlich steigen. Folglich begründet sich genauso das ‚ländliche‘ Leben als ökonomischer und ökologischer Reflex für immer mehr Menschen, auch gerade in den Städten. Der außerordentliche Erfolg der Zeitschrift ‚Landlust‘ belegt das ebenso.

In diesem Kontext ist die Verwendung dialektaler Formen ein kraftvoller Ausdruck einer regionalen Einbindung und Zugehörigkeit, denn der Dialekt einer Region wird als sprachliches Kulturgut mit stark identitätsstiftender Wirkung verstanden. Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass sich die Kommunikationssituationen und die Kommunikationsformate in unserer Sprachwelt, insonderheit nach der Jahrtausendwende mit dem Web 2.0, explosionsartig vermehrt haben. Auch der rasante Aufstieg sozialer Netzwerke hat

die Diversität unserer Gesellschaft in Deutschland sichtbarer gemacht, und damit ist auch die Vielfalt der Soziolekte stark gestiegen. Zu Zeiten von Johann Baptist Sartorius war der Dialekt in einem Dorf noch fast ausschließlich die verbreitete Alltagssprache der dörflichen Gemeinschaft. Heute bedeutet das, dass der Dialekt zwar auf bestimmte Situationen beschränkt ist, aber gerade dort noch sehr lebendig verwendet wird. Damit wird er seiner neuen, identitätsstiftenden Funktion im ‚global village‘ gerecht.

Dr. Gunther Schunk hat an den Universitäten Würzburg und Erlangen an den regionalen Forschungsprojekten des Bayerischen Sprachatlas' mitgearbeitet und ist heute Kommunikationsverantwortlicher im Würzburger Fachmedienhaus Vogel Communications Group. Er ist Mitübersetzer der Mundartreihe „Asterix uff Meefrängisch“. Seine Anschrift lautet: Schillerstraße 2, 97072 Würzburg, Email: gunther.schunk@gmx.de.

Literatur:

- Fritz-Scheuplein, Monika/König, Almut/Krämer-Neubert, Sabine: Wörterbuch von Unterfranken. Eine lexikographische Bestandsaufnahme. Würzburg 2008.
- Sartorius, Johann Baptist: Die Mundart der Stadt Würzburg. Würzburg 1862. Nachdruck Wiesbaden 1968.
- Schunk, Gunther: Regionalisierung von Dialekten.

Ein lautlicher Stadt-Land-Vergleich in Mainfranken. Heidelberg 1999.

Schunk, Gunther: Wo bitte geht's zum Regiolekt? Wege dialektaler Regionalisierung, in: Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Hrsg. v. Peter Wiesinger. Bd. 3. Bern 2002, S. 227–233.

Fränkischer Wortschatz. Seine Erforschung und Verbreitung

Im folgenden Artikel werden zunächst Geschichte, Methodik und Veröffentlichungen des sprachwissenschaftlichen Forschungsprojekts ‚Fränkisches Wörterbuch‘ beschrieben. Der zweite Teil geht auf das ‚Untersuchungsgebiet‘ des Wörterbuchs ein: welche Mundarten werden hier dokumentiert, wo gibt es außerhalb dieses ‚Zuständigkeitsbereichs‘ Landschaften, in denen (Ost-)fränkischer Dialekt gesprochen wird? Im dritten Abschnitt wird dann auf einige bekannte fränkische Wörter und ihre Herkunft eingegangen.

Das Projekt Fränkisches Wörterbuch

Seit dem 19. Jahrhundert gibt es in allen deutschen Dialektgebieten Forschungsunternehmen, deren Aufgabe es ist, den Wortschatz einer Region möglichst vollständig zu sammeln und zu dokumentieren. Vorreiter war das Werk eines einzelnen Mannes: das ‚Bayerische Wörterbuch‘ von Johann Andreas Schmeller. Es erschien in zwei Bänden 1827 bzw. 1837 und dokumentiert mundartlichen Wortschatz aus dem gesamten Gebiet des damaligen Königreichs Bayern, d.h., aus den heutigen sieben bayerischen Regierungsbezirken und aus der Rheinpfalz. Das Bayerische Wörterbuch löste in der Folge ein gesteigertes wissenschaftliches Interesse an der Erforschung des Wortschatzes deutscher Dialekte aus, weswegen dann jenseits der bayerischen Grenzen mehrere großlandschaftliche Wörterbuchprojekte entstanden:

Im Königreich Württemberg das ‚Schwäbische Wörterbuch‘ (ab 1886, abgeschlossen 1936); im Großherzogtum Baden das ‚Badische Wörterbuch‘ (ab 1907, voraussichtlicher Abschluss 2025); in Hessen-Darmstadt das ‚Südhessische Wörterbuch‘ (ab 1925, abgeschlossen 2010) sowie das ‚Thüringische Wörterbuch‘, das 1907 durch den Verein für Thüringische Geschichte gegründet wurde und 2006 abgeschlossen werden konnte.

Hatte Schmeller seine Wortbelege noch zum Großteil literarischen Quellen und den Lokalwörterbüchern, die es zu seiner Zeit schon gab, entnommen, so wurde die Materialsammlung der Nachfolgeprojekte auf eine wesentlich breitere Basis gestellt. Man ging zur postalischen Erhebung anhand von Fragebogen über. Als die zweite, nur in formaler Hinsicht überarbeitete Ausgabe des Bayerischen Wörterbuchs vergriffen war, beschloss die Historische Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, ein völlig neues, durch flächenhaften Fragebogenversand erhobenes Wörterbuch zu schaffen. In Zusammenarbeit mit der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien sollte das gesamte Areal des bairischen Dialekts in die Erhebungen einbezogen werden. Dieses umfasste neben Altbayern auch Tirol und Salzburg, die habsburgischen Erzherzogtümer Österreich, Steiermark und Kärnten sowie Sprachinseln, die über das ganze Gebiet der Donaumonarchie verstreut waren. Aber im Gegensatz zu Schmellers Wörterbuch sollte das neue Bayerisch-Österreichische Wörterbuch die fränkischen und schwäbischen Mundarten nicht mehr berücksich-

tigen. Immerhin aber wurden die Fragebögen ab 1912 nicht nur in Altbayern, sondern auch in Franken, Schwaben und der Pfalz versandt. Man hatte vor, einst auch in diesen Bezirken des Königreichs ‚Redaktionen‘ für eigene Regionalwörterbücher einzurichten.

Für Franken wurde dieser Plan ab 1932 in die Tat umgesetzt. Der Erlanger Germanist Friedrich Maurer, Ordinarius für Deutsche Philologie an der Friedrich-Alexander-Universität, begann mit Erhebungen im ostfränkischen Dialektgebiet Bayerns, Württembergs und Badens und gründete die Redaktion des Ostfränkischen Wörterbuchs. Neben direkten mündlichen Abfragen wurde ein auf den ostfränkischen Dialekt zugeschnittener Fragebogen an alle Volksschulen in Ober-, Mittel- und Unterfranken versandt. Er umfasste hundert Fragen zu mundartlichen Bezeichnungen sowie Aussprachen und erreichte einen Rekord-Rücklauf von 2.919 ausgefüllten Exemplaren. Dies war auch der Unterstützung durch das bayerische Kultusministerium zu verdanken, das den Fragebogen dem ‚Bayerischen Schulanzeiger‘ beilegen ließ, der von Amts wegen an alle bayerischen Schulen verschickt wurde. Außerdem erhielt das Ostfränkische Wörterbuch von der Münchner Redaktion des Bayerischen Wörterbuchs alle ausgefüllten Fragebögen, die aus Franken stammten. In der Erlanger Redaktion gingen Maurers Mitarbeiter nun daran, die Belege zu ‚lemmatisieren‘, d.h., sie ordneten jedem Mundartwort ein schriftsprachliches Stichwort zu und legten eine alphabetisch sortierte Kartei an.

Im Zweiten Weltkrieg kam die Arbeit am Ostfränkischen Wörterbuch zum Erliegen und wurde erst 1960 wieder aufgenommen. Der Erlanger Mediävist Siegfried Beyschlag ließ seine Assistenten Ot-

mar Werner und Reinhold Grimm neue Fragebögen entwerfen. Ab 1962 engagierte sich wieder die Bayerische Akademie der Wissenschaften und schuf eine Plastelle für einen wissenschaftlichen Redaktor. Die Erlanger Redaktion brachte in der Folgezeit pro Jahr drei neue Fragebögen heraus, von denen im Durchschnitt etwa 400 Exemplare ausgefüllt zurückgeschickt wurden. Die ‚Gewährspersonen‘ waren anfangs in der Regel Volksschullehrer, die aber mit der Zeit immer mehr durch Angehörige anderer Berufsgruppen abgelöst wurden.

Ab Beginn der 1970er Jahre wurden die kleinen ‚Zwergschulen‘ durch ‚Mittelpunktschulen‘ ersetzt, was zur Folge hatte, dass es in immer weniger Orten auf dem Land noch Lehrer gab, die als Ansprechpartner für die Wörterbuchredaktion in Frage kamen. Der Bogen Nr. 1 von 1960 wurde noch von 1.263 Personen ausgefüllt, der letzte, Bogen Nr. 116, nur noch von 177. Eberhard Wagner, der langjährige Redaktor des Ostfränkischen Wörterbuchs (1967–2003) und Kulturpreisträger des Frankenbundes, schaffte es zwar immer wieder, die Zahl der Gewährspersonen durch Aufrufe in den Medien zu vergrößern, aber letztlich war der Rückgang nicht aufzuhalten.

Die Kommission für Mundartforschung beschloss daher im Jahr 2001, den Fragebogenversand zu beenden. Im Laufe der Jahre von 1960 bis 2001 waren immerhin 48.219 ausgefüllte Exemplare zurückgesandt worden. Jeder dieser Bogen enthält durchschnittlich 50 Fragen. Die Antworten bestehen manchmal nur aus einzelnen Wörtern, manchmal aber auch aus ganzen Sätzen, sodass sich ein Durchschnitt von 1,5 Wortbelegen je Bogen und Frage ergibt. Insgesamt kann die Anzahl der aus der Fragebogenerhebung resultierenden Bele-

ge auf 3.750.000 geschätzt werden. Ohne die ehrenamtliche Hilfe von über 10.000 namentlich bekannten Gewährspersonen wäre diese gewaltige Materialsammlung nie zustande gekommen.

Eberhard Wagner und sein Nachfolger Alfred Klepsch arbeiteten 2003 bis 2007 an einem Auswahlwörterbuch aus dem Material des Ostfränkischen Wörterbuchs. Es kam unter dem Titel ‚Wörterbuch von Bayerisch Franken‘ heraus.¹ Es enthält ca. 4.000 Stichwörter und 30 farbige Wortkarten, wurde dreimal aufgelegt und in 5.500 Exemplaren gedruckt.

Nun begann die Redaktion damit, den Beschluss der Kommission für Mundartforschung umzusetzen, das Belegmaterial zu digitalisieren und für eine online-Veröffentlichung vorzubereiten. An eine massenhafte Produktion von Bilddateien, die nicht nur die jeweils vierseitigen 48.129 Fragebogen, sondern auch die noch unter der Ägide der Münchner Redaktion 1912 bis 1940 erhobenen Materialien und etwa 1 Million Karteikarten umfassen, war zur damaligen Zeit aus Kostengründen noch nicht zu denken. Auch wäre das so entstandene Bildmaterial kaum zu benutzen, weil es nicht nach sinnvollen Kriterien durchsuchbar ist.

So begann man 2005 mit der Eingabe der Belege in Excel-Tabellen. Diese enthalten folgende Informationen: Wortlaut des Belegs in der Originalschreibweise, literarische Umschrift mit standardnaher Rechtschreibung, Bogen- und Fragennummer, Koordinaten des Herkunftsorts und laufende Nummer der Gewährsperson aus dem betreffenden Ort. Bei dieser Vorgehensweise ist sichergestellt, dass jeder einzelne Beleg auf seine Herkunft, Entstehungszeit und auch auf die Person, von der er stammt, zurückgeführt werden kann. Hinzu kommen linguistische An-

notationen: eine Bedeutungsangabe, die grammatischen Bestimmung des Belegs und die Angabe der Wortfamilien, zu der seine Bestandteile gehören. Letzteres ist Aufgabe des wissenschaftlichen Personals der Redaktion. Die reine Abschrift und die Angabe der ‚Metadaten‘ (Person, Ort, Nummer) wurden bis 2012 durch externe Werkvertragsnehmer, seither durch studentische Hilfskräfte und Praktikanten erstellt. Seit 2012 wird in der IT-Abteilung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an der Einbindung dieser Daten in eine Datenbank gearbeitet. In den Jahren 2012 bis 2013 wurde, mit finanzieller Unterstützung durch die Akademie und die drei fränkischen Bezirke, das gesamte schriftliche Material eingescannt. Die IT-Abteilung hat diese Scans Beleg für Beleg ‚geschnipst‘, die Schnipsel können beim Benutzen der Datenbank je Beleg angesehen werden. Bis heute (Ende 2018) umfasst die Datenbank knapp 950.000 Einzelbelege zu insgesamt 41.000 Stichwörtern. Laufend kommen neue Belege hinzu, vorhandene werden durch Mitarbeiter der Redaktion überprüft und ggf. korrigiert. Die Datenbank ist als ‚work in progress‘ bereits öffentlich benutzbar unter der Adresse: www.wbf.badw.de/wbf-digital/wörterbuch/.

Der Name des Projekts lautete 1932 bis 2012 ‚Ostfränkisches Wörterbuch‘. Er bezog sich auf den ostfränkischen Dialekt, der im Norden Bayerns und Baden-Württembergs sowie im Süden von Thüringen gesprochen wird. 2012 wurde der Name in ‚Fränkisches Wörterbuch‘ geändert. Der Grund für diese Änderung ist, dass die in der Datenbank veröffentlichten Belege aus allen Mundarten der Bezirke Ober-, Mittel- und Unterfranken kommen, nicht nur aus dem Ostfränkischen. Es sind nämlich auch solche enthalten, die z.B. aus



Abb. 1: Sprachräume in Franken. Die rote Linie bildet die Grenze der drei fränkischen Bezirke im Freistaat Bayern ab. Die schwarzen Linien zeigen die Grenzen der Dialekte, die innerhalb dieses Gebiets gesprochen werden.

dem Hessischen Aschaffenburgs, aus dem Thüringischen Ludwigsstadts, aus dem Nordbairischen von Weißenburg oder dem Schwäbischen von Dinkelsbühl stammen. Das Wort ‚Fränkisch‘ des neuen Namens bezieht sich also auf eine Region, nicht auf einen bestimmten Dialekt.

Ostfränkisch außerhalb Frankens

Nicht zum engeren ‚Untersuchungsobjekt‘ des Fränkischen Wörterbuchs gehören die ostfränkischen Dialektgebiete, die außerhalb des Freistaats Bayern liegen. Dabei handelt es sich um folgende Gegenden:

a) Der Norden Baden-Württembergs. Nördlich einer Linie von Schwäbisch Hall bis Karlsruhe setzt sich das Südostfränki-

sche fort, das in Mittelfranken westlich der Frankenhöhe, z.B. in Rothenburg gesprochen wird. Dieser Mundartraum wird auch volkstümlich als ‚Hohenlohe‘ oder ‚Hohenlohisch-Franken‘ bezeichnet.

b) Der Süden Thüringens. Südlich des ‚Rennsteigs‘, d.h., des Kamms des Thüringer Walds, setzt sich das ‚Hennebergische‘, eine Unterostfränkische Mundart fort. In diesem Gebiet liegen z.B. die Städte Suhl und Hildburghausen.

c) Das sächsische Vogtland. Das Vogtländische und auch das engverwandte Erzgebirgische werden im Süden des Freistaats Sachsen gesprochen. Zwar liegt das Gebiet nördlich der ‚Appel-Apfel-Linie‘, d.h., das germanische ‚pp‘ ist hier nicht von der ‚Hochdeutschen Lautverschiebung‘ be-

troffen, andere Mundartmerkmale gleichen aber denen des Oberostfränkischen. Das Wort ‚*Pfund*‘ lautet hier wie im Oberdeutschen /pfund/, nicht wie im Obersächsischen /fund/, das Wort ‚*breit*‘ wird wie im Oberostfränkischen /braad/ gesprochen, nicht wie im Obersächsischen /breed/.

d) Nordwestböhmen. Im nördlichen Böhmen wurden bis zur Vertreibung der Sudetendeutschen Mundarten gesprochen, die auch auf der deutschen Seite der Grenzgebirge verbreitet waren. Das Nordbairische setzte sich hier als ‚Egerländisch‘ fort, das vom Oberpfälzer Wald bis zum Duppauer Gebirge verbreitet war. Hier liegen die Städte Eger und Karlsbad. Östlich davon schloss sich das Nordwestböhmische an, das sich an seinem Nordrand kaum vom Erzgebirgischen unterschied und das nach Süden hin bis zur tschechischen Sprachgrenze immer weniger ostmitteldeutsche und mehr oberostfränkische Merkmale aufweist.²

e) Nordamerika. Im Jahr 1845 wanderten auf Betreiben von Wilhelm Löhe Siedler aus Mittelfranken nach Michigan im Norden der Vereinigten Staaten aus. Sie ließen sich im Saginaw-County nieder, das damals nur von den Chippewa-Indianern bevölkert war. Die lutherischen Christen aus Franken sollten sie missionieren, indem sie ihnen das Christentum „vorlebten“. Die fränkischen Siedler kamen zum größten Teil aus Neuendettelsau bei Ansbach und sprachen oberostfränkischen Dialekt. Andere Gruppen kamen aus Rossatal bei Fürth und aus Gunzenhausen. Sie passten sich sprachlich an die Majorität der Neuendettelsauer an. Es wurden vier Gemeinden gegründet, die Frankenmuth, Frankentrost, Frankenlust und Frankenhilf hießen. In Frankenmuth hat sich das Ostfränkische bis heute erhalten, ist aber

mittlerweile vom Aussterben bedroht. Die Sprecher sind alle über 60 Jahre alt. Das ‚Bayerische‘, wie sie ihren Dialekt jetzt nennen, wird zwar vom ‚Siem G’scheit Club of Frankenmuth‘ der Frankenmuth Historical Association. Language Committee gepflegt und wurde auch sprachwissenschaftlich beschrieben.³ Aber die jüngeren Einwohner von Frankenmuth verwenden ihn nicht mehr, sie sind zu amerikanischem Englisch übergegangen.

Fränkischer Wortschatz: Einige Beispiele

Im Folgenden wird eine Auswahl „typisch fränkischer“ Dialektwörter bezüglich ihrer Herkunft, Verwendungweise und Verbreitung beschrieben. Wohl eines der bekanntesten und beliebtesten ist ‚*fei*‘, das zwar auch im Bairischen gebraucht wird, aber in Franken noch häufiger und mit sehr schillernder Bedeutung verwendet wird. Am ehesten lässt es sich mit „aber“ ins Schriftdeutsche übersetzen, die Gebrauchsmöglichkeiten gehen aber darüber hinaus:

,*des is fei schee*‘: „das ist aber schön, das ist wirklich schön“;

,*des soochi der fei ned*‘: „das verrate ich dir aber nicht, weißt du?“;

,*gib fei obachd*‘: „pass aber auf, pass gut auf“.

Entstanden ist diese universelle Intensivierungs-Partikel aus dem Adjektiv ‚*fein*‘. Dieses wird im Dialekt mit nahezu derselben Bedeutung und Lautung wie im Schriftdeutschen verwendet:

,*des is a feins Stöffla*‘: „das ist ein feiner, gut gewebter, edler Stoff“;

,*des is a feiner Moo*‘: „das ist ein anständiger, umgänglicher Mann“.

Als Adjektiv verwendet, besitzt das Wort immer eine Endung, die männliches, weib-

liches oder sächliches Geschlecht, Einzahl oder Mehrzahl des damit charakterisierten Substantivs anzeigen.

Wenn ‚fein‘ als Adverb verwendet wird, fehlt eine solche Endung:

,das wird fein gemahlen‘: „das Pulver wird ganz feinkörnig gemahlen“;

,das sage ich dir ganz fein‘: „das erkläre ich dir haarklein, ganz genau“.

Im Fränkischen und im Bairischen schwindet ein ‚-n‘ am Wortende, wenn es auf einen langen Vokal oder einen Diphthong folgt, z.B. ‚Moo‘ „Mann“, ‚glaa‘ „klein“, ‚Wei‘ „Wein“. Dasselbe ist bei ‚fein‘ der Fall. Die unterschiedliche Lautung und die stark abweichende Bedeutung führen dazu, dass ‚fei‘ und ‚fein‘ nicht mehr als Varianten desselben Worts angesehen werden.

Einen Übergangsfall zwischen Hochsprache und Dialekt stellt das Wort, ‚heuer‘ dar. Dieses Adverb, das anstelle von ‚dieses Jahr‘ gebraucht wird, kann man in Franken, Altbayern und Österreich auch in der Zeitung lesen und in den Funkmedien hören. Im restlichen deutschen Sprachgebiet wird es aber kaum verstanden. Es hat sich sprachgeschichtlich auf ähnliche Weise entwickelt wie ‚heute‘ und geht auf althochdeutsch ‚hiu járu‘ „in diesem Jahr“ zurück. Es lautete im Mittelhochdeutschen ‚hiure‘. ‚Heute‘ geht zurück auf althochdeutsch ‚hiu tagu‘ „an diesem Tag“ und lautete im Mittelhochdeutschen ‚hiute‘.

Weniger bekannt ist das fränkisch-bairische Wort ‚ferten‘ „letztes Jahr“. Es geht zurück auf Althochdeutsch ‚firni‘ „vorjährig“. Im Mittelhochdeutschen spaltet sich das Adjektiv auf in ‚virne‘ „alt“ und ‚verne‘ „vorjährig“. Über mittelhochdeutsch ‚vernent‘ „im vorigen Jahr“ bleibt ‚verne‘ als ‚ferten‘ nur in den oberdeutschen Dialekten erhalten, während ‚virne‘ als ‚Firn‘ „Altschnee, vorjähriger Schnee“ auch in

standardsprachlichen Wörterbüchern zu finden ist.

Krenfleisch ist ein typisch fränkisches Gericht. Man kann es aus Rind- oder Schweinefleisch zubereiten, in jedem Fall braucht man für die Sauce ‚Kren‘. Den gibt es unter diesem Namen aber nur in Franken, Altbayern und Österreich. Als fränkische Krenmetropole gilt Baiersdorf bei Erlangen. Es handelt sich um die geriebene Wurzel des Kreuzblütergewächses ‚Armoracia rusticana‘. Dieses wird im Tschechischen ‚křen‘, im russischen ‚chren‘ genannt. Es liegt also nahe, dass ‚Kren‘ ein Lehnwort aus dem Slawischen ist. Der schriftdeutsche Name ‚Meerrettich‘ ist etwas schwieriger zu deuten. Als ‚mer-ratih‘ ist er bereits aus dem Althochdeutschen belegt. Dabei könnte der Wortbestandteil ‚mer-‘ als „Meer“ oder als „Mähre“ gedeutet werden. ‚Meerrettich‘ wäre also der Rettich, der über das Meer kommt, der Importrettich sozusagen, oder es ist der Mähenrettich, der Rettich der Pferde. Für die Pferdehypothese spricht die englische Bezeichnung ‚horseradish‘.

Kimmerling ist das fränkische Wort für die schriftdeutsche ‚Gurke‘. Verwandt sind der oberbayerische ‚Gugumma‘, der schwäbische ‚Gugommer‘ und der hessische ‚Gommer‘. ‚Kimmerling‘ und ‚Gugommer‘ sind verwandt mit englisch ‚cucumber‘. Dieses westeuropäische Wort geht zurück auf lateinisch ‚cucumer‘ und hat sich noch zu Zeiten des Römischen Reichs bis nach Süddeutschland verbreitet. In den anderen deutschen Dialekten gilt wie in der Standardsprache das Wort ‚Gurke‘, das aus slawischen Sprachen entlehnt ist. Auf Polnisch heißt die Gurke ‚ogórek‘ (sprich: oguurek), auf Tschechisch ‚okurka‘ (sprich: wógoruka).

Wenn ein Franke mit großem Appetit isst, dann ‚acbelt‘ er. Manchmal hört man



Abb. 2: Mundartliche Benennungen für die Kartoffel. Die Karte zeigt die Verbreitung der verschiedenen Wörter für diesen Begriff. Von den zahllosen Aussprachevarianten sind nur die wichtigsten eingetragen.

dafür auch: „der kachelt nei“ „er isst viel und hastig“. „Kacheln“ ist aber über die Vergangenheitsform von „acheln“ entstanden: „der hot g'achelt“. Im mittelfränkischen Schopfloch kennt man zusätzlich das Substantiv „Achiele“ „Essen, Mahlzeit“. Beide Wörter sind, vermittelt über das Jiddische, aus hebräisch „achal“ „essen“ bzw. „achila“ „Mahlzeit“ entlehnt. Im Fränkischen gibt es eine große Zahl von hebräischen Lehnwörtern, die auf den Kontakt mit Juden in kleinen Landgemeinden, sog. „Judendorfern“ zurückzuführen sind. Solche kleinen jüdischen Siedlungen sind nach den Judenverfolgungen im Spätmittelalter entstanden, als es in den Reichsstädten Pogrome gab und die Juden bei Territorialherren auf dem Land Schutz suchten. Vor allem über

den Viehhandel kamen einheimische Bauern mit den „Landjuden“ in Kontakt und übernahmen viele ihrer seit dem Altertum tradierten hebräischen Wörter. Dazu gehören „Schmuser“ „Vermittler im Viehhandel, Ehevermittler“, „keschbern“ „handeln, um kleine Geldbeträge schachern“, „Bore“ „Kuh“, „machulla“ „bankrott“ und viele andere mehr, die im Standarddeutschen unbekannt sind und die oft gar nicht mehr mit dem Jiddischen in Verbindung gebracht werden. Besonders in Unterfranken und im südwestlichen Mittelfranken häufen sich die Belege für solche mundartlichen Lehnwörter.

Der Kartoffelanbau wurde in Franken erst ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zögernd eingeführt. Wenig schmei-

chelhafte alte Bezeichnungen wie ‚*Tenfelsknolle*‘ zeigen das Misstrauen, mit dem die Bevölkerung dem nützlichen Gewächs zuerst begegnete. Als es sich im Lauf des 18. Jahrhunderts dann doch als Agrarpflanze durchsetzte, fehlte es an einer traditionellen Benennung. Die alten, seit der Bronzezeit bekannten Brotgetreidearten tragen Namen, die in ganz Europa verbreitet sind. Für den Weizen z.B. gibt es eine einheitliche Bezeichnung in vielen germanischen Sprachen: englisch ‚*wheat*‘, schwedisch ‚*vete*‘, isländisch ‚*hveiti*‘... Für die Kartoffeln gibt es allein in den Mundarten Frankens sechs unterschiedliche Wörter: ‚*Kartoffeln*‘, ‚*Erdäpfel*‘, ‚*Erbbirnen*‘, ‚*Grundbirnen*‘, ‚*Pumser*‘ und ‚*Potaken*‘.

,Kartoffel‘ ist die Bezeichnung, die sich im Standarddeutschen durchgesetzt hat. In den westmitteldeutschen Mundarten Unterfrankens ist sie ein Mundartwort mit Lautungen wie /kadoffel/, /gedoffel/, /gedööffel/... Das Wort geht zurück italienisch ‚*tartuficolo*‘ und bezeichnete ursprünglich die Trüffel. Die Form der Knolle und ihr unterirdisches Wachstum führten zur Übertragung auf verschiedene essbare Knollen wie ‚*solanum tuberosum*‘ „Speisekartoffel“, ‚*ipomoea batatas*‘ „Süßkartoffel“ und ‚*helianthus tuberosus*‘ „Topinambur“.

,Potake‘ ist ebenfalls ein Lehnwort. Die Bezeichnung ist in den deutschen Dialekten nicht sehr häufig, Sie kommt als alleiniges Mundartwort für die Kartoffel nur in der Umgebung von Nürnberg und Forchheim sowie in deutschen Dialektken an der Grenze zu Belgien und Dänemark

vor. Ursprünglich stammt das Wort aus einer Indianersprache, dem Aruak von Haiti. Als Bezeichnung für die Süßkartoffel wurde es als ‚*batata*‘ ins Spanische entlehnt und als ‚*bataat*‘ ins Niederländische. Im modernen Italienischen ist ‚*patata*‘ wie ‚*potatoe*‘ im Englischen der Begriff für die Speisekartoffel. Wahrscheinlich ist die mundartliche Lautung ‚*Potake*‘ auf das Diminutiv ‚*bataatje*‘ zurückzuführen, das in der flämischen Mundart des Niederländischen /bataaki/ lautet. Somit liegt es nahe, dass die fränkischen /bodágn/ über den Handel mit den spanischen Niederlanden (heute Belgien) vermittelt wurde.

Umstritten ist die Herkunft des Eichstätter Dialektworts ‚*Pumser*‘. Geht es auf französisch ‚*pomme (de terre)*‘ zurück, oder ist es nur lautmalend gebildet wegen des polternden Geräusches, das die Kartoffeln machen, wenn sie über eine Rutsche im Keller eingelagert werden?

Aus deutschen Elementen zusammengesetzt sind ‚*Erdapfel*‘, ‚*Erbbirne*‘ und ‚*Grundbirne*‘. ‚*Erdapfel*‘ hat Parallelen in anderen europäischen Sprachen (französisch ‚*pomme de terre*‘, niederländisch ‚*aardappel*‘). Ob es im Deutschen unabhängig davon gebildet wurde oder ob es als Lehenübersetzung dieser fremdsprachlichen Namen zustande kam, ist nicht geklärt. Im älteren Deutsch bezeichnete ‚*Erdapfel*‘ eher runde Knollen, wie die der Topinambur, ‚*Erbbirne*‘ und ‚*Grundbirne*‘ standen im Gegensatz dazu für die länglichen Speisekartoffeln.⁴

Anmerkungen:

- 1 Wagner, Eberhard/Klepsch, Alfred: Handwörterbuch von Bayerisch-Franken. Bamberg 2008.
- 2 Fuchs, Stefanie: Die nordbairisch-ostfränkische Mundartgrenze in Böhmen (Regensburger Dialektforum, Bd. 7). Regensburg 2006.

- 3 Born, Renate: Michigan German in Frankenmuth variation and change in an East Franconian Dialect. Columbia, SC 1994.
- 4 Sebold, Elmar: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 25., neu durchgehene und erweiterte Auflage. Berlin–Boston 2011, S. 477.

Alfred Wilhelm Klepsch (geb. 1954 in Schwabach/Mittelfranken) hat an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg zunächst Geologie und dann Deutsch, Erdkunde und Geschichte für das Lehramt an Gymnasien studiert. An das Erste Staatsexamen 1984 schloss sich ein Promotionsstudium in Germanistischer Linguistik, Neuerer Geschichte und Anthropogeographie mit dem Dissertationsthema: „Lautsystem und Lautwandel der Nürnberger Stadtmundart im 19. und 20. Jahrhundert“ an, das 1987 mit der Promotion abgeschlossen wurde. Im Jahr 2002 wur-

de ihm von der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg die Lehrbefugnis für das Fach Deutsche Sprachwissenschaft erteilt (Thema der Habilitationsschrift: „Jiddisch in Mittelfranken“). 2012 wurde er zum außerplanmäßigen Professor ernannt. Seit 2003 bzw. 2012 wirkt er als Redaktor des Ostfränkischen Wörterbuchs, Bayreuth respektive des Fränkischen Wörterbuchs, Fürth. Seine Anschrift lautet: Department für Germanistik, Fränkisches Wörterbuch. Am Weichselgarten 9, 91058 Erlangen, E-Mail: alfred.klepsch@fau.de.

Helmut Haberkamm

Mundart bedeutet Vielfalt und Kraftquelle

Allenthalben ist der Dialekt auf dem Rückzug und in Gefahr, gleichzeitig wird er wertgeschätzt und künstlerisch erfolgreich eingesetzt wie selten zuvor. Dieser Widerspruch prägt unsere Zeit. Vermischung und Veränderung kennzeichnen die Mundart jedoch seit alters her. Der Verfasser ist selbst mittelfränkischer Mundartautor, Betexter von Bäckereitäten und Kunstpostkarten, Bühnenakteur mit einem ‚Gräschkurs Fränkisch‘ sowie Mitorganisator des Fränkischen „MundArt-Festivals Edzerdla“ in Burgbernheim. Welche Sicht auf den Dialekt hat einer wie er?

,Doo lichd a aaschifdiü Händschi – und ächerdi nu derzu! A sedder Schlamber! Der Gori braicherd all Dried an Bolandi, glabbersders. Mid dem haddmer nix wie Uumuß und Maleer!

Der dudd mords sierisch und werched, obber wusd bieschausd, nix wie a Grawitschgo und a Graffl! A so a Golleichder, so a ieberzwercher! Nnoch so an kobberneggischn Gimbl, doo brauchds aan wergli nedd annd doo, fei wergli wohr. Wenn so a Dootsch mid noolangd und oobäggd, des is, wie wenn zwaa annera loslassn!

So klingt Mundart. Nach Herkunft und Eigentümlichkeit ist sie unschwer zu verorten: Mittelfranken, Aischgrund, mit Anklängen von Steigerwald und Bamberger Gebiet. Dies ist meine Kindheitslandschaft und folglich meine sprachliche Prägung, meine Muttersprache. Seit dreißig Jahren schreibe ich in bzw. mit diesem Idiom Gedichte, Theaterstücke und Liedtexte.

Warum nicht auf Hochdeutsch?, fragen mich manche Zeitgenossen. Das würde doch – wie sie meinen – viel mehr Menschen erreichen und erfreuen.



Abb.: Der Gymnasiallehrer und Mundartautor Dr. Helmut Haberkamm.

Photo: Andreas Riedel.

Vielleicht wäre dem so. Aber erstens wäre es nicht mehr meine ureigene Muttersprache, sondern nur die allgemeine Zweisprache aus Radio, Fernseher, Zeitung, aus Schule, Studium und Beruf. Überdies ginge zweitens das verloren, was Mundart von Natur aus ausmacht: Klangfülle und Lautmusik, Wortschatz und Eigenart, Mutterwitz und Bauernschläue, Bauchgefühl und Nestgeruch, Zugehörigkeit und Alleinstellungsmerkmal.

Von Ort zu Ort, von Tal zu Tal ändern sich Ausdrücke und Bezeichnungen, die Aussprache und der Tonfall – was für eine Vielfalt im Ohr und auf der Zunge! Das ist das geeignete Gegengewicht zum globalen Trend hin zu einer immer mächtigeren Monokultur und Gleichförmigkeit, aber auch gegen die Sprachregelungen und das Floskelpalaver in Medien und Bürokratie sowie in der Politik und Ökonomie. Aus dieser Quelle der eigenen, unverwechselbaren Mundart kann man viel Originelles und Wertvolles schöpfen sowie kreative Kraft tanken, um die eigene Sprache anzureichern und aufzuladen, um Themen

und Traditionen aufzugreifen, zu erneuern und in verwandelter Gestalt für unsere Gegenwart zum Ausdruck zu bringen.

Mundart bedeutet für mich Vielfalt und Kraftquelle. Sie steht ebenbürtig neben dem viel jüngeren Standarddeutschen und ist sowohl altehrwürdig als auch quicklebendig. Das sogenannte Hochdeutsche entstand ja erst allmählich in Kanzleien und Druckerwerkstätten, an Schreibtischen und in Amtsstuben zwischen 1500 und 1800, noch dazu wohlgemerkt als Schriftsprache, während die Mundart schon mehr als tausend Jahre das Leben der Menschen sprachlich prägt und trägt, einfängt, abbildet und aufhebt. Dementsprechend ist der fränkische Dialekt für mich eine eigenständige, gleichwertige und gleichberechtigte Erscheinungsform und Spielart des Deutschen.

Die Mundart ist dabei wie jede Sprache von Haus aus und unaufhebbar einem ständigen Wandel und einem Prozess der Vermischung unterworfen. Veränderung der Sprache bedeutet zwar stets auch einen bedauernswerten, oft schmerzlichen Verlust an Worten und Formen, aber keineswegs einen „Verfall“. Sprachpurismus ist völlig fehl am Platz. Eine „reine“ Mundart hat es nämlich nie gegeben.

Jedes Fränkische war hundert Jahre zuvor ein anderes als ein Jahrhundert später. Viele Wörter aus dem alltäglichen Bereich der Bauernarbeit und des Handwerks sind heute längst vergessen und verschwunden, neue Ausdrücke werden aus gegenwärtigen Einflussgebieten in den Dialekt eingeschmolzen, ob dies beispielsweise der „Nulldschegger“ ist (eine Variation des Vollpfostens), das „Wischkäsdla“ oder der „Dadeldoldi“ – also der „Wodds-Äbb-Debb hald, der wu sich veräbbln und vergugeln lässt, bisser ganzergoor verbixld und verbeild is und dodool ausbauerd nu dazu“.

Gerade die englischen Lehnworte werden in unserer fränkischen Lautung und Aufweichung zu fast einheimischen Gestalten. „*Doo hammer fei an gscheidn Drabbl kabbd! Doodool im Glintsch gleeng simmer midna. Den Gräsch hobbi scho lang kumma sehng. Des woer richdi Haadkoor, obber volle Bauer! Des volle Haileid hald fier die ganzn Luser.*“

Andere Prachtexemplare wie „*Brantschn*“, „*Biersing*“ und „*Saunddregg*“ klingen bereits unheimlich einheimisch – wenn man sie so schreibt, wie wir sie sprechen, schauen sie vollkommen fränkisch aus. Für belauschende Geheimdienste oder Spracherkennungsprogramme von Datenräubern und Kundenfängern nicht zu begreifen und zu gebrauchen – einfach wunderbar!

Beim Bussiern kammer fei ganz schee in die Bredullje kumma. Doo kannsder saumäßi blümerant wern derbei, därfsdmer glaam!“ Früher gelangten viele französische Wörter in unsere Mundart, die heute als typisch fränkisch gelten und von den meisten Einheimischen als Urfränkisch angesehen werden. Denken wir nur an so alltägliche Worte wie „*gwieft*“, „*fischerland*“ oder „*ade*“. Auch beim „*Deez*“ und „*Feez*“ und beim „*Muggefugg*“ (von „*Mocca faux*“) hört man in unserer Mundart keine Spur mehr von der französischen Abstammung. Genausowenig wie der nachweihnachtliche Silvesterwunsch „*An guten Rutsch!*“ seine Herkunft aus dem Hebräischen der deutschen Landjuden verrät.

Was allerdings immer wieder als französisch hinausposaunt wird, nämlich die „*Fisimadendn*“, die – als Einladung an junge Frauen zu einem Techtelmechtel im Zelt – angeblich auf das „*Visitez ma tente!*“ der napoleonischen Soldaten zurückgehen sollen, stammen ausgerechnet vom lateinischen Terminus „*visae patentes*“ für bürokratische Schwierigkeiten ab. Wir sehen also,

dass Einwanderung und Vermischung die Sprache schon von alters her prägen.

Gerade die für die Mundart in Mittelfranken so charakteristischen Ausdrücke wie „*Schäuflerla*“ und „*Seidla*“, „*Lebkuhng*“ und „*Brezn*“, „*Spargel*“ und „*Kirschen*“, „*Weiber*“ und „*Karpfen*“ kommen allesamt aus dem Lateinischen, genauso wie „*Bier*“ und „*Wein*“ und „*Silvaner*“. Na „*servus! Ja saggratie, des aa nu!*“

Der „*Gree*“ (Kren, Meerrettich) ist aus dem Slawischen zu uns gelangt, die „*Zwetschge*“ über das vulgärlateinische „*damascena*“ als „*Pflaume aus Damaskus*“ aus dem Arabischen – übrigens auch der „*Alkohol*“, der „*Kaffee*“ und der „*Zucker*“. Also sei noch einmal die Bedeutung von Vielfalt und Vermischung unterstrichen, denn so sieht die Urnatur der Mundart aus (und wohl auch die der Menschheit als solcher).

Die zweite Tatsache, die man mit Nachdruck hervorheben muss, ist folgende: Sprache ist ein Kontinuum, ein Prozess und kein unveränderliches Kulturrelikt, kein Heimatmuseum der Worte und Formen, eben kein Fossil. Der ständige Wandel des Dialekts ist ein vollkommen natürlicher Vorgang. Dialekt lebt und stirbt mit den Menschen, die ihn sprechen. Mundarten haben sich schon immer verändert, allerdings nicht so schnell und tiefgreifend wie heute. Gründe dafür gibt es zuhauf: das Bildungsniveau, die soziale Mobilität im Privaten und Beruflichen, die Massenmedien mitsamt der Digitalisierung, Technisierung und Globalisierung, die Verstädterung der ländlichen Gebiete, das niedrigere Sprachprestige des Dialekts, das veränderte Sprachverhalten vor allem in Familien und unter jungen Leuten.

Wer heute hineinhorcht in die Familien, Freundeszirkel und Menschengruppen, der wird erkennen, dass sich der Dialekt auf dem Rückzug befindet. Laut dem

UNESCO-Weltatlas für bedrohte Sprachen gehört das Ostfränkische zu den 13 Regionalsprachen in Deutschland, die als gefährdet gelten. Nachgewiesenermaßen wandelt sich die althergebrachte, urwüchsige Mundart und entwickelt sich gegenwärtig hin zu einer großräumigeren Ausgleichssprache mit lautlichen Eigentümlichkeiten. Diese Nivellierung hin zu einem Regiolekt, einer regional gefärbten Umgangssprache, scheint unaufhaltsam fortzuschreiten. Das wird von den Kindergärten und Grundschulen stark forciert, da dort den Kindern seit Langem die Mundart abgewöhnt und ausgetrieben worden ist – mit fatalen Folgen für das ganze Leben: Die verordnete Dialektlosigkeit führt zu einer verhinderten Mehrsprachigkeit.

Scheinbar im Gegensatz dazu ist ein anderer aktueller Trend bemerkbar: Mit Dialekt kann man große Erfolge feiern und enorme Popularität erreichen – nämlich auf dem Felde der Kleinkunst, des Theaters und der Musik. Manche sprechen in dem Zusammenhang von einer ‚Dialektwelle‘, man könnte wohl auch von einer ‚Dialektmasche‘ reden. Das Bayerische Fernsehen etwa sendet unermüdlich die ‚Fastnacht in Franken‘, dazu viel fränkische Comedy und Klamauk von einschlägigen Komikern, weil damit bequem Quote und Kasse zu machen ist. Landauf, landab feiert das Mundarttheater weiter fröhliche Urständ, Liedermacher singen in ihrem Dialekt und Klassiker wie „Max und Moritz“, „Asterix und Obelix“ oder „Der kleine Prinz“ werden in die Mundart übertragen, aber auch Evangelien, Märchen und Fabeln. Mundartgottesdienste erfreuen sich enormer Beliebtheit. All dies zeigt, dass der Dialekt eine zunehmende Wertschätzung genießt – gerade weil er im Rückzug und im Verschwinden begrif-

fen ist. Was gefährdet ist, wird eben geschützt und gefördert.

Dazu passt, dass eine Umwertung im Bereich der Sprachwissenschaft stattgefunden hat. In den Nachkriegsjahrzehnten wurde der Dialekt zwar als gemäßigter bzw. verwässerter Fernsehdialekt gern gesendet (Komödiendienst, Königlich-bayerisches Amtsgericht, Ohnsorg-Theater, Millowitsch-Theater, Alfred Tegtmeier, Firma Hesselbach), aber in Wirklichkeit eher abgewertet, z.B. in Schulen, Universitäten oder am Arbeitsplatz. Dialektsprecher wurden gern diskriminiert als ungebildete Tölpel, als ‚gscherte Trampel‘ und Hinterwäldler vom Kaff. Dem lag der Irrglaube der 1960er Jahre zugrunde, der den Dialekt als Sprachbarriere ansah. In Anlehnung an Basil Bernstein in England diffamierte man die Mundart als einen angeblich restringierten Code – und damit als Hürde für Bildung, Aufstieg und Ansehen. Im Zeichen emanzipatorischer und kompensatorischer Erziehung kommt es so zu einer bis heute nachwirkenden Abwertung und Ablehnung des Dialekts (vor allem bei Eltern, Erziehern und Erzieherinnen sowie Lehrern und Lehrerinnen).

Dabei kann man es gar nicht laut genug klarstellen, dass derjenige, der Dialekt und die Standardsprache (also das sogenannte Hochdeutsche oder Schriftdeutsche) beherrscht, lebenslang eindeutig im Vorteil ist. Dialekt bedeutet gesteigerte Sprachsensibilität und Sprachkompetenz. Die vielen sprachmächtigen Schriftsteller mit mundartlicher Verwurzelung können dies leicht belegen, von Günter Grass, Siegfried Lenz, Martin Walser und Herta Müller bis zu Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Thomas Bernhard, Ernst Jandl und Christine Nöstlinger. Im Verbund mit der Standardsprache bedeutet die Beherrschung einer Mundart mehr Möglichkeiten zur Diffe-

renzierung und Bereicherung – und damit eine gute Bildungsgrundlage. Sowohl die Hirn- als auch Spracherwerbsforschung haben überzeugend nachgewiesen, dass die „innere Mehrsprachigkeit“ (verstanden als Wechsel zwischen verschiedenen Spielarten einer überdachenden Sprache) die beste Voraussetzung für die „äußere Mehrsprachigkeit“, d.h., die Fremdsprachenkompetenz, ist. Je mehr Register man ziehen kann, desto größere Wirkung lässt sich erzielen.

Deshalb wäre es dringend geboten, alle Eltern, Erzieher und Erzieherinnen, Lehrer und Lehrerinnen, Kulturvermittler und Kulturvermittlerinnen dahingehend aufzuklären und zu schulen, wie notwendig und wünschenswert Dialekt und Standarddeutsch sind, nämlich das gekonnte ‚Code-switching‘ zwischen beiden Ausprägungen des Deutschen. Denn damit geht Sprachkompetenz in zwei Muttersprachen als Grundlage für weitere Fremdsprachen, Fachsprachen und Jargons einher. Dies würde ein tragfähiges Fundament für die Persönlichkeitsbildung und Wertearziehung schaffen und mithelfen bei der Festigung einer stabilen, weltoffenen Identität und eines zeitgemäßen, zukunftsfähigen Heimat- und Traditionsbewusstseins.

Was kann man tun, um den Dialekt zu pflegen und zu fördern, zu vermitteln und aufzuwerten? Das beginnt mit dem Erhalt des überlieferten Wortschatzes einer Mundart, also dem Sammeln, Erklären und Auflisten. Das Wissen über die Mundart, ihre Geschichte und Kultur ist wichtig, wenn man den Dialekt in seinem Eigenwert als gleichberechtigte Sprachform überzeugend am Leben erhalten will. Ein Beispiel aus meiner eigenen Arbeit sind die Tütentexte für die Bäckerei Erbel in Dachsbach, meinem Herkunftsor im

Aischgrund. Auf jeder Tüte wird ein selten gewordenes, vom Verbllassen und Verschwinden bedrohtes Dialektwort unseres Dorfes abgedruckt, erklärt und mit Beispielsätzen erläutert. Die Tüten sind nummeriert, um zum Aufheben und Sammeln zu ermutigen. Wie uns Rückmeldungen versichern, werden die Texte zuhause am Tisch laut vorgelesen und die gebrauchten Tüten werden gebügelt und in alle Himmelsrichtungen an versprengte Franken verschickt. Sogar im Internet kann man sie unter <https://arnderbel.de/tuetenblick/> finden.

Das zweite Beispiel aus meiner eigenen Praxis ist die Organisation eines Mundartfestivals, nämlich des „Edzerdla-Festivals“ in Burgbernheim, das zweimal, 2016 und 2018, in Burgbernheim im Landkreis Neustadt an der Aisch-Bad Windsheim erfolgreich über die Bühne ging. Es ist ein gesamtfränkisches Festival, mit Teilnehmern aus allen drei fränkischen Bezirken, mit über 40 Einzelauftritten vieler bekannter ebenso wie noch unbekannter fränkischer Dialektkünstler, Profis wie Amateuren, aus den unterschiedlichen Genres Musik, Literatur, Kabarett, Kleinkunst und Theater. Es stellt einen großen logistischen Kraftakt dar, den die kleine Stadt Burgbernheim mit über 100 ehrenamtlichen Helfern da leistet. Bei der Vorbereitung und Durchführung einer solchen in Franken noch nie dagewesenen Veranstaltung lernt man jedoch auch die Schattenseiten fränkischer Mentalität schnell kennen:

Wos machd ihr doo?
A Fesdiwäll?
Fier wos solldn des gud sei?
Wos solldn des bringa?
Ja, wer brauchd denn sowos?
Wer solldn des alles na bezohln?

Wu wolldern des na machn?
Wu? Wu isn des? Des kennd doch ka Sau!
Des is doch vill zu weid wech.
Worum maggsdn des nedd doo bei uns?
Ja, wer solldn doo na kumma?
Wu sollmern doo bargn?
Kammer des derlaafn?
Den Drummm Berch dord nauf?
Des werdmer scho so a Gaudi wern!

Des is doch vill zu groß.
So a Haufn Leid doo.
Des is doch vill zu deier.
Zwaa Dooch.
Des is doch vill zu lang.
Jeder bloß a halba Stund.
Des is doch vill zu korz.
Drei Bühna.
Des is doch vill zu vill.
Des is alles vill zu ieberdriem und ieberhabbds.

Des is doch alles vill zu gfährli.
Doo kann fei a Haufn bassiern.
Wenn doo a Käldn kummd odder a
Sturm!
Doo brauchd bloß amoll a Gwidder kumma, na hasders!
Laß doo amoll in Blitz neischloong.
Laß doo amoll so richdi runderschiffn.
So an richdin Wolgnbruch mid Storzreeng,
Schloocheeng, Stargreeng.
Au Wunner, Grifdi Godd na!

Na willi eich sehng,
Wosser na soong dädd.
Na schauder saubleed aus der Wäsch.
Batscherdnäß und zammgsaid wie a der-suffner Ratz.
Doo schwemmds eich na eier ganza Gstellaaschi dervo!
Na habbder in Buggl voller Schuldn
Und die Ohrn voller Schimpfer, Schand
und Streid!

Kummdmer na bloß nedd doher und jam-
merd.
Wall iech hobbs eich ja glei gsochd.
Mir woort vo Oofang oo scho gloor.
Des haddmer ja aa kumma sehng,
Obber ihr horchd ja nedd und gedd auf
ka Red.
Naja ihr werd scho sehng, wie weid dasser
kummd
Mid eierm großmächdin Fesdiwäll doo.
Ihr werd na scho sehng, wu des hiefiehrd
Und wos doo rauskummd derbei.

Gspannd binni!
Obber im Grund gnumma ismers worschd.

Ein weiteres großes Ärgernis ist der Umgang der Presse mit solchen Veranstaltungen: Zeitungen in Franken berichten in erster Linie nur über ihr eigenes Verbreitungsgebiet und ignorieren weitgehend die Kultur in anderen fränkischen Gebieten. Ein Bericht über so ein gesamtfränkisches Mundartfestival wird nur gebracht, wenn eigene Leute aus der eigenen Gegend mit dabei sind – und oft selbst dann nicht! Das ist ein Armutszeugnis für Franken, nein: eine regelrechte Schande. Warum berichten Zeitungen in Würzburg oder Bayreuth, in Hof, Coburg oder Bamberg nicht über so ein Kulturreignis, das Franken als Ganzes nach vorne bringen will? So ein lächerliches Kirchturmdenken behindert Franken bis zum heutigen Tage. Warum bringen die großen Lokal- bzw. Heimatzeitungen in Würzburg, Nürnberg, Bamberg, Bayreuth, Kulmbach, Coburg und Hof nicht eine gemeinsame Kulturbeilage mit Berichten und Informationen heraus, sagen wir einmal im Monat? Geteilte Arbeit, gemeinsamer Gewinn. Man klagt über sinkende Leser- und Umsatzzahlen, aber auf das Naheliegende einer umfassenden Kooperation kommt man nicht. O Heimatland!

Zudem mussten wir bei der Organisation des „Edzerdla-Festivals“ feststellen, dass der Bayerische Rundfunk in München zwar altbairische Dialektveranstaltungen bayernweit immer wieder wochenlang vorher ankündigt und bewirbt (z.B. die kommerziellen „HeimatSound“-Konzerte in Oberbayern), während er eine Veranstaltung wie das in mehrerer Hinsicht einmalige fränkische „MundArt-Festival“ nicht als Kooperationspartner unterstützt, schon gar nicht bayernweit.

Die Berichterstattung über das „Edzerdla-Festival“ wird generös dem Studio Franken in Nürnberg überlassen und damit nur frankenweit gesendet und somit eingeschränkt verbreitet. Dies ist sehr bedauerlich, sehr ärgerlich, im Grunde skandalös, zumal es sich beim „Edzerdla-Festival“ um ein kommunal und ehrenamtlich veranstaltetes, primär nichtkommerzielles Festival mit außergewöhnlicher Vielfalt und Qualität handelt, das verschiedene Regierungsbezirke, künstlerische Genres und Generationen abdeckt. Regionale Strahlkraft und identitätsstiftende Wirkung kann man diesem Festival gewiss nicht absprechen, vor allem, wenn man sieht, wie viele künstlerische Impulse dadurch bereits gesetzt worden sind und weiter relevant bleiben.

Beim „Edzerdla-Festival“ traten nicht nur längst über Mittelfranken hinaus bekannte Dialektkünstler auf wie der Dichter Fitzgerald Kusz, die Liedermacher Wolfgang Buck und Günter Stössel oder die Musikgruppe Gankino Circus. Gerade im Bereich der Musik zeigte das Festival die Bandbreite von Mundartsongs heutzutage. Johann Müller, Wolfgang Mai, Günter Ermann, Udo Lang und Jo Jasper benutzen den Dialekt in Mittelfranken als Grundlage für einfühlsame, nachdenkliche Lieder. Gruppen wie „Weidwingl“ oder

„Der Schdie“ kommen von der Rockmusik her, die „Skinny Winni Band“ vom Blues, die „Gilde des guten Geschmacks“ von folkig-melodischen Popsongs. „Eckhard Studtrucker & Barfers“ waren vor dem Festival ein unbeschriebenes Blatt, Heiner Bomhard und seine beiden Brüder formierten sich extra für diesen Auftritt als „Kapelle Bomhard“ und legten eine furiose, umjubelte Premiere hin. Stefan Kügel und seine zwei Söhne vom „Theater Kuckucksheim“ zeigten die magnetische Anziehungskraft von bekannten Popsongs auf Fränkisch, eingebettet in eine Theaterstückhandlung.

Das Festival zeigte, dass Mundart lebendig, kreativ und populär ist. Oder um im Jargon der Medien zu sprechen: Sie ist niederschwellig und barrierefrei, benutzerfreundlich und massenkompatibel. Hoffentlich ist sie auch multiresistent, nachhaltig und erneuerbar!

Im Bereich der Mundartlyrik ist Mittelfranken seit Langem, d.h., seit Wilhelm Staudacher und Fitzgerald Kusz sehr gut vertreten gewesen. Dies belegen Namen wie Günter Hießleitner, Manfred Kern, Harald Weigand oder Matthias Kröner. Sie alle schreiben Gedichte, die über Heiter-Besinnliches und schmunzelfrohe, nostalgische Anekdoten weit hinausgehen. Wenn Dialekt als Literatursprache eine Zukunft haben soll, braucht er diese Ernsthaftigkeit. Wir benötigen authentische, intelligente, gehaltvolle Texte ohne Verklärung früherer Zeiten und heimischer Eigenheiten, ohne Klischees (z.B. Essen, Trinken, Fußball) und ohne Heimatkitsch, ohne Vereinnahmung und Anbiederung („mir Franken“), und vor allem ohne Abgrenzung, Berührungsangst und Überheblichkeit. Auf was ich sehnlichst warte, sind noch mehr jüngere Mundartautoren und -autorinnen, vor allem Frauen, die im Dialekt schreiben

und unsere Gegenwart damit durchleuchten und aufspießen.

Was wir in Mittelfranken leider nicht haben, das ist ein MDI: ein Mittelfränkisches Dialekt-Institut. Der Bezirk Unterfranken besitzt ja das UDI, das Unterfränkische Dialekt-Institut in Würzburg. Es veröffentlicht wissenschaftlich fundierte Publikationen, führt ein reichhaltiges Archiv mit Mundart-Dokumenten und führt schulische Veranstaltungen und Projekte durch. So eine Einrichtung wie das UDI müsste es in jedem fränkischen Regierungsbezirk geben, miteinander vernetzt und im regen allseitigen Austausch. Es wäre die ideale Verzahnung von Universität, Schule und Gesellschaft; es wäre Forschungszentrum und Mundartarchiv, Dialekt-, Beratungs- und Materialstelle in einem, zudem eine Ressource für Tagungen, Symposien, Seminare und Workshops.

Zum Beispiel für eine Veranstaltung wie die des Fränkischen Thementags des Frankenbundes hier in Büchold. Das was der Verein „Unterfränkisch“ unter Benedikt Feser mit dem Haus des Dialekts auf den Weg gebracht hat, ist ebenfalls eine großartige Initiative, die von allen drei fränkischen Bezirken und jedem wohlmeinenden Stifter oder Mäzen unterstützt werden sollte.

Ziel müsste es sein, ein vitales dialektpflegerisches Netzwerk vom einzelnen Dialektsprecher über Vereine, Schulen, Kommunen, Kreise bis zur Universität und zum Bezirk zu etablieren. Zeitgemäße Dialektpflege braucht die Verzahnung von Gesellschaft, Institutionen, Vereinen, Universität und Schule. Sie muss hineinwirken in die Ausbildung und Fortbildung von Erziehern und Erzieherinnen sowie Lehrern und Lehrerinnen (vor allem in den Grundschulen). Sie müssen begreifen, dass die Beschäftigung mit dem Dialekt

im Unterricht die eigene Identität, Persönlichkeitsbildung und Heimatverankerung stärkt, und dass die Beherrschung einer Mundart einen echten Lernvorsprung gewährleisten kann. So eine Ressource darf man Kindern nicht vorenthalten! Gerade, weil Dialekt auch Integration und Zugehörigkeit bedeuten kann!

Letzten Endes muss es darum gehen, den Dialekt als etwas Individuelles und Unverwechselbares zu erkennen und zu benutzen. Er vermittelt Verbundenheit und Vertrautheit, schafft Wiedererkennung und stellt somit ein echtes Alleinstellungsmerkmal dar, einen unschlagbaren Standortvorteil sozusagen.

Schließen will ich mit einem Gedicht von mir aus meinem Gedichtband „Unschiggg der Himml“ (ars vivendi verlag, 2010). Es heißt „Local Power Lyrics“, und der Titel sagt schon, worum es geht. Es geht um den heutigen Mundartlyriker, sein Selbstverständnis und seine Selbstdarstellung. Im Text hören Sie den Jargon unserer Zeit, Jugendsprachliches, neu-deutschen „Modesprech“, Medienkauderwelsch – eine hybride Mischung als Widerspiegelung unserer tollen Gegenwart, sogar mit Reim.

Local Power Lyrics

Der moderne Dialeggdd-Dichder is dodool
up-to-date
Er hadd Homepage, Netbooks, News-
Links und a Flatrate
Sei Dexde sinn contemporary und geniool
sophisticated
Sexy und smart wie a Broodworschd bei
am Blind Date
Der moderne Dialeggddichder hadd a ul-
drageils Outfit
Bedoond relaxed, Personality pur, a bißla
crazy und Lonely Heart

Obber a cooler Dübb, die Brilln retro, die
Glamoddn easy und megahip
A Kerl mid Franken Country Roots Feel-
ing, basic, clever und High Art

Der moderne Dialeggddichder schrabbd
Crossover Hardcore Lyrics
Toughe Stories im Ethno-Sound, mehr so
Freestyle, mid Fun-Appeal
Audendischer Spirit, Entertainment mid
Trash-Faktor und Special Features
Sadder Drive, bluesicher Groove, mid
Personal Touch und Gänsehaut-Feel

Der moderne Dialeggddichder is ka Main-
stream-Laggaff
Der machd Poetry mid Stammbaum, ver-
stehsd, Purity A-Go-Go
Der hadd Performance Tools, Stage Skills,
als Live-Act an Rough Cut
Der sampled die Words und mixd dir an
saugeiln Slang-Talking-Flow

Null Fake der Kerl, null Blöff, High Fide-
lity vom Feinsdn
Des is nedd so, daß der Dübb mordsmä-
ßich Effects schinderd

Naa, null Hype, Kult pur, voll echd, der
Wortschatz vom Allerreinsdn
Wall, simmer amoll ehrlich: Ohne Dia-
leggd bisd ja braggdisch behinderd

Helmut Haberkamm (geb. 1961), aufgewachsen in Dachsbach im mittelfränkischen Aischgrund, veröffentlichte seit seinem preisgekrönten Debütband „Frankn lichd nedd am Meer“ (1992) eine Reihe von fränkischen Gedichtbänden. Auch seine Theaterstücke im fränkischen Dialekt feierten große Erfolge. 2016 erschien sein Roman „Das Kaffeehaus im Aischgrund“ und 2018 das literarische Sachbuch „Kleine Sammlung fränkischer Dörfer“; für 2019 ist der Erzählungsband „Die warme Stube der Kindheit“ angekündigt. Der promovierte Gymnasiallehrer lebt in Spardorf bei Erlangen. Seine Anschrift lautet: Am Mühlgarten 21, 91080 Spardorf, E-Mail: helmut.haberkamm@gmx.de.

Der Urigel und des Wischkästla – alte und neue Dialektbegriffe in Oberfranken

Die Pflege des Dialekts hat in Oberfranken in den letzten Jahren wieder mehr Aufmerksamkeit erfahren. Viele alte Wortbedeutungen verschwinden zwar aus dem Leben, aber es gibt eine große Zahl engagierter örtlicher Mundartsprecher, die Sprache und Sprechweise dokumentieren.

Seit 2015 wird das Oberfränkische Wort des Jahres aus vielen Einsendungen gewählt, wobei die Hofer Redakteurin Sabine Knieling von „extra radio“ die Idee dazu hatte. Die Mitarbeiter der Rundfunkgesellschaft bereiteten den Wettbewerb vor, für den auch der Bezirk Oberfranken gewonnen werden konnte. Für den sprachwissenschaftlichen Hintergrund bat man Dr. Almut König vom Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaften der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen, die für das Fränkische Wörterbuch arbeitet, um Unterstützung. Einmal im Jahr trifft sich dann die Jury in Bayreuth, um aus einer Liste von inzwischen 1.500 Vorschlägen einen auszuwählen. In der Jury wird die Kulturverwaltung des Bezirks Oberfranken durch Barbara Christoph vertreten und der Museumsleiter des Oberfränkischen Bauernhofmuseum, Bertram Popp, wirkt ebenfalls mit.

Seit über 30 Jahren werden in der Sammlung des Museums zu den Stücken nicht nur die kulturhistorischen Fachbegriffe, sondern auch die umgangssprachlichen Bezeichnungen gesammelt und dokumentiert. Der Museumsleiter versteht

sich also nicht als Mundartpoet, sondern als Sammler vor allem der gegenständlichen bäuerlichen und handwerklichen Hinterlassenschaft, der Geräte, der Kleidung und Einrichtung. Darüber hinaus werden aber auch deren Bezeichnungen gesammelt. Viele alte Begriffe sind aus dem einfachen Grund nicht mehr präsent, weil sich Arbeitsprozesse und gesellschaftliche Zusammenhänge geändert haben. Heute wird zwar keine Riffel und keine Hechel mehr verwendet, aber man hat aber immer noch eine Vorstellung vom Rüffel, den man sich abholt oder vom Thema, das man durchgehechelt hat.

Obwohl der ostfränkische Sprachraum über Oberfranken bis in das Erzgebirge hineinreicht, ist dieser Keil allerdings nur noch sehr schmal. Im Landkreis Hof spricht man im Frankenwald bereits mit thüringischem Zungenschlag und im Fichtelgebirge mit nordbayerischer Sprachfärbung, was diese Region besonders interessant macht. Es gibt also nicht nur die kleinen Unterschiede zwischen Gemeinden und Landkreisen, sondern auch die Einflüsse verschiedener deutscher Sprachräume.

Unsere Sprache hat sich schon immer gewandelt. Beleg dafür kann sein, dass heute vieles aus dem Englischen abfärbt, während sich unsere Vorfahren eher sprachliche Versatzstücke aus dem Französischen und dem Lateinischen entliehen. Bestimmte Berufsgruppen, wie die ‚Porzelliner‘ oder die ‚Textiler‘, pflegten ihren Jargon, der sich dann letztlich auf den allgemeinen Sprachgebrauch ausdehnte.

Inzwischen liegt eine große Zahl an regionalen Mundartwörterbüchern vor, deren Grundlage natürlich ‚der Schmeller‘ ist. Dabei handelt es sich um das bayerische Wörterbuch, des in Tirschenreuth aufgewachsenen Johann Andreas Schmeller (1785–1852). Dr. Hermann Braun hat 1963 den Wortschatz des Sechsämter-, Stift- und des Egerlandes veröffentlicht und die sprachlichen Belege in anschaulichen Karten dokumentiert. Viele Sammlungen wirken durch ihr Lokalkolorit, wie beispielsweise die ‚Derrnwaader‘ (Dürrenwaid bei Geroldsgrün) oder die ‚Kannerschreither‘ (Konradsreuth) Mundartwörterbücher aus dem Landkreis Hof. Den ‚Bumml-Henka-Dudn‘ kann man dann

verorten, wenn man den Spitznamen der Weißenstädter Bürger im Landkreis Wunsiedel kennt.

Durch die Wahl des Oberfränkischen Wortes des Jahres wurde eine rege Diskussion ausgelöst, wodurch neue Wörter erfunden bzw. alte wiederentdeckt werden. Die typischen fränkischen Füllwörter werden ‚fei‘ sehr häufig als Vorschlag eingeschickt, ‚gell‘. Das erste prämierte Wort war das ‚Wischkästla‘, das sicher keine ausschließlich oberfränkische Bezeichnung für ein ‚Smartphone‘ sein dürfte. Aber dass der Dialekt für ein Gerät, das in der deutschen Sprache nur mit einer englischen Bezeichnung bekannt ist, einen humorvollen umgangssprachlichen Namen findet, zeigt



Abb. 1: Jury zur Auswahl des Oberfränkischen Wortes des Jahres (v.l.n.r.): Barbara Christoph, Bertram Popp, Sabine Knieling u. Dr. Almut König.
Photo: Bertram Popp.



Abb. 2: Bezirkstagspräsident Dr. Günther Denzler verkündet das erste Oberfränkische Wort des Jahres, das „Wischkästla“. Photo: Christian Porsch.

dessen lebendige Gestaltungskraft. Nach diesem Muster werden weiterhin viele Vorschläge eingereicht, wie zum Beispiel die ‚Steckerlas-Haadscher‘ für Spaziergänger mit Stöcken, ‚nordic walker‘. Können wir uns in der Werbung für Mode, Sport und alle anderen denkbaren Lebensbereiche vor englischen Worthülsen nicht mehr retten, so ist es geradezu beglückend, wenn die Stadt Hof auf das Volksfest mit dem Hinweis einlädt: ‚do trifft fei alla‘.

Nicht überall ist der ‚Urigel‘ bekannt. Der Name ist wirklich alt, wird aber im oberdeutschen Sprachraum in verschiedenen Variationen gebraucht. Das ‚Hornigeln‘ und ‚Kronigeln‘ meint dasselbe Gefühl, wenn die Hände vor Kälte schmerzen und beim Aufwärmen stechen. In den letzten beiden Wörtern wird der Anklang zum lateinischen ‚cornu‘ für Horn deut-

lich. In Mittelalter und früher Neuzeit bezeichnete man den Februar als Hornung, als den Monat, in dem sich die Kälte bricht.

2018 heißt das Wort des Jahres ‚derschwitzen‘, was zugegebenermaßen dieser Sommer nahegelegt hat. Im nördlichen Oberfranken ist es gebräuchlich, und auch die Vorsilbe ist typisch für Oberfranken. Grob gesagt, wird in Unterfranken ‚ver-zählt, in Mittelfranken ‚er-zählt und in Oberfranken ‚der-zählt, seien es nun Märchen, Geschichten oder ... Lügen.

Ein Rundgang im Museum ist von Natur aus anschaulich, besonders in einem Freilichtmuseum. Aber er wird mit der Mundart noch eindrücklicher. Man betritt das Bauernhaus über das ‚Driescheifela‘, den Trittstein an der Haustür. Im Hausplatz steht der ‚Bhälter‘, der Speiseschrank.

Der heißtt in mancher Gegend auch die ‚Olmer‘, vom lateinischen Almarium für den Küchenschrank. An der Küchenwand sind die ‚Sterznhäng‘ und die ‚Dipflahäng‘ befestigt. Auf der Ofenbank steht die ‚Howanstandn‘, eine ovale Waschschüssel. Die ‚Standn‘ ist – ähnlich wie das ‚Sticht‘ – ein Behälter. Im Landkreis Hof issst man ‚Glies‘/Klöße, im Landkreis Wunsiedel ‚Kniela‘/Knödel. Der Münchberger Bauer lagert seine Ernte in der ‚Schei‘/Scheune, der Gefreeser im ‚Schtoddl‘/Stadel, der Wunsiedler im ‚Schtoutdl‘. Das Viehfutter wurde mit dem ‚Räft‘/von Raufe (korbähnliches Gestell aus dünnen Sprossen) in den Stall gebracht. Bezeichnete man einen Zeitgenossen als altes ‚Räft‘, war das überhaupt nicht schmeichelhaft. Die Haspel, auf der das Garn aufgewickelt wird, heißtt in Oberfranken ‚Waafn‘/Weife und damit genauso wie man einen Dampfplauderer nennt. Man unterscheidet aber zwischen ‚Kraut-, Leer, Zill-, Orsch- und Schnapswaafn‘, wobei letztere nicht vom Alkohol, sondern vom Geräusch einer Zählvorrichtung herführt.

Kinder besaßen ein ‚Hedscherpfeer‘/Schaukelpferd, und wenn sie zu lange in der ‚Hedschn‘, einer Art Hängematte aus Leinwand geschaukelt wurden, waren sie am Ende verhätschelt. Dabei waren die Kinder unserer Vorfahren gewiss nicht sehr verwöhnt. Zum Essen gab es ‚Erbfl‘/Kartoffeln, ‚weißen Kees‘/Quark und an ‚Rampfd Bruud‘/grobes Randstück Brot. Früh mussten sie im Elternhaus mithelfen und ‚an Ärfl‘/Armvoll Holz für den Ofen, ‚a Hambfl‘/Handvoll Körner für die ‚Ziebelä‘/Kükens oder ‚a Haadla‘/Haupt Kraut aus dem Keller herbeischaffen.

Einerseits kann der Dialekt sehr derb und klar ausdrücken, was im Hochdeut-

schen vielleicht bereits als beleidigend gelten würde. Andererseits muss man auch nicht alles direkt ansprechen, was aber eher in der Gabe des Redners liegt. Frei nach Kurt Held, dem früheren Landrat im Landkreis Kulmbach, könnte man sagen: ‚Kimmd der Landrood zern Borchermaasder vo aaner glann Gmaa, weid vor der Gebiedsreform. Dess bassd wos need in der Kassa. Soggd der Landrood: Wassd scho wieso iech kumm. Du wersd der dengn, der ka merr na Buggl nunderrudschn. ... Soggd der Borchermaasder: No hald a weng differ hedd ich gedochd‘.

Bertram Popp (geb. 1959 in Münchberg) ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder. 1980 bis 1984 Diplomstudium der Kulturpädagogik (inzwischen: Kulturwissenschaften und Ästhetische Praxis/Inszenierung der Künste und der Medien) in Hildesheim. Seit 1985 Mitarbeit im Oberfränkischen Bauernhofmuseum Kleinlosnitz, seit 1. August 1988 stellv. Kreisheimatpfleger, seit 31. Mai 1989 Kreisheimatpfleger im Landkreis Hof und seit 1990 Leiter des Oberfränkischen Bauernhofmuseums Kleinlosnitz. Seit 2016 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik im Bezirk Oberfranken. Zahlreiche Veröffentlichungen zur oberfränkischen Hausforschung, Handwerks- und Ortsgeschichte. Seine Anschrift lautet: Oberfränkisches Bauernhofmuseum Kleinlosnitz, 95239 Zell i. Fichtelgebirge, E-Mail: bertram.popp@kleinlosnitz.de.

Benedikt Feser

Der Dialekt braucht die Dörfer

Am 22. September 2018 veranstaltete der FRANKENBUND den 7. Thementag Fränkische Dialekte im unterfränkischen Büchold. Das Dorf ist Sitz des Vereins zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes e.V., den sich der FRANKENBUND als Kooperationspartner für den Tag ausgewählt hatte. Das Veranstaltungsmotto „Wort trifft Ort“ hat für den Arnsteiner Stadtteil eine ganz besondere Bedeutung und soll das Thema Dialekt daher aus der Sicht von Dorfbewohnern beschreiben.

Dialekt ist etwas sehr Subjektives. Der Einzelne bestimmt, was ihm seine Mundart wert ist. Manch einer nutzt den Dialekt als Alltagssprache, ohne sich dessen bewusst zu sein, und trägt in seinem Umfeld dadurch aktiv dazu bei, dass Ausdrücke und Redensarten weiterleben. Eben von Mund zu Mund, so wie Dialekt seit Generationen ohne schriftliche Überlieferung weitergegeben wird. Dialekt hat sich immer gewandelt. Das ist unstrittig und wird von der Sprachwissenschaft auch klar belegt. Insofern herrscht Konsens. Nun aber kommt das Individuum, jener Einzelne, zum Tragen. Jemand, der entweder in der Stadt oder auf dem Dorf, als Junger oder Alter, als Studierender oder Arbeiter mit der Frage konfrontiert wird, was für einen Dialekt sei, wird ganz unterschiedlich antworten. Es wird wahrscheinlich so viele Antworten geben wie befragte Personen.

Als Vorstand des Unterfränkischen Dialektvereins kann auch der Verfasser dieser Zeilen nur seine ganz persönliche Meinung



Abb. 1: Der Bücholder Peter Fuchs spielt den „Ausschaller“. Bis ins Jahr 2000 wurden in Büchold und anderen fränkischen Gemeinden die Ortsnachrichten durch den „Gemeediener“ per Handschelle ausgerufen. Fuchs hat den 7. Thementag am 22. September 2018 im Bücholder Sportheim eingeläutet.

Photo: Elisabeth Eichinger-Fuchs.

wiedergeben und eine Welt beschreiben, wie er sie durch seine Augen wahrnimmt. Eine alte, um 1910 geborene Bücholder Bäuerin, die nachweislich nie den Ort verlassen hat, nutzte noch das Wort „*saller*“ für „*jenen, welchen*“ oder sprach ihr Gegenüber in der dritten Person Plural an: „*Höt Ihr dos a scho ghört?*“. Schon der 1920 geborene Bücholder, der im 2. Weltkrieg Soldat gewesen war und später Arbeiter in



Abb. 2: Vereinsvorsitzender Benedikt Feser vor der Barocktür des alten Gasthauses mit Grundmauern aus dem Jahr 1495. Zahlreiche Thementagsbesucher nutzten die Gelegenheit, um sich über das Konzept des geplanten „Haus des Dialektes“ zu informieren. Photo: Dr. Rolf Janiak.

einer Schweinfurter Fabrik, nutze diese alten Redensformen so nicht mehr. Diesen natürlichen Wandel im Dialekt habe ich selbst in Filminterviews dokumentiert.

Auch der Wandel in der vornehmlich landwirtschaftlich geprägten Arbeitswelt fand in der Sprache seinen Niederschlag. Heute kennt kaum einer mehr „*Lünnle, Scharläuse und Lädder*“, die die Bauteile des hölzernen Leiterwagens sind. Der „*Gummimwocha*“ mit den luftbereiften Pneus hat das eisenbereifte Holzrad spätestens ab den 1950er Jahren verdrängt. Die oben benannten Mundartbegriffe dienen eigentlich nurmehr älteren Landwirten, um die Arbeitswelt von einst zu beschreiben, und sie werden wahrscheinlich, bis auf die Erwähnung in einigen Publikationen, auch mit diesen Menschen verschwinden.

Dabei handelt es sich um eine natürliche Auslese. Allerdings bin ich aber nicht damit einverstanden, über diesen, so eben beschriebenen generationsbedingten Sprachwandel den generellen verstädterungs- und globalisierungsbedingten Niedergang der Dorfdialekte zu negieren. Das

heißt nun nicht, dass ich eine Lösung für das Problem hätte; nur möchten einige meiner Mitstreiter und ich darauf aufmerksam machen, wie sich die Situation in vielen fränkischen Dörfern darstellt: Die über 40-Jährigen unterhalten sich über den Gartenzaun in ihrem Ortsdialekt. Die Jüngeren sprechen Hochdeutsch mit fränkischem Zungenschlag. Das trifft, ganz ohne Wertung und aus eigener Erfahrung, für viele Dörfer unter tausend Einwohnern zu, vom Grabfeld bis zum Steigerwald, vom Spessart bis in die Haßberge.

Die Dörfer haben keine Lobby

Seit der Gebietsreform haben die eingemeindeten Dörfer immer mehr an Selbständigkeit eingebüßt. Keine Entscheidung wird getroffen und keine Anschaffung wird getätigert, ohne die Zustimmung durch die übergeordnete Stadt- oder Gemeindeverwaltung eingeholt zu haben. Was hat das mit dem Dialekt zu tun? Ich meine: Alles. Für mich ist der Dialekt der Kristallisierungspunkt, in dem sich der Zustand länd-

lich geprägter Dorfgemeinschaften wider- spiegelt. Das völlige Verschwinden von Infrastruktur aus den Dörfern beschleunigt den baulichen Verfall und befeuert den Wegzug junger, tatkräftiger Leute. Aufgegebene Dorfwirtschaften, geschlossene Lebensmittelgeschäfte, eine ungenügende Verkehrsanbindung und das Abziehen von Arbeitsplätzen – unter anderem durch eine zu hinterfragende Landwirtschaftspolitik – sind der deutliche Beleg dafür, dass sich gewachsene Dorfstrukturen auflösen. Die verschwindenden Ortsdialekte sind nur das hörbare Ergebnis einer, meiner Meinung nach, kurzsichtigen, rein auf Wachstum ausgelegten Politik. Die Auswirkungen dieser Politik trifft die Dörfer viel härter als Städte oder Mittelpunkte.

Dem Würzburger sei natürlich weiterhin sein „Schöpple auf der alte Meebrücke“ von Herzen gegönnt, und auch das „Zischbummbeng“ in der Dialekt-Comic-Sprechblase mag sicherlich seine Anhängerschaft verdienten. Nur sollten wir darüber bitte nicht die Dörfer mit ihren lebendigen, noch existierenden Urdialekten vergessen, und dies bloß, weil die unzähligen, kleinen, fränkischen Ortschaften nicht als potente und vernehmbare Macht geschlossen auftreten können. Außerdem ist – ganz nebenbei – der einzelne Dorfdialekt aus kaufmännischer Sicht, wie es heute so schön heißt, auch nicht skalierbar.

Chance für die Dörfer

Die Zeit wird zeigen, ob die Dörfer nach dem Ausbluten während der letzten 50 Jahre einen Wendepunkt erleben werden. Gerade in Zeiten von knappem und kaum bezahlbarem Wohnraum in den Städten und der beruflichen Flexibilität durch die Digitalisierung stehen die Aussichten vielleicht gar nicht mal schlecht. Schön wäre es

dann, wenn bis zum Zeitpunkt noch etwas von den verschiedenen, regionalen Eigenheiten in Sprache und Lebensart übriggeblieben wäre. Erhalten bleiben sollte Vieles, wie die wohlklingenden Flurnamen der umgebenden Natur, die oft einfache, saisonale, „baurische“ Küche, die Mundart in der Musik und Bewahrenswert-Althergebrachtes in den neuen Spielen der Jugend. Für all das macht sich unser Verein stark und wirbt für Toleranz gegenüber dem Schwächeren, den Dörfern. Er ermuntert alle kleinen, fränkischen Orte, gerade dadurch zu bestehen, indem sie sich neu erfinden!

Wir als Dialektverein bedanken uns herzlich bei den Verantwortlichen des FRANKENBUNDES, bei den Organisatoren und den Referenten des 7. Thementages. Veranstaltungen wie diese zeigen, wie sehr uns alle Dialekt und Regionalität umtreiben. Nur über diesen konstruktiven Austausch, die wichtige Arbeit der Sprachwissenschaft, die ehrenamtliche Tätigkeit der Laien und die verschiedenen, gerne auch kontroversen Debatten sorgen wir dafür, dass das Bewahrenswerte im Überlieferten nicht allzu leichtfertig weggeworfen wird.

Benedikt Feser (geb. 1967) ist gelerner Farblithograph, heute Medienfachmann und zugleich 1. Vorsitzender des Vereins zur Bewahrung des Unterfränkischen Dialektes e.V. Nach Lebensstationen in Marktbreit, Würzburg, Lohr und einigen Berufsjahren in München ist er nach Büchold heimgekehrt und hat mit seiner Frau und seinem Sohn das elterliche Anwesen als Lebensmittelpunkt ausgebaut. Seine Anschrift lautet: Brackenstraße 12, 97450 Arnstein-Büchold, E-Mail: info@unterfräenkisch.de.

Schloss Büchold – Ein Juwel im Herzen Unterfrankens¹

Die über 800 Jahre alte Geschichte der Bücholder Schlossanlage lässt sich grob in drei Abschnitte einteilen: Die erste Phase als mittelalterliche Ritterburg nahm ihren Anfang um das Jahr 1200 mit Errichtung eines festen Platzes auf dem Schlossberg und erstreckte sich bis in das 16. Jahrhundert. Im Laufe des 16. Jahrhunderts entstand inmitten der Burgenlage ein mächtiges dreiflügeliges Renaissance-schloss und bald darauf in Anlehnung an das Schloss ein prachtvoller Barockgarten. Mit Abriss des Renais-sanceschlosses und Umwidmung des Barockgartens in eine landwirtschaftliche Nutzfläche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts endete dieser zweite Abschnitt. Damit begann die dritte Phase der Geschichte als nunmehr landwirtschaftliches Anwesen, welche um das Jahr 2000 an ihr Ende gelangte. Im Jahre 2007 wurde das leerstehende Anwesen an die jetzigen Besitzer verkauft, die das noch vorhandene historisch Wertvolle aufwendig restaurierten und es so der Nachwelt erhielten.

Eine Schlossanlage im Dornrösenschlaf

Als meine Frau und ich im Jahre 2006 die alte Bücholder Schlossanlage erstmalig näher in Augenschein nahmen, bot das auf einer Anhöhe am ostwärtigen Ortsrand gelegene und seit Jahren leerstehende Anwesen das traurige Bild zunehmender Verwahrlosung und fortschreitenden Verfalls.

Die Ringmauer war mit Teilen in den Graben abgerutscht, der Gewölbekeller aus dem 14. Jahrhundert wie auch andere Bereiche waren akut vom Einsturz bedroht und der Innen- und Außenbereich waren vollständig verwildert. Weite Teile der Anlage konnten aufgrund undurchdringlichen Bewuchses oder wegen Einsturzgefahr nicht betreten werden. Vor uns lag eine verwunschene, in tiefen Schlummer gefallene Anlage, welche die Betrachter aber unwillkürlich den Zauber des Dornröschenmärchens verspüren ließ und in ihren Bann zog.

Auf dieser Grundlage begannen nach dem Kauf im Jahr 2007 dann im Frühjahr 2008 vorrangig die Sicherungsmaßnahmen mit dem Ziel, alle erhaltenswerten Teile vor weiterem Verfall zu bewahren, sodann die nicht erhaltenswerten Gebäude abzureißen, gleichzeitig mit den Neubaumaßnahmen zu beginnen und schließlich auch die landschaftsgärtnerische Gestaltung anzugehen. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege stand uns bei allen Maßnahmen tatkräftig zur Seite, gewährte umfängliche Unterstützung und erwies sich in jeder Hinsicht als außerordentlich hilfreich. Bis Mitte des Jahres 2011 konnten dann alle Restaurierungsmaßnahmen wie geplant erfolgreich abgeschlossen werden.

Die Zeit der Ritter

Ein Gerichtsurteil aus Würzburg aus dem Jahre 1299 beschert uns den ersten urkundlichen Nachweis über die Existenz einer Burg in Büchold. Es wird vermutet,



Abb. 1: Im Dornrösenschlaf: Schlossanlage beim Verkauf 2007.

Photo: Gerhard Launer WFL-GmbH Rottendorf.

dass um das Jahr 1200 der damals in Büchold ansässige Ortsadel, die Herren von Büchold, auf dem Schlossberg eine erste Wehrburg errichteten, die bald darauf in den Besitz der Grafen von Rieneck überging. Die in der Ortschaft Büchold ansässige Kommende des Ritterordens der Johanniter erwarb schließlich in zwei Schritten 1311 und 1316 die Burg. Damit hatte der Orden seine Bücholder Besitzungen, die Herrschaft Büchold, erfolgreich arondiert.

Es waren finanzielle Probleme in Folge der Kreuzzüge, welche die Johanniter schließlich zwangen, die komplette Herrschaft Büchold mit der Burg zu veräußern. Im Jahre 1364 kaufte das im Frankenland aufstrebende Adelsgeschlecht der Reichs-

freiherrn von Thüngen, der Ritter Diez III. von Thüngen, für 10.650 Pfund Heller den Bücholder Besitz und legte damit den Grundstein für eine Herrschaft der Thüngens, die über 232 Jahre andauern sollte. Zur wirtschaftlichen Belebung führten die Thüngens in großem Stil die Schafweidewirtschaft ein. Um Büchold herum entstanden die drei Schafzuchtbetriebe Sachserhof im Norden, Neuhof im Süden und Steinbachhof im Westen. Die Schafzucht sollte von da an bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ein bedeutender Wirtschaftsfaktor in Büchold bleiben.

Der gerade im Frankenland so verheerend tobende Bauernkrieg des Jahres 1525 verschonte erstaunlicherweise Büchold. Die wehrhafte Burgenlage wurde in die-

sen dramatischen Tagen für manchen Bedrohten zum rettenden Zufluchtsort.

Unter Adam II. von Thüngen und Hans-Jörg von Thüngen wandte sich das Haus Thüngen bald dem evangelischen Glauben zu, und so geschah es, dass ab 1541 die Herrschaft Büchold und ihre Einwohner dem protestantischen Glauben folgten.

Cuius regio, eius religio

Es war vermutlich jener Hans-Jörg von Thüngen und nach seinem Tode seine Söhne, die dem Stil der Zeit folgend Zug um Zug den Umbau der romanischen Wehrburg zu einem prächtigen dreiflügeligen

Renaissanceschloss in Angriff nahmen. So entstand, hineinkomponiert in den Innenbereich, ein mächtiges Gebäude mit vier Treppentürmen und einem zusätzlichen Turm an der Südwestecke. Der Ostflügel des Schlosses wurde an den Bergfried angelehnt. Es entstand so ein im Frankenland bedeutendes und herausragendes, außerordentlich eindrucksvolles Bauwerk, welches aber nur 200 Jahre Bestand haben sollte. Nach dem Tod von Theobald Julius von Thüngen, eines engagierten und streitbaren Protestant, der ein weitgereister und außerordentlich gebildeter Mann war und der auf dem Schloss eine weit über das Frankenland hinaus berühmte Bibliothek eingerichtet hatte, sahen sich seine



Abb. 2: Die Pracht der Renaissance: Schloss Büchold im Jahre 1621.

Abb. 3: Geschaffen durch die Familie von Dalberg: Der prächtige Barockgarten östlich des Schlosses.



Söhne aus finanziellen Gründen gezwungen, die komplette Herrschaft Büchold 1596 zu verkaufen.

Besitzerwechsel und Gegenreformation

Dietrich Echter von Mespelbrunn, ein Bruder des Würzburger Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn, erwarb im Jahre 1596 für 125.000 Gulden Schloss und Herrschaft Büchold von den Brüdern Hans Bernhard und Georg Friedrich von Thüngen. Nach 232 Jahren waren damit die Thüngensche Herrschaft über Büchold und folglich auch der evangelische Glaube, den das Haus Thüngen hier stets so sorgsam umhegt hatte, an sein Ende gelangt. Neben der wirtschaftlichen Attraktivität mag es auch ganz wesentlich die

Glaubensfrage gewesen sein, welche die katholische Familie der Echter dazu bewog, die protestantische Enklave inmitten des katholischen Umlandes in ihre Hand zu bekommen.

Es war auch die Zeit der Gegenreformation, dessen treibende Kraft im mainfränkischen Land Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn war. Als steinernes Zeugnis dieses Zeitabschnittes entstand ostwärts des Schlosses die zweitürmige Nikolauskirche, welche 1622 von Philipp Christoph Echter von Mespelbrunn feierlich ihrer Bestimmung übergeben wurde. Auch von Hexenprozessen, Folter und Tod blieb Büchold nicht verschont. So wurde im Januar 1600 eine Schäferin aus Sachserhof, Elisabeth Rüger, festgenommen und der Hexerei beschuldigt. Um das für

ein Todesurteil und öffentliches Verbrennen erforderliche Geständnis der ‚Hexe‘ zu erzwingen, hatte man Elisabeth Rüger in der Nacht des 12. Januar 1600 den Folterknechten im Keller des Schlosses übergeben, wo sich in dieser Nacht unter der Folter ihr Schicksal erfüllte. Am 15. Januar 1600 wurde der Würzburger Fürstbischof aus Büchold über diese Angelegenheit schriftlich abschließend mit dem Tenor informiert: tot und verbrannt.

Im Dreißigjährigen Krieg

Auch der 30-jährige Krieg sollte Schloss und Herrschaft Büchold nicht verschonen. 1631 nahmen die Truppen des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf Arnstein in Besitz und plünderten dies zehn Tage lang aus.



Abb. 4: Nachtquartier im Bücholder Schloss: König Joseph, der spätere römisch-deutsche Kaiser Joseph I. nächtigte 1702 mit seiner Gemahlin Amalie und großem Gefolge in Büchold.

Auch Büchold wurde überfallen und ausgeraubt. Das unverteidigte Schloss erlitt ein ebensolches Schicksal. Sechzehn Kanonen, welche die Schweden im Schloss vorhanden, wurden gestohlen und von ihnen fortgeschafft. 1634 räumten die Schweden nach ihrer Niederlage bei Nördlingen Unterfranken. Die kaiserlichen Truppen stießen nach und legten zwei kroatische Reiterregimenter nach Büchold ins Quartier. Die Kroaten plünderten dort all das, was noch übrig war, und verfütterten zudem sämtliches Getreide und Saatgut aus den Scheunen der Bauern an ihre Pferde. So lag Büchold bald verwüstet darnieder, die Anwesen waren verlassen, Schäfereien, Mühlen und Schankstatt aufgegeben und die Felder unbestellt. Wieviele Bewohner am Ende des Krieges noch in dem, was 1618 noch ein blühendes Gemeinwesen gewesen war, ausharrten, wissen wir nicht. Das Schloss hatte aber, wenn auch mehrfach ausgeplündert und beschädigt, den Krieg halbwegs überstanden und war nicht vollständig der Zerstörung anheim gefallen wie so viele andere Schlösser, Burgen und Adelssitze in diesem verheerenden Krieg.

Das Kleinod der Kämmerer von Worms

Durch Einheirat gelangte bald nach Ende des 30-jährigen Krieges die Familie der Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, in den Besitz von Büchold. Dies stellte einen Glücksfall für Schloss und Herrschaft Büchold dar, denn jene im Reich bedeutende und einflussreiche Familie verfügte über die notwendigen finanziellen Mittel, die Herrschaft rasch und vollständig zu sanieren. In diesem Rahmen wurde das Schloss nicht nur im Innenbereich mit Möbeln, Bildern, Tapeten, Silber und Geschirr aufwendig ausgestattet, sondern



Abb. 5: Im Jahre 2011: Die Bücholder Schlossanlage nach der Restaurierung.

auch von außen vollständig renoviert. So war bald eine standesgemäße Residenz entstanden, die um 1685 durch die Anlage eines prächtigen Barockgartens nochmals deutlich aufgewertet wurde. Damit war es der Familie von Dalberg gelungen, die Herrschaft Büchold mit seiner Schlossanlage zu einem bedeutenden gesellschaftlichen Mittelpunkt in Franken zu machen. Dies war wohl auch Grund dafür, dass König Joseph, der spätere römisch-deutsche Kaiser Joseph I., im Jahre 1702 auf der Reise von Landau nach Wien Schloss Büchold für sich und seine Gemahlin als Quartier auserwählte.

1719 verstarb der Schlossherr Johann Friedrich Eckenberg von Dalberg, ohne jedoch erbberechtigte Nachkommen zu hinterlassen. Einer damaligen Rechtsauffassung folgend, zog nun das Würzburger Domkapitel die Herrschaft Büchold an

sich. Damit geboten jetzt die Würzburger Fürstbischofe über das Wohl und Wehe der Herrschaft Büchold und die Zukunft seiner so prächtigen Schlossanlage, welche aber bald dem Niedergang geweiht waren.

Das Hochstift Würzburg und der Niedergang von Schloss und Herrschaft Büchold

Die Würzburger Fürstbischofe gaben bald in den Folgejahren die wirtschaftlich attraktive Herrschaft zur Nutzung an Familienangehörige weiter, welche nicht darauf bedacht waren, hier nachhaltig zu wirtschaften, sondern vorrangig finanziellen Gewinn aus der Herrschaft herauspressen wollten. Dies sollte Zug um Zug den Niedergang der Herrschaft und den allmählichen Verfall des Schlosses einleiten, welches 1753 endgültig leergeräumt wurde.

Im Jahre 1768 endete die Eigenständigkeit der Herrschaft Büchold. Ihre Bestandteile wurden nach und nach veräußert und das Schloss zur Gewinnung von Baumaterial leider vollständig abgerissen. 1816 kaufte der Bücholder Bürger Johann Mennig die Schlossruine, von welcher zu diesem Zeitpunkt nur noch die Außenmauern, die Türme und der Gewölbekeller unter dem ehemaligen Westflügel der Anlage vorhanden waren. Bereits im Jahre 1787 hatte der Vater von Johann Mennig, Lorenz Mennig, den Barockgarten aufgekauft und diesen wieder landwirtschaftlicher Nutzung zugeführt. Für die nächsten fast 200 Jahre sollte von nun an die Schlossanlage einen bäuerlichen Kleinbetrieb beherbergen, der nach dem Ableben der letzten Bewohner durch die Erbin im Jahre 2007 an die jetzigen Bewohner verkauft wurde. Für alle Interessierten steht heute die restaurierte Anlage bei Veranstaltungen oder nach Vereinbarung zur Besichtigung bereit.

Henning Glawatz (geb. 1949 in Hellendorf, Niedersachsen) machte nach dem Schulbesuch am Humboldt-Gymnasium in Bad Pyrmont sein Abitur. Mit 19 Jahren Eintritt in die Bundeswehr als Offizieranwärter, anschließend Laufbahn als Heeresoffizier, seit 2010 im Ruhestand. Im Jahre 2007 erwarb er mit seiner Ehefrau die Bücholder Schlossanlage, restaurierte diese und lebt seit 2009 dort. Seine Anschrift lautet: Schlossberg 5, 97450 Büchold, E-Mail: henning.glawatz@googlemail.com.

Anmerkung:

- Bei dem nachstehenden Artikel handelt es sich um einen Auszug aus dem Buch „Schloss Büchold im Spiegel der Zeit – Geschichte eines unterfränkischen Adelssitzes“ von Henning Glawatz. Erschienen 2012 im Rotabene Medienhaus, Rothenburg o.d.T., ISBN 978-3-927374-98-0.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

Wilfried Engelbrecht: **Die Bayreuther Stadtkirche. „Unser libs goczhawss sant Marie magdalene“. Geschichte des ältesten Bauwerks der Stadt.** Bayreuth [Bayreuther Zeitlupe Verlag] 2017, geb., 288 S., zahlreiche Farb- und s/w-Abb., 24,90 Euro.

Als 2014 die kurz zuvor noch einsturzgefährdete Bayreuther Stadtkirche nach knapp 9-jähriger Renovierung wieder eröffnet wurde, kam sogleich ein Buch heraus, das bildreich und mehrschichtig in die Geschichte des wichtigsten sakralen Bauwerks des Landkreises Bayreuth einführte. Die damaligen Autoren konnten sich 2014 auch auf Wilfried Engelbrechts grundsätzlichen Beitrag zur Baugeschichte stützen, den er 1991 in einem Band des „Archivs von Oberfranken“ publiziert hatte. Mit seinem neuen Buch hat er – auf den Text von 1991 aufbauend, aber ihn mit vielen Themen erweiternd – eine wesentlich weitergefasste Monographie zur Geschichte des Bayreuther „goczhawss sant Marie magdalene“ vorgelegt, die nichts weniger als ein ‚opus summum‘ zur Bayreuther Stadtkirche ist.

Engelbrecht, der sozusagen jeden Nagel, der in der Kirche verbaut wurde, mit Vornamen kennt, hat zugleich eine mikroskopische wie allgemein gültige Geschichte zum Kirchenbau (dem speziellen und dem allgemeinen) in Franken geschrieben. Seine wahrlich intime Quellenkenntnis – repräsentiert durch die seit 1435 nachweisbaren und kurz darauf einsetzenden Gotteshausrechnungen –, seine interpretatorische Scharfsinnigkeit und seine souveräne Übersicht über die Bayreuther Stadtgeschichte, gepaart mit einem gesunden Misstrauen gegenüber vorschnellen Thesen, bleiben allerdings nicht (was möglich gewesen wäre) bei der bloßen Baugeschichte stehen.

In der Biographie dieser Kirche, die 1194 erstmals in den Quellen erschien, vereinigen sich Landes-, Stadt-, Architektur-, Bau-technik-, Kunst-, Kirchen- und Religionsgeschichte zu einer Mixtur, die mit „liebevoll ausgesponnenen Legenden, wirklichkeitsfernen Vorstellungen vom mittelalterlichen Baubetrieb und gravierenden Fehlinterpretationen der Originalquellen“ gründlich, übrigens auch kurzweilig, aufräumt (S. 40). So hatte er schon 1991 die Datierung des Chors und seiner Skulpturen, die nicht in die Parlerzeit des 14., sondern in die nach-hussitische Zeit des 15. Jahrhunderts gehören, überzeugend korrigiert. Von ähnlichem Kaliber war die einstige Frühdatierung des Mittelschiffgewölbes auf 1579; tatsächlich gehört das Langhaus in die Zeit nach dem Bayreuther Stadtbrand von 1621. Von den mittelalterlichen Altären hat sich bis auf ein aus Regensburg stammendes Fragment von ca. 1500 und dem heutigen Lindenhardter Altar nichts erhalten, dennoch hat Engelbrecht sein Werk auch sonst reichlich illustriert. Wo es um so profane, aber grundlegende Details wie Baumaterialien, Arbeitsabläufe und religiöse Riten geht, hat er das nicht vorhandene Bayreuther Bildmaterial mit Vergleichsbeispielen aus der Kunstgeschichte ersetzt, somit ein Buch erstellt, das man schon aus optischen Gründen gern durchblättert. Die Ergebnisse der jüngsten archäologischen Forschungen, zumal der Friedhofsfunde im Außenbereich des Gebäudes, werden ebenso gebracht wie all jene Plätze, an denen man dem Bau, aber auch den Materialien (wie Kerzenwachs) zuarbeitete. So geraten die Mühlen, die Bäder (Stichwort: „Salbader“) und die Steinbrüche ins Bild, aus denen man den Stein für die verschiedenen, hier in wünschenswerter Genauigkeit dargestellten Bauphasen gewonnen hat.

Im zeitlichen Schnitt erläutert Engel-

brecht aus allen verfügbaren Quellen heraus die Bau-, Religions- und Liturgiegeschichte der Kirche, im technischen ‚stream‘ die Details des Kirchenbaus an sich. Besonders spannend, weil anderswo kaum nachzulesen, sind Engelbrechts Darstellungen des einstigen Beinhouses, der mittelalterlichen Bauskulptur (wo sie nicht während der Reformation, bei den beiden Stadtbränden oder noch im neugotisch infizierten 19. Jahrhundert brutal beseitigt wurde), der sparsamen Renaissance-Elemente und der Steinmetzzeichen. Zuletzt geraten die Renovierungen der letzten beiden Jahrhunderte und die Orgeln, ganz zuletzt das Totengedenken in den Blick, wobei Engelbrecht auch hier sein graphisch ausgesprochen schön strukturiertes Bildmaterial ideal in das Thema integriert.

Dem Historiker sind genaue stilistische Unterscheidungen, die Rekonstruktion der komplexen Baugeschichte der beiden Türme (und das Leben auf ihnen) sowie die Überlegung, wie viel Material für Leuchtmittel aufgewendet wurde, im besten Sinne gleich gültig, weil er weiß, dass sich kein Bauwerk von selbst erbaut und bewirtschaftet, sondern von Menschen errichtet und gestaltet wird, die „*holhopff*“, „*Ullein Mülner*“ oder „*Hansen Vogel*“ geschrieben werden. Muss man das alles wissen? Im Blick auf die derart aufbereitete Geschichte einer Kirche, die im Vergleich zu den berühmten Gotteshäusern dieser Welt nicht herausragt, darf man sagen, dass Engelbrecht eine Blaupause für jede weitere, das kleinste Detail und zugleich die nötige Übersicht enthaltende Kirchenmonographie vorgelegt hat. Erst durch die ganzheitliche Interpretation des ‚an sich‘ nicht besonders herausstechenden Bauwerks wird klar, welche Bedeutung es für die Bayreuther, die Oberfranken, die Fran-

ken und vielleicht auch für die nichtfränkischen Historiker hatte und hat. Damit aber hat Engelbrecht mit seinem auf vielen Forschungsjahren basierenden Opus **die** haltbare Geschichte der Bayreuther Stadtkirche vorgelegt, die an Genauigkeit, Problembewusstsein, illustrativer Gestaltung und nicht zuletzt an streng erkenntnisorientierter Verbundenheit nicht übertroffen werden wird.

Frank Piontek

Albert M. Debrunner: **Zuhause im 20. Jahrhundert. Hermann Kesten. Biographie.** Wädenswil [Nimbus Verlag] 2017, ISBN 978-3-03850-032-2, 448 S., geb., 50 Abb., 36,00 Euro.

Einen langen Atem brauchte der Biograph Hermann Kestens, um sich durch das umfangreiche Nachlassmaterial, das im Archiv der Münchner Monacensia aufbewahrt wird, zu arbeiten, tausende Briefe zu sichten und auszuwerten, Kestens umfangreiche Primärliteratur auszuwerten und biographisch einzuordnen sowie die Literatur über Kesten in dessen Leben und Werk zu verweben. Fünfundzwanzig Jahre hat Debrunner an diesem Projekt gearbeitet. Ein großer Wurf ist ihm mit dieser Biographie gelungen. Sie ist gut lesbar, verständlich, detailreich und streckenweise sogar spannend. Etliche, bis dato unbekannte Begebenheiten konnte er einflechten. Sein Opus ist eine Bereicherung für die Litaturgeschichte, denn erstmals erhält man einen zusammenhängenden Einblick in Kestens unstetes Wander-, Literaten- und Privatleben. Sehr selten verirrt sich Debrunner in einige Petitesen, die er bedächtig ausmalt, während er Kestens Romanerstling „Joseph sucht die Freiheit“ nur mit einem einzigen Satz erwähnt. Die Biogra-

phie ist chronologisch aufgebaut und beginnt mit der Schilderung des jüdischen Lebens in einem kleinen Ort in Galizien, Podwoloczyska, damals zur österreichischen k.u.k. Monarchie, heute zur Ukraine gehörig. Dort wurde Hermann Kesten im Jahr 1900 geboren. Als er vier Jahre alt war, zog die Familie nach Nürnberg, in die Stadt, in der Kesten seine eigentlichen Wurzeln hat, und die er nach seiner Rückkehr aus dem amerikanischen Exil besuchte. „*Als ich 1949 wiederkam, da standen nur Ruinen [...] Meine Nürnberger hatten Synagogen verbrannt und Menschen vergast, und sie hatten es vergeben und vergessen.*“ Die Stadt nahm er als die Heimat Albrecht Dürers und als die Stadt der Reichsparteitage schmerzlich wahr. Über Deutschland, das ihn indirekt 1933 ins Exil zwang, schrieb er: „*Und doch liebe ich Deutschland [...]*“

Mit seinen Schwestern Karoline und Gina wuchs er in Nürnberg in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in einer bildungs-betonten, bürgerlichen Familie auf. Mit elf Jahren wechselte er von der Bismarck-Volksschule in das heutige Melanchthon-Gymnasium. In diese Zeit fielen seine ersten Dramenversuche; ein Genre, von dem er glaubte, es sei wie geschaffen für ihn. Später sollte er nur Misserfolge mit seinen Theaterstücken haben und wandte sich schließlich fast widerwillig dem Romanschreiben zu. Sein Abituraufsatz „Wie kann der Dichter seinem Volke in Zeiten der Drangsal und Erniedrigung nützen?“ wurde mit „sehr gut“ benotet, auch wenn der Lehrer seinen ironisch-spöttischen Stil kritisierte. Immerhin bezeichnete er Hermann Kesten als „*Heine redivivus*“, als auferstandenen oder zweiten Heine. 1918 starb der Vater, der schon zu Beginn des Krieges zum Dienst an der Front eingezogen wor-

den war, an den Folgen einer Kriegsverletzung in einem Lazarett in Lublin.

Nach dem Abitur begann Kesten sein Jura-Studium in Erlangen, wechselte dann nach Frankfurt am Main und belegte dort auch die Fächer Geschichte, Germanistik und Philosophie. 1923 brach er sein Studium wegen der schwierigen finanziellen Lage der Familie ab, half im Trödelladen seiner Mutter und brach schließlich zu Reisen in zahlreiche europäische Länder auf. Nach seiner Rückkehr wusste er, was er wollte: Schreiben. 1927 schrieb er in wenigen Wochen in einem Nürnberger Gartenlokal am Dutzendteich seinen Romanerstling „*Joseph sucht die Freiheit*“, der stark autobiographisch gefärbt ist. Schon der Titel verrät, dass der Autor auch im realen Leben der Freiheit absolute Priorität einräumte. Das Buch wurde mit einer Kleist-Ehrung bedacht.

1927 ging Kesten nach Berlin, wurde Autor beim renommierten Kiepenheuer-Verlag und schon ein Jahr später Cheflektor. Bereits in diesen Jahren zeigt sich seine altruistische Ader. Er verhalf so manchem, damals unbekannten Autor zum Erfolg, indem er die Publikation von dessen Büchern befürwortete. Das berühmteste Beispiel seiner Förderung war Joseph Roth, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband. 1928 hatte er die Nürnberger Jüdin Toni Warowitz geheiratet, „*aus Liebe, also ohne Geld*“, wie er seinem ehemaligen Schulfreund und späteren Anwalt Beisler in einem Brief verriet. Weitere erfolgreiche Romane erschienen, mit denen er sich als Vertreter der neuen Sachlichkeit zeigte, wie „*Glückliche Menschen*“ und „*Der Scharlatan*“. In jenen Berliner Jahren lernte der junge Autor Heinrich, Thomas und Klaus Mann, Joseph Roth, Bertolt Brecht, Ernst Toller und Erich Kästner kennen.

Mit seinem erfolgreichsten und beliebtesten Buch „Meine Freunde, die Poeten“ hat Kesten vielen Kollegen ein Denkmal gesetzt.

Als die politische Situation immer prekärer wurde, stieg Kesten 1933 mit seiner Frau in den Zug nach Paris ins Exil. Der holländische Verleger Albert de Lange nahm Kesten in die Liste der deutschen Abteilung des Verlags auf und bot ihm später ein geregeltes Einkommen als Verlagslektor. Bei Kriegsausbruch 1939 wurden Toni und Hermann Kesten getrennt in Frankreich interniert. Auf Intervention einflussreicher Freunde hin kam der Autor nach zehn Tagen frei, seiner Frau gelang die Flucht. Nun stand für ihn fest, dass sie Frankreich verlassen und nach Amerika ins Exil gehen müssten. Akribisch genau beschreibt Debrunner die Schwierigkeiten, denen der Flüchtling ausgesetzt war, doch schließlich gelang es ihm 1941, mit einem Besuchervisum ein Schiff nach Amerika zu besteigen. Seine Frau konnte erst später folgen. Was Kesten in Amerika am meisten fehlte, waren die Cafés, denn in Europa hatte er fast ausschließlich in ihnen geschrieben; sie waren ihm im Exil zur Heimat geworden. In der Neuen Welt entwickelte sich der Schriftsteller, zusammen mit Thomas Mann, immer mehr und unter großen persönlichen Opfern, wie Debrunner betont, zum Lebensretter der noch in Europa auf eine Ausreise wartenden Autoren. Als Honorary Adviser wirkte er im Emergency Rescue Committee mit. Im amerikanischen Exil entstand die Romantrilogie „Der Mohr von Kastilien“. „Ferdinand und Isabella“ und „König Philipp II.“ sowie „Die Kinder von Gernica“. Mit der Romantrilogie übte Kesten – in historisches Gewand verhüllt – heftige Kritik an der Staatsform der Diktatur. Der Biograph Debrunner betont, dass die Par-

allelen zur Zeit des Nationalsozialismus augenfällig sind. 1949 erhielt Kesten die amerikanische Staatsbürgerschaft und kehrte mit dieser Sicherheit im Rücken nach Europa zurück.

Der Biograph Debrunner hatte das Glück, Hermann Kesten in seinen letzten Lebensjahren noch persönlich kennen zu lernen, deshalb konnte er so manche unbekannte Episode aus dessen Leben beitragen. Deutschland, das zu verantworten hatte, dass große Teile von Kestens Verwandtschaft dem Holocaust zum Opfer gefallen waren, schied als neuer Wohnsitz aus. Das Ehepaar entschied sich für Rom, dessen Lebensgefühl und überaus reiche Kultur ihnen zusagte. Hier schloss der Heimkehrer neue Freundschaften, u.a. mit Ingeborg Bachmann. Hans Werner Richter lud Kesten auch zu Tagungen der „Gruppe 47“ ein. Ablehnung erfuhr der jüdische Autor jedoch von den jüngeren deutschen Autoren, die jetzt den Ton angaben. 1956 kam es wegen Kestens Rede beim Kongress in Überlingen zu einem Eklat. Kesten ging in seinem Vortrag „Literatur im Exil“ mit den Autoren, die sich nicht vom Nationalsozialismus distanziert hatten, hart ins Gericht. Die Rede führte zu einer feindlichen Haltung gegenüber dem deutlich älteren Exilautor. Die jüngere Autoren generation wollte nicht an diese Zeit erinnert werden, man versuchte sie zu verdrängen und schaute in die Zukunft. Hans Werner Richter sagte im privaten Kreis: „Ich rechne Kesten nicht zu uns gehörig.“ Es musste noch viel Zeit vergehen, bis Kesten schließlich 1972 zum Präsidenten des PEN-Zentrums gewählt wurde. 1976 legte er das Amt nieder.

1959 erschien Kestens Buch: „Dichter im Café“. Eine Zeit- und Weltreise durch die Cafés der europäischen Metropolen und deren Dichter, für die das Café ein

„Wartesaal der Poesie“ war. Debrunner schrieb zu Recht: „Kesten wurde das Kaffehaus zur Chiffre für seine schriftstellerische Existenz.“ Als der Autor bereits Literaturpreise und Anerkennungen erhalten hatte, schuf der Nürnberger Maler Michael Mathias Prechtl das Bild „Hermann Kesten im Café“, das im Nürnberger Rathaus hängt. Der unstete Wanderer sitzt an einem Cafèhaustischchen, neben ihm Christus mit der Dornenkrone und dem Davidstern auf der Brust – und der alttestamentarische Moses. Seine Heimatstadt ehrte ihren großen Sohn auch mit einer Skulptur, die im Garten des Kreuzgangs der Ruine der Katharinenkirche steht. Das Gelände gehört zur Stadtbibliothek Nürnberg, und der Garten wird von den Besuchern des Hermann-Kesten-Cafés genutzt. Die Skulptur zeigt Kesten im Aufbruch, mit Hut und dem Mantel über dem Arm.

1972 erschien der Roman „Ein Mann von sechzig Jahren“ mit stark autobiographischen Zügen, der aus vier Perspektiven erzählt wird. Die Hauptfiguren leben an denselben Orten, wo Kesten gelebt hatte und haben einen fast identischen Lebenslauf mit ihm. Sein einziger Lyrikband „Ich bin, der ich bin“ erschien 1974. Der Titel greift auf die Antwort Jawhes zurück, der, nach seinem Namen gefragt, antwortet „Ich bin, der ich bin“. Zahlreiche Ehrungen belegen das Gewicht Kestens in der Literaturszene. Hier seien nur die wichtigsten genannt: Preis der Stadt Nürnberg, Georg-Büchner-Preis, Nelly-Sachs-Preis und Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Nürnberg.

Am 3. Juli 1977 starb Toni Kesten. Ihr Tod stürzte Kesten in eine schwere Krise. Er ‚floh‘ aus Rom und verbrachte etwa ein Jahr bei seiner Schwester Gina in New York. Seine Lebenslust war erloschen, er

verstummte literarisch und schrieb nur noch Briefe. Wolfgang Buhl, ehemaliger Leiter des Studio Nürnberg (heute Studio Franken) des Bayerischen Rundfunks, der mit ihm befreundet war, schrieb: „Mit ihr, der kleinen zierlichen Nürnberger Jüdin, starb ein Teil seiner selbst. [...] Diese kleine Nürnberger Jüdin lebte ganz für ihn [...] sie] war sein literarisches Gewissen, das er nur verließ, um im Café zu schreiben [...].“ Buhl lud Kesten mehrfach ins Studio ein. Bekannt sind u.a. Kestens Sendungen „Nürnberger Reden“.

Schließlich fand der Witwer ein neues Zuhause bei Martha Marc, einer Nürnberger Freundin von Toni, die auch Hermann aus seiner Jugendzeit kannte. Martha war ebenfalls verwitwet und lebte in der Nähe von Basel. Als Martha 1984 starb, begab sich der Hochbetagte im Sommer 1985 in das jüdische Altersheim La Chamille in Riehen. Anfang der 1990er Jahre machte der Patient dort die Bekanntschaft mit der jungen Pflegerin Monika Kiefer. Es entstand eine tiefe Freundschaft, beide sahen diese Freundschaft als Liebesbeziehung an.

Zu Kestens 90. Geburtstag richtete die Stadt Nürnberg einen Festakt für den Jubilar aus. Festredner waren Willy Brandt, Walter Jens, Marcel Reich-Ranicki, Carl Amery, Horst Bienek, Hilde Spiel und Thilo Koch. Zu seinem 95. Geburtstag stiftete Hermann Kesten der Stadt Nürnberg den ersten Internationalen Menschenrechtspreis in Höhe von 25.000 DM. Schon länger hatten seine Kräfte nachgelassen. Im Frühjahr 1996 bekam er eine Lungenentzündung. Man brachte ihn – bereits bewusstlos – ins Spital, wo er am 3. Mai 1990 starb, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben. Der eilig herbeigerufene Nürnberger Bildhauer Wilhelm Uhlig nahm die Totenmaske ab. Hermann Kesten ruht im Israelitischen Friedhof in Basel.

Alfred Debrunner ist es gelungen, ein stimmiges und lebendiges Porträt seines Forschungsobjekts zu zeichnen und dessen Persönlichkeit immer wieder unaufdringlich aufleuchten zu lassen: Hermann Kesten – der Meister der Freundschaft, der Freiheitsliebende, der Optimist mit leicht melancholischem Einschlag, der unstete Wanderer, der Moralist, der liebende Gatte und der Chronist des 20. Jahrhunderts.

Ingeborg Höverkamp

Christel Gollner (Hrsg.): **Buntland – bildschön – 20 Jahre Oberfränkische Malertage.** Ortsporträts von Godehard Schramm (Nürnberg). Weißenstadt [Druckkultur Späthling] 2017, ISBN 978-3-942668-39-2, Fadenheftung mit Hardcover, 27 x 24,5 cm, 192 S., ca. 300 Farabb., 19,95 Euro.

„Diese einmalige Veranstaltungsreihe, die es sonst nirgendwo gibt, muss unbedingt fortgesetzt werden.“ Diesen Wunsch äußerte schon 1999 der damalige oberfränkische Regierungspräsident Hans Angerer, anlässlich der 2. Oberfränkischen Malertage (OMT) in Pegnitz. Dieser Wunsch ging in Erfüllung! Leider hat Hans Angerer nicht mehr erlebt, dass nicht nur die sogenannten OMT zwanzigmal in Folge stattgefunden haben, sondern dass 2017 mit diesem Jubiläumsbuch ein einzigartiges, 192 Seiten umfassendes Dokument geschaffen wurde. Der Bildband „BUNT-LAND – bildschön“, den die Gründerin und Organisatorin der Oberfränkischen Malertage, Christel Gollner, jüngst herausgegeben hat, vermittelt in moderner und zugleich zeitloser Symbiose von Dicht- und Malkunst ein tief verwurzeltes Wissen

und Gefühl für die wunderschöne oberfränkische Heimat. Es gleicht einem in dieser Art bislang nicht bekannten Poesiealbum. Die „*kometenhaften*“, geistreichen und phantasievollen Darstellungen des bekannten Nürnberger Schriftstellers Dr. Godehard Schramm ziehen sich in launischer Jean-Paul-Manier wie ein roter Faden ebenso blütentraumreich durch das Werk wie die 300 Bilder, die die Malkünstler aus vielen Regionen Deutschlands, europäischen Nachbarländern und sogar aus den USA ausschließlich zum Thema Oberfranken geschaffen haben.

Zwischen 1998 und 2017 haben folgende Orte an den Oberfränkischen Malertagen teilgenommen und sind somit in dem Bildband ausführlich dargestellt: Weidenberg, Pegnitz, Bayreuth, Hof, Creußen, Kronach, Kulmbach, Forchheim, Wunsiedel, Coburg, Marktredwitz, Arzberg (mit den weiteren Orten der bayerisch-böhmisches Brücken-Allianz: Hohenberg a.d. Eger, Schirnding, Thiersheim, Thierstein und Höchstädt), Seßlach, Schwarzenbach a.d.Saale, Kirchenlamitz, Neustadt b. Coburg, Münchberg, Bad Rodach, Neudrosendorf und Lichtenfels.

Die Regierungspräsidentin Oberfrankens, Heidrun Piwernetz, und Bezirksheimatpfleger Prof. Dr. Günter Dippold geben mit ihrem Gruß- bzw. Geleitwort der Freude Ausdruck, dass mit dem Buch einerseits unser buntes, vielfältiges Oberfranken in Wort und Bild auf so treffliche Weise dargestellt wurde und dass andererseits die Künstler in den einzelnen OMT-Orten für sie interessante Gegebenheiten entdeckt haben, die selbst den Ortsansässigen häufig gar nicht auffallen oder nicht darstellenswert erscheinen würden.

Renate Wolfrum